



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland**

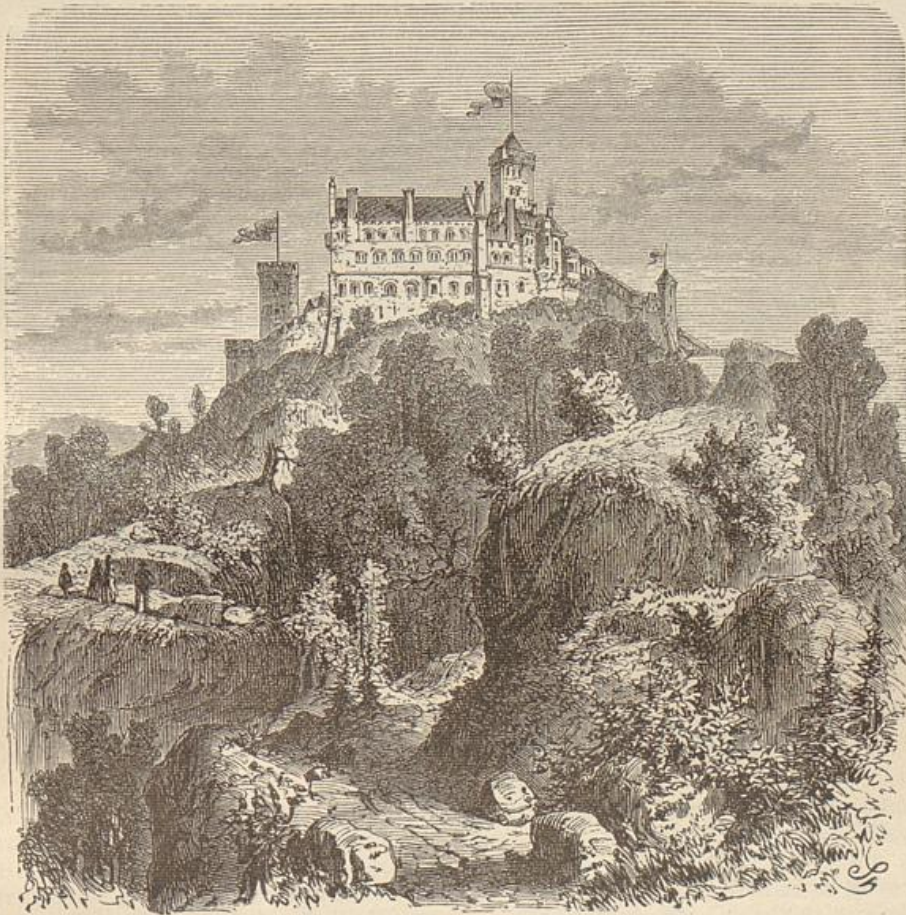
**Richter, Julius Wilhelm Otto**

**Leipzig [u.a.], 1883**

Vierzehnte Abteilung. Der Thüringer Wald und die thüringische  
Hochebene.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30013**

Vierzehnte Abteilung.



Die Wartburg.

Der Thüringer Wald und die Thüringische  
Hochebene.

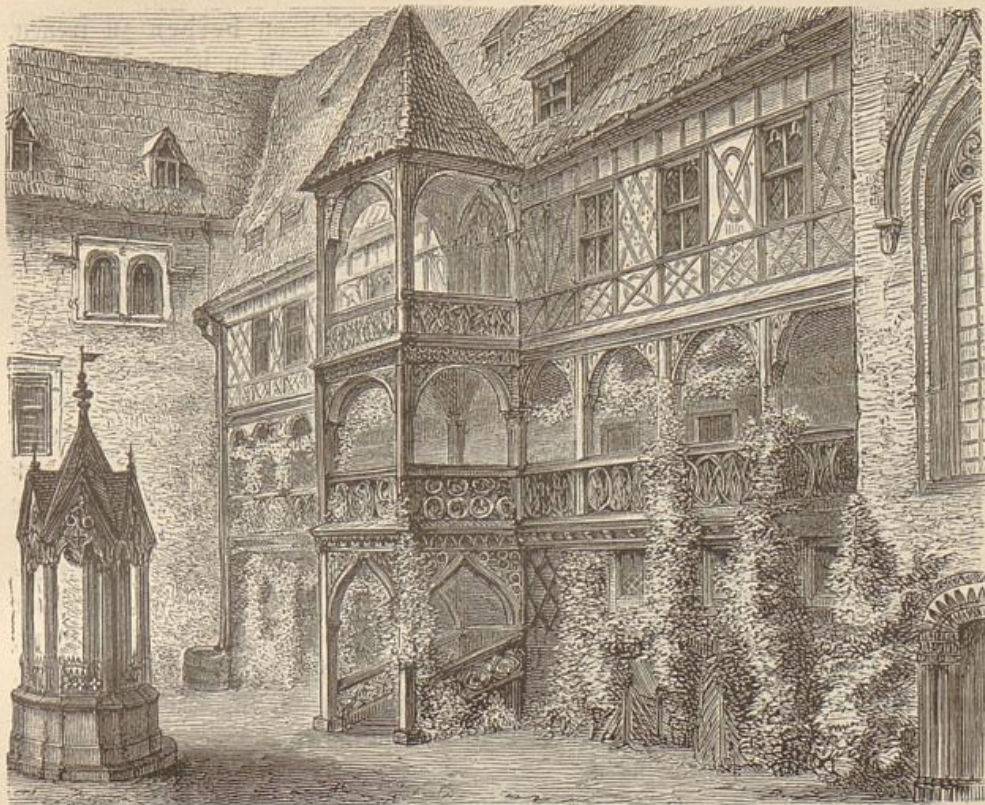


Einzelne Blätter

Der Fürstliche Wald und die Vögel

Handbuch





Der Fürstenbau in der Feste Koburg.

### Einleitendes. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg.

Einleitendes. Vergleich der verschiedenen Gebirgsformationen in Mitteldeutschland: Porphyry und Granit im Thüringer Walde, Grauwacke im Harz, Schiefer am Niederrhein u. s. w. — Der Zug des Thüringer Waldes. — Der Rennsteig. — Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg. Rudolstadt und die Heidecksburg. — „Fürstenblut für Ochsenblut!“ (Gräfin Katharina und Herzog Alba). — Schiller in der Glockengießerei zu Volkstedt. — Das Schwarzathal. — Schloß Schwarzburg. — Das Vorkenhäuschen auf dem Trippstein.

Wie seiner Zeit in Deutschland der Streit über Goethe und Schiller und über den Vorzug des einen oder des andern nicht bloß zum guten Ton, sondern geradezu zur Schätzung der Bildungsstufe gehörte: so oder doch in ähnlicher Weise pflegt heutzutage namentlich die anwohnende Jugend über „Thüringer Wald oder Harz“ zu streiten. Goethe meinte, die Deutschen sollten nicht streiten, ob Schiller, ob Goethe größer sei, sondern sie sollten sich freuen, daß sie zwei Männer hätten, über die es sich verlohnte zu streiten. Nun wohl, so sollen auch die Norddeutschen sich freuen, daß sie zwei Gebirge haben, um die sich's verlohnt zu streiten, und sollen nicht — denn das ist der Sinn des Goetheschen Wortes —



das eine herabsetzen, um das andre zu heben. Sich an beiden zu freuen, ist die Forderung, jedes in seiner Art gelten zu lassen und in seinen Vorzügen anzuerkennen; und so soll man sich hüten, zu denken, der Thüringer Wald könne nicht schön sein, weil er nicht ist wie der Harz, oder der Harz könne es nicht sein, weil er anders ist als der Thüringer Wald.

Daß eine solche Verschiedenheit da ist, kann denen am wenigsten entgehen, die einer wirklichen Freude am Gebirge fähig sind. Die eigentümlichen Linien, überhaupt die Eigenart landschaftlicher Gestaltung kommt zwar nicht allen zum Bewußtsein, aber sie dringt doch ins Gefühl ein und bildet da die Grundlage der Freude. Der Eingeweihte schaut tiefer hinein; wie der Weintrinker in dem Nebenfaß, den man ihm vorsetzt, den Boden durchschmeckt, so erkennt der Bergkenner in der Formation des Gebirges die Bausteine der Schöpfung, aus welchen es zusammengesetzt ist; diese Bausteine, welche nach der Zeit, in der sie entstanden, und nach den Kräften, die sie ans Licht gefördert, verschieden, die erfreuende Mannigfaltigkeit der Gebirgslinien bewirken. Und so liegt unsrer Freude am Gebirge eine große und gewaltige Geschichte zum Grunde, die Geschichte des Weltbaues, durch welche die Erdoberfläche ihre heutige Gestalt erhalten hat. Ein Vergleich mag das anschaulich machen. Rom ist ein genußreicher Aufenthalt durch seine ruhm- und glanzreiche Geschichte; wer sie nicht kennt, ahnt sie doch in den Trümmern, die ihn umgeben, und in den Trümmerschichten, auf denen er dahinwandelt; so ahnen wir in unsrer Freude am Gebirge zugleich seine Geschichte, und die Männer der Wissenschaft suchen auf den Grund dieser lebhaften Freude durchzudringen.

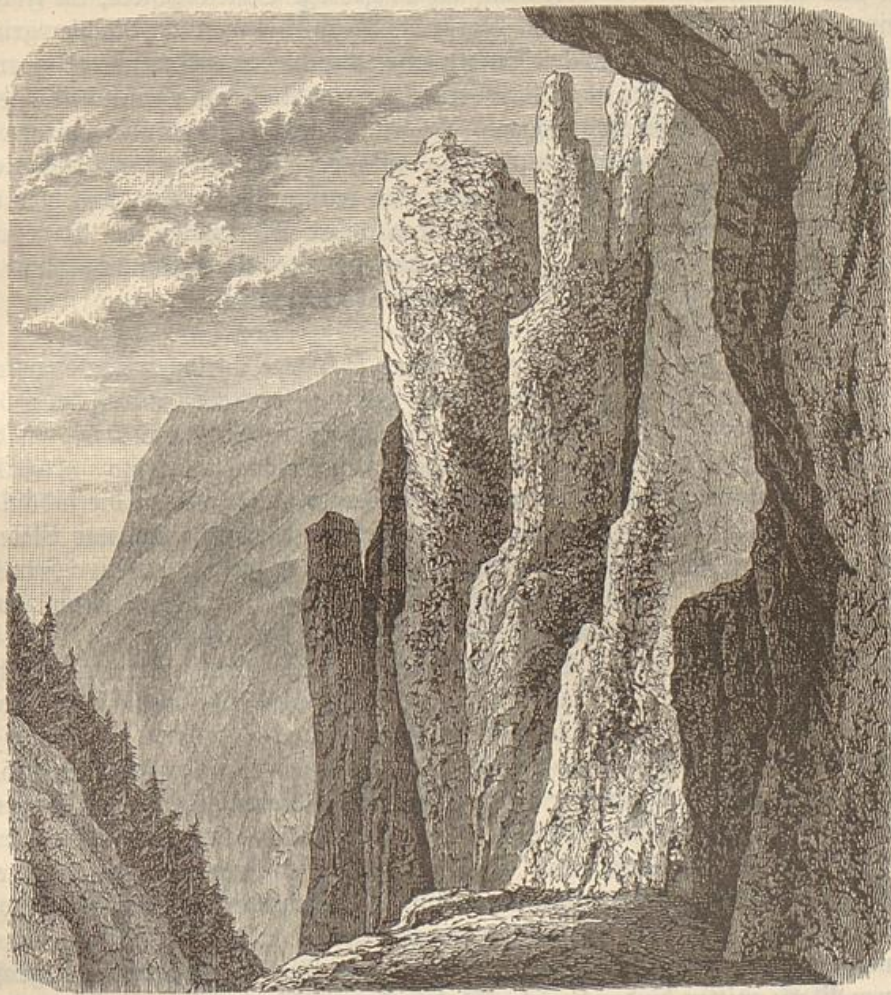
Sie lehren uns, der Thüringer Wald sei aus einer Borste der Erdrinde entstanden, aus welcher die glühende Masse des Erdinnern hervordrang und, an der Oberfläche erhärtend, den Hauptkamm bildete, während die Ränder der Borste, gleichfalls sich hebend, zu Nebenkämmen wurden. Größere Eisflächen zeigen uns allwinterlich etwa denselben Vorgang. Die Eiskruste birst, und durch die Borste dringt das Wasser, um, sich auflagernd, zu gefrieren; die scharfen Ränder aber schieben sich ebenfalls empor.

Die so entstandene plutonische Erhebung der Bodensfläche gab nun eine günstige Gelegenheit für Niederschläge des Meeres, und Neptun beeilte sich, diese Gelegenheit zu benutzen, um auch seine Schuldigkeit an dem Aufbau des Gebirges zu thun. Er wirkte diese Anlagerung von Grauwacke, die hauptsächlich den südöstlichen Teil des Gebirges bildet, und die auch ihrerseits erst durch das innerirdische Feuer zu dieser Gebirgsmajestät erhoben ist, die wir an der Umgegend von Schwarzburg zu bewundern pflegen.

Sein eigenstes Gepräge aber erhielt der Thüringer Wald erst durch spätere plutonische Bildungen, welche den Granitstock des Gebirges durchbrechen und so sich dem Ganzen als Krone aufsetzten. Porphyr heißt dieses krönende, das Gebirge auf seiner Höhe vollendende Gestein. Dasselbe trägt mehr als der Granit Spuren einer gewaltsamen Eruption und bildet so nicht bloß die höchsten Berge, sondern auch die schroffsten Felsen und die spaltenähnlichsten Thäler des Thüringer Waldes. „Wer aus dem Felsenthale bei Tabarz“, sagt Cotta, „den Inselfelsberg überschreitend, in das Drusenthal bei Herges wandert, wird sicher den Unterschied der schroffen, zackigen, vielklüftigen Porphyrfelsen gegen die weitrundeten Berg- und Felsformen des Granites nicht übersehen, die hier wie



Edelsteine aus grüner Fassung hervortreten, während dort ihre (der Porphyr-  
felsen) dämonischen Formen den dunklen Nadelwald als schroffe Zacken durch-  
brechen.“ In solchem Unterschiede, ich wiederhole es, kündigt sich unserm Gefühle  
die Geschichte des Gebirges an; und wir genießen im Anschauen nicht mehr bloß  
das gegenwärtige Bild, sondern auch die Wandlungen und Kämpfe, durch die  
es im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende geworden ist.



Der Thorstein.

Als Porphyrgebirge steht der Thüringer Wald einzig da unter den Ge-  
birgsformationen Mittel- und Norddeutschlands. Der Harz, der sich ja von  
selbst zum Vergleich darbietet, besteht aus Grauwacke, aus welcher sich die beiden  
Granitinseln, die des Brockens und die des Rammberges (Viktorshöhe), erst  
später hervorgehoben haben.

Den Charakter gibt die Grauwacke, den Charakter des Massengebirges,  
das, wenn auch durch tiefe Flußthäler einigermaßen gegliedert, doch seine Plateau-  
art nirgends ganz verliert. Daher ist eine Harzreise vorherrschend ein stetiges  
Wandern auf der Höhe, deren man sich oft, weil der Gegensatz fehlt, nur durch



die kräftige Bergluft bewußt wird. Eine thüringer Waldbreise ist ewiges Auf- und Absteigen, es sei denn, daß man dem schmalen Gebirgsrücken nachginge, einen Weg, auf den ich demnächst kommen werde.

kehren wir zurück zu der Gebirgsreihe, welche Mitteldeutschland von Osten nach Westen durchzieht, so scheint der Porphyry des Thüringer Waldes den Übergang zu einer vulkanischen Zone zu bilden. Während in den Sudeten Granit, hier und da mit Sandstein verbrämt, im Erzgebirge Schiefergestein, im Fichtelgebirge wieder der Granit herrscht, verrät die Rhön, die westliche Nachbargruppe des Thüringer Waldes, durch ihre Basaltmassen entschieden vulkanischen Ursprung. Noch deutlicher tritt dieser im Vogelsberge hervor. Auch das rheinische Schieferplateau, das, wie die Geologen sagen, die erste Stätte Deutschlands war, welche aus dem Meer hervorragte, ist nicht ohne vulkanische Beihilfe von dem südlichen Wasser durchsägt worden. Dafür bürgen das vulkanische Gestein, das hier und da den Schiefer durchbricht (Trachyt), und andre Merkmale, wie heiße oder mineralische Quellen. Am deutlichsten aber ist hier die vulkanische Zone im Siebengebirge und in der Eifel (Saacher See) zu erkennen.

**Der Zug des Thüringer Waldes.** Der Thüringer Wald erstreckt sich in südöstlicher Richtung von dem Dorfe Hörstel, das am Einfluß der Hörstel in die Werra liegt, bis zum Einfluß der Selbzig in die Saale, d. h. bis zu dem reußischen Dorfe Blankenstein. Das ergibt eine Länge von etwa 150 km. Allein die Geographen und mehr noch die Geologen unterscheiden die südöstliche Hälfte und wollen für sie, die lediglich aus Grauwacke besteht und nur Plateauförmigkeit bietet, den Namen des Thüringer Waldes nicht gelten lassen. Für den größern Teil dieser südöstlichen Hälfte ist denn auch der Name Frankenwald ziemlich allgemein angenommen. Übrigens nennt das anwohnende Volk das Gebirge hier wie dort den Wald; erst im Interesse eines weiteren Gesichtskreises wurde er spezialisiert als Thüringer Wald, und als sich die Verschiedenheit des südöstlichen Teiles unabweislich fühlbar machte, bildete man nach der Analogie von Thüringer Wald den zweiten genaueren Namen Frankenwald.

Der eigentliche Thüringer Wald ist ein echtes Kammgebirge und nirgends über 15 km breit, während die Plateaus der Grauwackenregion naturgemäß eine größere Breite einnehmen. Doch ist auch das Kammgebirge nicht eine starre, gerade Linie, sondern, wie die Natur zu bilden pflegt, mehrfach geschweift und gewunden, ohne doch die Richtung zu verlieren. Ludwig Storch, ein geborner Ruhlaer, sagt, die Gestalt des Thüringer Waldes gleiche einem großen grünen Blatt; mitten hindurch ziehe sich der Hauptgebirgsrücken als Hauptrippe; von ihm aus laufen rechts und links die Nebengebirgsrücken mit ihren Verzweigungen als Nebenrippen, und die grünen saftigen Thäler seien das grüne weiche Fleisch des Blattes. „Ja“, fährt er fort, „der Thüringer Wald ist ein schönes grünes Blatt, das sich Deutschland zu Schmuck und Bierde an seine Brust gesteckt hat.“

Der Vergleich ist schön, und man fühlt in ihm den warmen Pulsschlag poesievoller Heimatsliebe; aber er könnte zu dem Glauben verleiten, daß es im Thüringer Walde auch Längenthäler gebe zwischen Haupt- und Nebenrücken. Das ist aber nicht der Fall: es gibt nur Querthäler und darum keinen bedeutenden Fluß im ganzen Gebirge. Besonders kurz sind diese Querthäler am nordöstlichen



Abhänge; denn hier fällt das Gebirge rasch und jäh zur Ebene hinab. Durch diese Thäler brausen die Waldbäche, die der Wanderer oft mehr hört als sieht, weil sie mehr Gefälle als Wasser haben. Die südwestliche Seite des Gebirges dacht sich allmählich ab; darum gibt es dort auch längere, behaglich ausgedehnte Querthäler, aber auch sie bringen ihre Wasserrinnen nicht über die Bedeutung eines Mühlbachs hinaus.

Der Anblick des nordöstlichen Abhanges, wie man ihn von der thüringischen Hochebene, z. B. von der Eisenbahn aus, hat, ist überaus schön. Namentlich wo am nordwestlichen Ende des Gebirgszuges die Eisenbahn nahe an den Bergen vorüberstreift, und diese meist, im eignen Schatten ruhend, groß und dunkel vor uns stehen, finden wir uns unter dem Eindrucke einer ernstesten und doch freundlichen Erhabenheit. Besonders tritt der Inselsberg hervor, der zwar nicht der höchste, wohl aber der schönste von den Gipfeln des Thüringer Waldes ist. Anders ist das an der Südwestseite; da sieht man meist das Gebirge nicht vor den Bergen und Hügeln, die sich davor lagern. Wo man aber die Kammhöhe und ihre Gipfel sieht, steigt der Blick doch an den Linien der Vorberge wie auf einer Leiter von Stufe zu Stufe zu ihnen auf und geht so des mächtigen Eindruckes verlustig.

Der Kamm des Gebirges hat eine mittlere Höhe von 796 m. Darüber erheben sich als die hauptsächlichsten Gipfel, die im Kamm selbst stehen, von Nordwesten angefangen: der Inselsberg 926 m, der Beerberg 984 m, der Schneekopf 970 m und der Finsterberg 946 m hoch. Die drei letzteren Berge liegen in einer Gruppe zusammen und bilden den Knotenpunkt des Gebirges. Aus dem Kamm nach Norden auspringend liegen in einer dem Kamm parallelen Linie der Kienberg, der Arlesberg, der Rieckelhahn (862 m) und der Lange-Wurzelberg, die von manchen als Überbleibsel eines früheren Parallelkammes betrachtet werden. Weiter nach Südosten hört die Gipfelbildung auf, es folgen die Plateaus der Grauwacke.

**Der Rennsteig.** Eine Auszeichnung hat unser Gebirgszug, die er mit keinem andern teilt: das ist der Rennsteig (Rennweg), ein Weg, der, wie die Milchstraße über den ganzen Himmel, so der Länge nach über das ganze Gebirge hinzieht, von Hirschel bis Blankenstein. Er hält sich stets auf der Höhe des Kammes, dessen Windungen er folgt. Von Hirschel steigt er über die Hohe Sonne zum Inselsberg auf, vom Inselsberg führt er zum Großen Beerberg, während er Schneekopf und Finsterberg etwas links liegen läßt. Aber auch wo das Kammergebirge aufhört und der Zug eine mehr westliche Richtung annimmt, weiß er genau die Grenze zwischen nördlicher und südlicher Abdachung zu finden und bezeichnet die Wasserscheide zwischen Saale und Main. Wesen und ursprünglicher Zweck dieses Weges sind viel gesucht und besprochen, aber noch nicht ergründet. Fahrbar ist er überall, nur an dem schroffen Südatthange des Inselsberges nicht. Schon deshalb kann er keine Heer- und Handelsstraße gewesen sein, die man ja ohnehin nicht die Gebirgskämme entlang zu führen pflegt. Man hat sich daher bei der Erklärung zu beruhigen gesucht, daß der Rennsteig ein Grenzweg sei, ein Grenzweg nicht bloß zwischen nordöstlichem und südwestlichem Abhänge, sondern auch zwischen den Stämmen hier und dort, den Thüringern und den Franken, und hat diese Erklärung durch die Ethnologie



Rainweg für Kennweg zu stützen gesucht. In dieser Auffassung mag denn die heutige Bedeutung des Kennsteigs liegen; aber seinen ursprünglichen Zweck hat man damit wohl weder sachlich, noch sprachlich getroffen. Noch heute stehen Grenzsteine in Menge auf dem Kennsteig, um Gebiets- oder forstliche Grenzen zu bezeichnen; aber Wege werden ja doch nicht zur Scheidung, sondern zur Verbindung angelegt. Die Scheide ist das Gebirge selbst, und das Dasein eines solchen Weges beweist nur, wie ununterbrochen diese Scheidungslinie ist. Wenn es Geschichte wäre, was uns als thüringische Sage berichtet wird, daß jeder Landgraf bei Antritt der Herrschaft mit seinen Vasallen den Kennsteig abreiten mußte, so würde das ein Akt der Besitzergreifung sein, verbunden mit einer Prüfung der Grenze. Wanderungen werden den Kennsteig entlang heutzutage selten unternommen, weil sie im einzelnen nicht lohnend genug sind, namentlich der Abwechslung zu wenig bieten. Der Gedanke der Grenze gibt dem Wege seine Bedeutung; und die Möglichkeit, die sich wiederholt bietet, gleichzeitig rechts nach Franken, links nach Thüringen hinauszuschauen, gibt ihm seinen Reiz. Doch um dieses Reizes willen braucht man ihn nicht abzuwandern; man braucht ihn nur an gewissen Stellen zu überschreiten oder ihm eine Strecke lang zu folgen, etwa von der hohen Sonne bis zur Schmücke, auf welcher Strecke anfangs noch die Berge der Rhön groß und bedeutend in das Auge fallen. An dieser Stelle mag sich Novalis seinen Heinrich von Osterdingen am ersten Tage seiner Weltfahrt auf dem Kennsteig gedacht haben. Nirgends ist es schöner geschildert, wie dieser Blick in das fremde Süddeutschland neben dem Bewußtsein des nachschauenden Thüringerlandes eine heimattreue thüringische Seele berührt. „Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut und die er sich mit sonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume stand vor ihm; und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich ließ, mit der seltsamen Ahnung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie jetzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu.“ Die blaue Ferne winkt ihm verheißungsvoll, aber die nachschauende Heimat hält ihn fest; er wendet seinen Blick ihr wieder zu und erfährt es in diesem Augenblick, daß das Endziel jeder Wanderung doch die Heimat ist.

**Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken.** So scharf und bestimmt der Rücken des Thüringer Waldes namentlich in seiner nordwestlichen Hälfte gezogen ist, so ist doch das ganze Gebirge zu schmal, um nicht leicht überschreitbar zu sein und für sich selbst eine Völkerscheide zu bilden. Es gehört heutzutage zu den wegsamsten Gebirgen Deutschlands. Aber auch in altgermanischer Zeit hatte es nicht hindern können, daß das Thüringische Reich sich nach Norden bis über den Harz, nach Süden bis nahe an die Donau erstreckte. Selbst als es im Anfange des 6. Jahrhunderts den nördlichsten Teil an die Sachsen, den südlichen an die Franken verlor, behielt es am Südabhange des Thüringer Waldes noch Besitzungen, die erst 785 oder 786 infolge einer Verschwörung, die thüringische Grafen gegen Karl den Großen angestiftet hatten, verloren gegangen sind. Freilich scheint damals schon die Südseite als die fränkische Seite betrachtet worden zu sein; denn Einhard



spricht in seinen Annalen von einer Verschwörung der Ostfranken, zu denen er offenbar den Grafen Hardrat, den Anstifter der Empörung, rechnet. Da aber die ganze Auflehnung gegen die fränkische Oberherrschaft gerichtet war, und Hardrat insbesondere sich nicht zwingen lassen wollte, seine Tochter einem fränkischen Grafen zum Weibe zu geben, so ist es fast unzweifelhaft, daß die Empörer Thüringer waren. Hardrat und seine hauptsächlichsten Mitschuldigen wurden bestraft und ihre Güter eingezogen. So erst scheint durch eine politische Maßregel der Kamm des Thüringer Waldes zu der Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken geworden zu sein. Vielleicht erklärt sich hieraus, daß noch jetzt das Volk auf der Nordseite des Gebirges sagt: „draußen in Franken“; das Volk am Südfuß: „drinnen in Thüringen“. Die Franken waren das herangedrungene fremde Element draußen, Thüringen blieb auch denen am Südfuß noch die Heimat, gleichsam das Vaterhaus drinnen.

Als dann unter Ludwig dem Deutschen Thüringen sich in die Frankenherrschaft gefunden hatte, wurde es eben darum ein selbständiges Glied des Reiches, indem es einen Markgrafen erhielt, der die Kraft des Landes zusammenfassen und richten sollte gegen die benachbarten Slaven. Dadurch wurde die Scheidung von den Bewohnern der fränkischen Seite vollendet, und die beiderseitigen Bevölkerungen entfernten sich durch ihre Entwicklung allmählich voneinander, da auf der südlichen Seite natürlich das thüringische Element vom fränkischen aufgefogen oder überwachsen wurde. Auf dieses machten sich später bayrische oder schwäbische Einflüsse geltend, während Thüringen von Sachsen angezogen wurde; so bildete sich der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland, und seine scharfgezogene Grenze war der Kamm des Thüringer Waldes. Endlich, als, begünstigt durch die im Westfälischen Frieden ausgesprochene Selbstständigkeit der Reichsglieder, Brandenburg-Preußen aufhörte, ein gehorsamer Reichsstand zu sein; als es durch Befolgung einer eignen Politik sich neben Österreich stellte, da mußten die norddeutschen Gebiete allmählich seiner Führung anheimfallen, während Süddeutschland unter österreichischem Einfluß blieb. Dieses Süddeutschland, welches, ohne selbst Österreich zu sein, nach alter Gewohnheit der Reichsglieder mit Österreich ging, also Südwestdeutschland, erhielt seitdem den Namen „das Reich“. Mit der Reichspolitik war es ja zu Ende, Österreich hatte sich längst auf seine eignen Ziele gerichtet, und so blieb Südwestdeutschland dem Namen nach der letzte Rest einer ehrwürdigen Vergangenheit. Der Thüringer Wald war also auch die Grenze zwischen dem preussischen Machtgebiet und dem „Reich“.

Trotz alledem hat diese Scheidelinie keine völlige, keine dauernde Trennung zu bewirken vermocht. Das beweist die neueste Geschichte. Preußen reichte zuerst die Hand hinüber und lud ein zum Zollverein im Jahre 1834, und das Reich wies die Hand nicht zurück. Dann, als im Jahre 1870 der böse Nachbar im Westen dem Könige von Preußen den Handschuh hingeworfen hatte, nahm ihn Alldeutschland auf, und nach einer glänzenden Reihe gemeinsam erfochtener Siege bot das „Reich“ die Hand zur Wiederherstellung des Kaisertums, und Preußen hielt die Bruderhand fest.

Und so mag denn als Volkesscheide der Thüringer Wald nie wieder etwas anderes sein, als die schönste Narbe von dem voreinst notwendigen Bruch zwischen Preußen und Österreich, zwischen Preußen und dem Reich!



**Rudolstadt und die Heidecksburg.** Rudolstadt ist, wenn man dem Chronisten Spangenberg glauben darf, von Herzog Rudolf gegründet worden, welchem König Dagobert den südlichen Teil des alten Thüringens verliehen hatte. Eine Burg und ein Bollwerk gegen die Sorben sollte es sein, die Herzog Rudolf aus der Landschaft zwischen dem Thüringer Walde und der Saale zurückgedrängt hatte; und so war Rudolstadt ein Glied in der Kette von Burgen, welche sich die Saale entlang zog und den räuberischen Sorben die Überschreitung des Flusses wehren sollte. Kamburg, Dornburg, Drlamünde, Rudolstadt, Saalfeld — von allen diesen Orten läßt es sich mehr oder minder erweislich behaupten, daß sie ihre Entstehung der Sorge vor der sorbischen Nachbarschaft verdanken. So mag denn, wie für Saalfeld die Sorbenburg, so für Rudolstadt die Heidecksburg, die über der Stadt an der Waldecke liegt, der ursprüngliche Kern gewesen sein, an den sich die Stadt in allmählicher Gestaltung angefügt hat.

Ist es Zufall oder geschichtliche Konsequenz, daß die Wohnstätten, welche einst in alter kriegerischer Zeit aus dem Bedürfnis des Schutzes und der Abwehr heraus gewählt und gegründet sind, unser Auge besonders anmuten? Die Burgen auf den Höhen, Venedig in seinen Lagunen — sie sind uns zur Augenweide geworden; zur Augenweide selbst für diejenigen, denen der Durchblick auf den geschichtlichen Hintergrund völlig abgeht. Freilich, der wunderbare Widerspruch, daß Menschenwohnungen den Elementen preisgegeben sind, fällt jedem in die Augen; aber erst wer darüber nachdenkt und nachforscht, gelangt dahin, daß sich ihm das äußere landschaftliche Bild geschichtlich verklärt.

Die geschichtlichen Erinnerungen, die an einem Orte haften, bilden überhaupt, sozusagen, sein Inneres, seine Seele, und der Wanderer wird gut thun, die Begrüßung dieses *genius loci* nicht zu versäumen; nur so erschließt sich ihm der ganze Inhalt solcher begnadeten Stätten zu erhebendem Genuß.

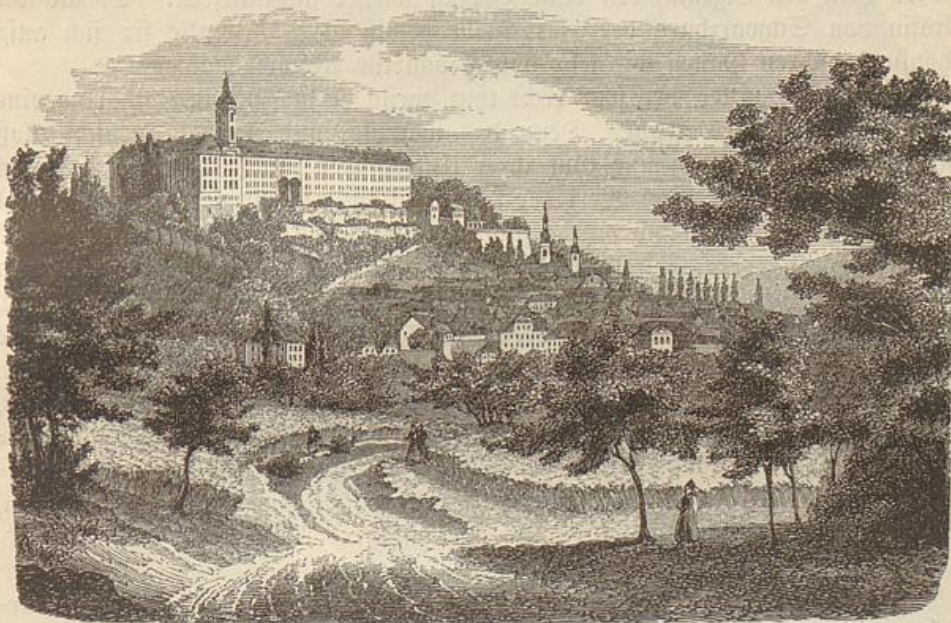
Die Heidecksburg liegt schön und stattlich 62 m hoch über der Stadt. Aber man sollte sie nie ansehen, ohne der Gräfin Katharina zu gedenken und ihrer landesmütterlichen Energie. Schiller erzählt: „Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Saubewardebrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saale schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersehen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, mit ihren besten Gabseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.“

Mittlerweile näherte sich der spanische General (Herzog Alba), von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde



geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Gilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die Spanier Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen.



Schloß zu Rudolstadt.

Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßspforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiderte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Anfälle nicht zu verhüten wären. „Das wollen wir doch sehen“, antwortete sie aufgebracht. „Meinen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten.



Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben: was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei letzterem wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.“

So weit Schiller, der sehr recht thut, wenn er die Gräfin Katharina eine Mutter ihres Landes nennt. Denn das war sie; und sie hat es nicht bloß durch Fürsorge für Hab und Gut ihrer Unterthanen, sondern auch für deren Seelenheil bewiesen. Das Werk der Reformation, das ihr verewigter Gemahl begonnen, hat sie fort- und durchgeführt und manchem, der um des Glaubens willen verfolgt wurde, Schutz gewährt oder fortgeholfen. Den Pfarrer Aquila aus Saalfeld, der des Kaisers Interim von der Kanzel herab verworfen hatte, und auf dessen Kopf deshalb ein Preis von 5000 Gulden gesetzt war, hat sie so lange in der Heidecksburg verborgen gehalten, bis die Gefahr vorüber war. Vielleicht mag man sagen, eine Frau erkenne und ermesse die Gefahr weniger, der man sich durch Zuwiderhandeln gegen die weltbeherrschenden Mächte aussetzt; immerhin aber macht gerade dies gefühlssichere und dabei siegreiche Auftreten Katharinas den erfreulichsten Eindruck. Nicht bloß ihr Ländchen, nein, das protestantische Deutschland ist ihr ein dankbares Angedenken schuldig.

**Schiller in der Glockengießerei zu Volkstedt.** Neben das vorstehende Bild thatkräftigen Handelns stellen wir ein Dichterbild, das, sinnender Betrachtung hingegeben, Rudolstadt und das naheliegende Dorf Volkstedt in einem glücklichen Abschnitt seines Lebens bewohnt hat, das Bild Friedrich Schillers. Es war eine Art von Schiffbruch, aus dem sich Schiller nach Weimar und demnächst nach Rudolstadt rettete. Hier ward ihm Frieden für sein Herz; denn in dem Hause der Frau von Lengsfeld fand er, zumal in den beiden Töchtern, ein echt weibliches Verständnis für sein Wesen und Streben, ein Verständnis, das ihn tief beglückte, ohne ihn zu beunruhigen. Hier fand er daher auch Ruhe für seine Arbeiten, durch welche er der Welt seine Fähigkeit und seinen Beruf darthun sollte. Hier endlich fand er die gedankenreiche Muße, die „geistreiche Einsamkeit der Natur“, die ihm an Leib und Seele wohl- und auch so noththaten. In solchen Zeiten bewegter Ruhe sind die Sinne der Wahrnehmung offen, ist die Seele reich an glücklichen Gedanken. So ist hier manches in Schillers Geiste gekeimt, was erst später bedeutend ans Licht getreten ist. Besonders tritt das Lied von der Glocke hervor, zu dem Schiller der Gedanke in Volkstedt oder in der Rudolstädter Glockengießerei kam. Also im Jahre 1788 schon regte sich der Keim in seiner Seele, der erst 1799 zur Ausgestaltung und zur



Blüte kam. Wiederholte Betrachtung der Glockengießerei hatte Schiller den sinnbildlichen Gehalt erschlossen, der in dem Werden der Glocke, wie in der Glocke selbst liegt; er betrachtete unter diesem Bilde das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe und krönte die Reihe seiner kulturhistorisch didaktischen Gedichte mit diesem einzig dastehenden Meisterwerke.



Katharina von Schwarzburg bedroht den Herzog Alba.

**Das Schwarzathal.** Wenn man das freundliche Rudolstadt verläßt, um ins Schwarzathal zu wandern, muß man sich auf einen Gegensatz gefaßt machen. Franz Kugler singt von der Saale hellem Strande, und so ist denn auch bei Rudolstadt das Saalthal hell und freundlich; Wiesen und Felder haben Raum zwischen Berg und Fluß, und zahlreiche Dörfer mit hellen Wänden und roten Dächern machen lebensvollen und reichen Eindruck. Wer jemals auf der Justinushöhe bei Rudolstadt oder gar auf dem Zeigerheimer Berge oder auf dem Greifenstein bei Blankenburg gestanden hat, wird mir recht geben.

Beim Schwarzathal ist das alles anders. Fassen wir es zuerst aus der Ferne ins Auge, etwa vom Greifenstein aus, so bieten uns seine Waldhänge



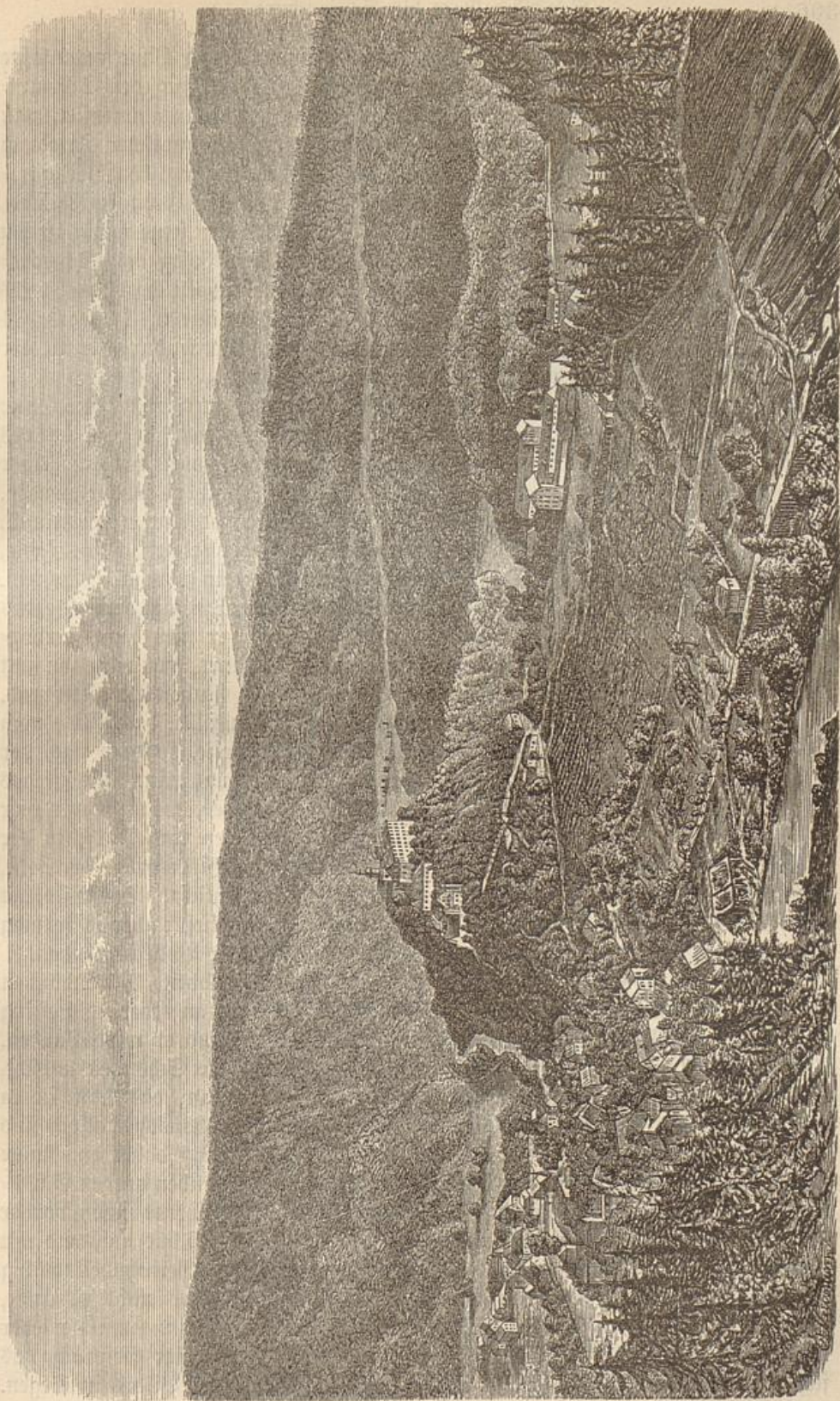
allerdings einen stattlichen Anblick. Die Thalränder heben sich unmittelbar aus der Ebene gleich zu bedeutender Höhe und verlieren sich dann nach geringer Gipfelung in das Plateau. Dadurch entsteht der Eindruck des Massigen, der gewissermaßen veredelt wird durch eine eigne samtartige Schwärze, mit welcher der Nadelwald Hang und Gipfel überzieht. Das erinnert an den Schwarzwald, an den Harz; drunten sieht man den Weg ins Thal sich hineinziehen, und rasch ist man bereit, auch hineinzutauchen in diese Gebirgsmajestät.

Am Eingange in das Thal liegt das Gasthaus „Der Chrysopras“, zehn Minuten weiter ein zweites „Weidmannsheil“, jetzt der „Norddeutsche Hof“ genannt; und endlich in der Mitte des Thales die Döppelei, ein Wildwarterhaus im Schweizerstil, das auch Erfrischungen zu reichen besugt ist. Übrigens ist zwischen Berg und Fluß nur Raum für eine Chaussee, die auch stellenweise noch erst dem Felsen hat abgewonnen werden müssen. Denn anfangs treten auf der rechten Seite — wir gehen flußaufwärts — noch einige Felsen bedeutend hervor und bilden eine erwünschte Abwechslung an den übrigens recht gleichmäßigen und waldüberfluteten Abhängen. Weiterhin hört alle Einzelgestaltung auf; nur die Windungen des Thales und die Luftperspektive, die schon von fern den Fortgang des Thales verrät, bringen Abwechslung. Da war es denn ein glücklicher Gedanke, als der Fürst von Rudolstadt in seinem Saugarten oben am Bergrande ein Jagdhaus in Gestalt eines zinnengekrönten Turmes erbauen ließ. Dieser Turm erfreut den Thalwanderer außerordentlich; man ahnt gar nicht, wie unbedeutend der Turm erscheint, wenn man an seinem Fuße steht; vom Walde umgeben und halb verdeckt, scheint er ein Schloß, wohl gar eine alte Schloßruine zu verraten.

**Schloß Schwarzburg.** Wer gebirgshungrig aus der Ebene kommt, wird vom Schwarzathal im höchsten Grade befriedigt, ja überwältigt werden. Wenn er dann aber seine 2—3 Wegstunden thalwärts gewandert ist und sich das Thal vor seinen Blicken zu einem Kessel, zu einer wohlumrahmten Bildfläche erweitert, dann erkennt er, daß das Schwarzathal doch nur der Weg zum schönen Ziele gewesen ist. Denn vor ihm liegt Schloß Schwarzburg auf einem Hügel, der sich mitten aus dem Thalkessel erhebt, auf drei Seiten von der Schwarzza umflossen, von den Flußwiesen umschlungen und im Hintergrunde von dunkeln Waldbergen überragt.

Die Schwarzburg ist sehr alt, denn sie ist ohne Zweifel auch zur Abwehr der Sorben erbaut, und es entspricht durchaus der Wahrscheinlichkeit, wenn wir mit den Lokalgeschichtschreibern annehmen, daß sie zu einer Zeit angelegt wurde, als die Sorben noch eine große, oft nicht abzuweisende Gefahr für diese Gegenden waren. Das führt uns in die Zeit vor Karl dem Großen; jede genauere Bestimmung dürfte gewagt sein. Ein Graf von Schwarzburg wird zuerst im Jahre 1123 in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Mainz genannt. Derselbe Graf nannte sich aber auch noch von Kebernburg und von Thüringen. Es ist Sizzo III., der auch der Gründer des benachbarten Sitzendorf gewesen sein soll. Durch Teilung des Erbes entstand dann eine besondere schwarzburgische Linie. Als diese sich teilte, ist Schwarzburg lange Zeit im gemeinsamen Besitze zweier Linien gewesen, doch so, daß neben gewissen gemeinsamen Räumen das Haupt jeder Linie seinen bestimmten Bereich hatte.





Schwarzburg, vom Frispstein aus gesehen.



Noch kurz vor dem Erlöschen dieser besonderen Schwarzburger Linie veranlaßte die Aussicht auf die Erbschaft eine gar grimmige Fehde zwischen den Schwarzburger Vettern, eine Fehde, die um so blutiger wurde, als sie zusammenfiel, man könnte sagen zusammenschloß mit dem sächsischen Bruderkrieg zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und seinem Bruder Wilhelm. Als im Jahre 1451 zu Raumburg die Ausöhnung stattfand, war der letzte Schwarzburger, Günther XXXII., bereits das Jahr zuvor gestorben, und im Jahre 1453 traten seine rechtmäßigen Erben, die Grafen zu Arnstadt und Lautenberg, in den Besitz von Schwarzburg. Auch sie teilten es wieder oder besaßen es gemeinschaftlich; und erst als endlich mit Philipp II. die Schwarzburg-Lautenbergische Linie im Jahre 1564 ausgestorben war, fiel Schwarzburg ungeteilt an die Blankenburg-Arnstädter Grafen, die Ahnen des jetzigen Rudolstädter Fürstenhauses.

Wie das Schloß jetzt vor dem Auge des Beschauers steht, verrät keine Spur mehr seine althistorische Bedeutung. Der Kaisersaal mag das älteste Stück des Baues sein, denn er ist von dem Schloßbrande 1726 verschont worden. Aber dieser Kaisersaal ist ja doch wohl erst zu Ehren Kaiser Günthers gebaut worden.

Wer die anderweitigen Sehenswürdigkeiten des Schlosses kennen lernen will, etwa die Rüstkammer, der gehe selbst hinein; meine Feder sehnt sich ins Freie, nach dem schönsten Blick auf Schwarzburg, und den hat man vom Trippstein.

Der Trippstein ist ein Felsen, der über der Schwarza auf der Höhe des Thalrandes aus dem Tannenwalde, dem „Tännig“, wie er hier heißt, hervorragte. Da er den schönsten Blick auf Schwarzburg gewährt, hat man ihn mit einem Borkenhäuschen gekrönt, das dem Betrachter eine Ruhestätte bietet und, da es den freien Raum zwischen dem Gewälde ziemlich ausfüllt, dem Bilde noch den Vorschub leistet, daß es nicht erst stück- und stufenweise, sondern nach der Öffnung der Thür sogleich ganz und überraschend ins Auge tritt. Es ist das klarste, abgerundetste Landschaftsbild des Thüringer Waldes, welchem wir hier gegenüberstehen. Im Vordergrunde die Schwarza, Wiesen und Dorf; in der Mitte das Schloß auf seiner schöngeformten Hügelwelle; im Hintergrund der hohe, dunkle Bergabhang, der fast im Halbkreise den Thalkessel schließt. Das Bild hat zwar keine Ferne, es bietet nichts, als was sein Rahmen umschließt; aber es vermag eben dadurch zu befriedigen, zu entzücken, und das ist seine Vollkommenheit.

Wie gern möchte ich für alle, die es nicht gesehen haben, die Schönheit dieses Bildes mit Worten malen. Aber das geht ja nicht an; wer es Lessing nicht glauben will, der thue einen Blick in die Reisebücher, und er wird glauben. Aber Lessing sagt: man stelle die Wirkung dar, welche die Schönheit ausübt, und man wird die Schönheit selbst dargestellt haben. Nun, das kann ich in diesem Falle aus eigener Erfahrung. Ich saß im Borkenhäuschen allein und in Betrachtung versunken; da hörte ich durch den „Tännig“ daher eine laute lustige Gesellschaft kommen. Die Gesellschaft hatte keinen Glauben an den Schönheitsgenuß, der ihr verheißen war; die lauteste Stimme spottete schon vorher über das elende Bild, das man haben werde. Da ging die Thür auf, und mit einem „Donner—“ stand der laute Mann an der Schwelle. Gewohnheitsmäßig kam ihm das häßliche Wort auf die Lippe; aber er brachte es nicht zu Ende, und die mit ihm waren, standen gleich ihm stumm; und als die Zungen sich wieder lösten, da war es nicht zum Fluchen, nein, ich kann sagen, unser Gespräch, das sich erst schüchtern knüpfte, gedieh unter dem Eindruck dieses Bildes in Segen.





Grenzhammer bei Ilmenau.

## Von Blankenburg nach Ilmenau.

Ilmenau und Elgersburg. — Goethe auf dem Rittelhahn. — Die Klostersruine Paulinzelle.

Wo die Schwarza aus der Thaleuge heraustritt, nimmt sie von Westen her die Rinne auf und bildet eine Aue, die sich östlich bis zu den Uferbergen der Saale erstreckt. Dort, am Einflusse der Rinne in die Schwarza, liegt am Fuß der Ruine Greifenstein das thüringische Blankenburg wie ein Schloß vor den Geheimnissen des Gebirges. Das Städtchen an und für sich ist unbedeutend und klein. Obstgärten und Ackerbau haben mit den Schwierigkeiten des Gebirges zu kämpfen, und von den Gewerben bilden Gerberei, Papiermühle und Farbfabrik die Lebensadern. Dazu kommt noch der Zuzug von den sogenannten Sommerfremden, welcher in den Gründerzeiten einen bedeutenden Aufschwung nahm und zwei Reihen von Villen entstehen ließ, die sich, die eine am Bergabhänge, die andre am Fußweg zum Chrysopras, zum Eingang ins Schwarzathal hinziehen. Die wichtigste von diesen Anlagen ist die Heilanstalt des Dr. Schwabe, welche die Villenreihe am Eingange des Schwarzathales abschließt.

Gehen wir das Rinneenthal aufwärts, also in westlicher Richtung in das Gebirge hinein, so kommen wir nach Königssee, einem schwarzburg-rudolstädtschen Städtchen, in welchem es den Einheimischen wohler ist als den Fremden. Denn da ist nichts von den Reizen des Gebirges zu finden; aber die Stadt selbst verrät durch Bauart der Häuser und Sauberkeit der Straßen Wohlstand und Behaglichkeit. Bei Königssee verlassen wir die Rinne, übersteigen die Wasserscheide



und kommen bei Amt Gehren in das Gebiet der Ilm. Von Amt Gehren steigen wir nieder in ein langes und recht freundliches Wiesenthal, das dem Städtchen Langewiesen den Namen gegeben hat, aus welchem der Dichter Wilhelm Heine stammt. Langewiesen liegt bereits an der Ilm; wir gehen den Fluß aufwärts und gelangen nach Ilmenau. Wir sind den Fahrweg, die Straße gegangen; der Fußgänger kann Amt Gehren links liegen lassen und schon bei Jesuborn in das Thal von Langewiesen hinübergehen. Manche Ferienwanderer meinen wohl, Ilmenau laufe ihnen nicht fort, und gehen von Amt Gehren durch den Schöbser Grund auf einem bedeutenden Umweg zum Rennsteig und von dort am großen und kleinen Dreiherrnstein vorbei entweder durchs Schorbathal oder gar über den Rieckelhahn nach Ilmenau. In dem ersteren Punkte wenigstens haben sie recht: Ilmenau läuft nicht fort; es macht zwischen Berg, Wiese und Feld einen so behaglichen Eindruck, daß schon der nahende Wanderer ahnt, wie wohl die Ilmenauer sich dort fühlen müssen. Manchen mag die Lage, die landschaftliche Umgebung der Stadt bekannt anmuten: das ist dann ein Mann, der mit Aufmerksamkeit Goethe gelesen hat; denn das Landschaftliche in Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren beruht vorzugsweise auf Ilmenauer Anschauungen. In Goethes Lehrjahren gehörte Ilmenau zu den Lieblingsorten der Weimarischen Hofgesellschaft, soweit sie sich von dem kraftgenialen Treiben Goethes und seines fürstlichen Freundes angezogen fühlte. Die kleine Bergstadt gestattete freiere Bewegung als die Residenz; Berg- und Jagdabenteuer füllten die Zeit und befriedigten die Phantasie; man lebte im poetischen Elemente, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel im Walde. Goethe hat einige Jahre später, als er selbst sich längst aus dieser poetischen Lebensflut aufs Feste gerettet, diesem Ilmenauer Treiben ein ernstes Denkmal gesetzt in dem Gedichte „Ilmenau“, das er seinem Herzog im Jahre 1783 zum Geburtstage widmete. Die Erinnerungen der wilden Ilmenauer Tage stehen fest und klar vor Goethes Seele; die Bilder Anebels, Seckendorffs und auch des Herzogs selbst zeichnet er mit so sicherer Hand, daß er noch im späteren Alter in seinen Gesprächen mit Eckermann seine Freude darüber ausdrückt. Es ist eine Nachtszene im Walde am Felsenhang. Hütten waren aufgebaut, Feuer brannten und die Jagdbeute brätelte darauf. Der Herzog schläft in seiner Hütte, vor derselben sitzt Goethe bei glimmenden Kohlen, „in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das seine Schriften angerichtet.“ Man sieht: schon in den wildesten Zeiten seines Sturmes und Dranges war Goethe sich seiner Fehler und auch des rechten Weges bewußt. Und diesen rechten Weg, das ist der Schluß des Gedichtes, zeigt er dem Herzog, seinem Freunde und Herrn, welcher sich allerdings auch bereits „zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet“ hatte, doch aber nach Goethes Ansicht wohl ab und zu eine Warnung vor dem früheren Ungestüm noch nötig haben mochte.

„So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes  
Ein Vorbild deiner Tage sein!  
Du kennest lang die Pflichten deines Standes  
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.  
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt:  
Allein, wer andre wohl zu leiten strebt,  
Muß fähig sein, viel zu entbehren.“



Für Goethe war dieser „Winkel“ des herzoglichen Landes von Anfang an mehr gewesen als eine Gelegenheit zu Jagd und Abenteuer. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes am Weimarischen Hofe, also in einer Zeit, da er wie berauscht von Ruhm, Glück und Liebe dahin zu leben schien, keimte in seiner Seele ein sehr ernster Gedanke, der nicht sowohl seinen Lebensgenuß, als das Gedeihen der Stadt Ilmenau zum Gegenstande hatte. Das war ja das Eigentümliche in Goethes Wesen, daß er im Vollgenusse seines eignen Glückes Glück um sich verbreiten mußte. Ohne bedächtige Erwägung, ohne Erregung des Pflichtgefühls drang ein Strom lebendiger Güte aus der Fülle seines Herzens hervor.



Blankenburg mit dem Greifenstein.

So auch in Ilmenau. Goethe sah die Halden an der Sturmheide, welche von einem einst großartigen Bergbau zeugten. Die Wasser waren durchgebrochen, hatten das Bergwerk zerstört und der Stadt ihre Blüte genommen. Da — es war im Hochsommer des Jahres 1776 — faßte Goethe den Plan, das Bergwerk wieder in Gang und die Stadt wieder in Flor zu bringen. Und das geschah zu derselben Zeit, als ihm die erste Idee zu seiner Iphigenie kam: ein Beweis, wie auch die ideale Griechenwelt ihn der Wirklichkeit nicht zu entrücken vermochte, die er mit ebensoviel Klarheit als Liebe zu schauen geschaffen war.

Das vorerwähnte Gedicht „Ilmenau“ kündigt die Wiedereröffnung des Bergwerkes an. Nach sieben Jahren ist der Gedanke heilsamen Wirkens durchgedrungen durch die Wallungen jugendlichen Übermutes; und am 24. Februar 1784 geschieht die Wiedereröffnung, eingeleitet durch eine Rede Goethes, die uns in seinen Werken aufbewahrt ist.



Die Hoffnungen, welche Goethe in dieser Rede wie in jenem Gedichte ausspricht, sind unerfüllt geblieben. Die Wasser ließen sich nicht bannen, das Ilmenauer Silberbergwerk schloß wieder ein und hat sich auch durch einen in unsrer Zeit unternommenen Versuch nicht wieder erwecken lassen. Die Bergwerke, die gegenwärtig noch bestehen, bauen auf Braunstein und Steinkohle und erleichtern durch ihren reichlichen Ertrag den Verzicht auf die Gewinnung des Silbers. Ebenso die Porzellanfabriken, die in den Gebäuden des eingegangenen Bergwerkes eingerichtet sind und beträchtliche Erträge bringen. Überhaupt herrscht ein reges industrielles Leben in dem Städtchen: Hohlglas, Spielwaren, Öldruckfarben, Glatcehandschuhe werden fabriziert und in weite Fernen ausgeführt; und auch dem Wanderer, den seine Stiefel im Stiche lassen, wird es hier an einem angemessenen Ersatz nicht fehlen. Solche Zweige der industriellen Thätigkeit werden besonders genährt und gehoben durch den Zufluß von Fremden, die den Sommer zu ihrer Erholung oder Erfrischung in Ilmenau zubringen. Durch sie ist Ilmenau, ohne eine Heilquelle zu besitzen, zu einem belebten Badeorte geworden. Wald und Bergluft und das vielgerühmte reine Quellwasser mußten anfänglich genügen, bis denn in neuerer Zeit eine große Badeanstalt den Kurort sozusagen vollendete.

Das ist nun der Punkt, in welchem Elgersburg die Rivalin von Ilmenau ist; und es ist zu solcher Rivalität um so mehr berechtigt, als es als Heilanstalt wenigstens älter ist als Ilmenau. Die Kaltwasserheilanstalt in Elgersburg gilt für die älteste in Thüringen, die Gründung fällt in das Jahr 1837. Für den Gast ist diese Rivalität gegenstandslos; denn sagt man, Ilmenau vereinige die Vorzüge der Stadt mit denen des Landlebens, so kann man von Elgersburg etwa umgekehrt sagen: es vereinigt die Vorzüge des Landlebens mit denen der Stadt; und preist man die Umgebung von Elgersburg, so hat man die von Ilmenau zum großen Teil mit gepriesen. Ist doch Elgersburg von Ilmenau nur 5 km entfernt, und auch diese Entfernung durch die Eisenbahn, welche von Neudietendorf über Arnstadt und Elgersburg nach Ilmenau führt, sehr vermindert.

Elgersburg ist ein stattliches Dorf, das sich um die Burg, den ursprünglichen Kern des Ortes, herumgesiedelt hat. Die Straßen sind sauber, die Häuser blank, wie es einem Badeorte zukommt. Der Stolz der Elgersburger aber ist das malerisch gelegene Schloß (die Burg), das, hoch auf einem Porphyrfelsen sich erhebend, den Ort überragt, und dadurch, daß es jetzt zum Teil für Badegäste eingerichtet ist, den Reiz des Alters und der Altertümlichkeit nicht verloren hat. In bezug auf sein mutmaßliches Alter wird ein Stein gezeigt, der die Jahreszahl 1088 trägt. Man vermutet, daß das Schloß im 11. oder 12. Jahrhundert errichtet ist, und weiß, daß es ursprünglich dem Herrengeschlecht derer von Grumbach gehört hat. Von diesen ist es an die Kevernburger, von diesen an die Henneberger Grafen gekommen. Diese haben es späterhin an die Herren von Witzleben verpfändet, und zwar so, daß aus der Pfandschaft im Jahre 1437 voller Besitz wurde, der sie berechtigte, es im Jahre 1837 an den Herzog von Gotha zu verkaufen. Die herzogliche Regierung hat das Gut vom Schlosse getrennt und dieses an Herrn v. Karlowitz verkauft.

Mit seinem Südennde berührt das Dorf den Wald, der sich hier mit dem Steigenthal öffnet und zum Eintritt einladet. Man folge dieser Einladung und man wird befriedigt werden, mag man geradeaus bis zum schönen Manebacher



Grunde fortgehen, oder mag man sich rechts wenden in den berühmten Körnbachgrund mit dem Goethe- und dem Drösestein. Denn natürlich ist auch Elgersburg nicht ohne Goethe-Erinnerungen; hat er sich ja noch an seinem letzten Geburtstag, als er noch einmal nach Ilmenau gekommen war, in das Fremdenbuch der Maffenmühle geschrieben, die zwischen jenen beiden Felsen liegt. Dröse, nach welchem der Drösestein benannt wurde, gehört zu den verdienstvollen Förderern der Porzellanfabrikation, insbesondere der Elgersburger Fabrik.

Westlich fließt unweit Elgersburg die Gera vorüber und bietet durch den Geragrund den bequemsten und erfreulichsten Weg über Gehlsberg zur Schmücke.



Elgersburg.

**Goethe auf dem Kichelhahn.** Ehe wir die Umgebungen von Ilmenau und Elgersburg verlassen, besteigen wir noch zu einer wehmütigen Erinnerungsfeier den Kichelhahn. Mit uns geht das schöne Goethesche Wort:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,  
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt  
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“

Von Goethes That für Ilmenau haben wir oben gesprochen; jetzt gilt es einem Worte, einem Liede, das aus innigster Empfindung ihm ungerufen ins Bewußtsein trat, und das daher als ein unmittelbarer Ausdruck seiner Gemüthsstimmung betrachtet werden muß.

Es ist jetzt nahezu hundert Jahre her, daß Goethe, welcher, wie alle Menschen von tieferem Gefühlsleben und großem Gedankenreichtum, oft der



Einsamkeit bedurfte, von Ilmenau aus den Rickelhahn bestieg, um dort in voller Berg- und Waldeinsamkeit zu übernachten.

Es war am 7. September 1783, also wenige Tage nach Abfassung des Gedichtes Ilmenau. Fritz von Stein war mit ihm, übrigens war er allein und schaute sinnend von dem Bürschhause, das ihn aufgenommen hatte und damals noch das niedrige Gewälde des Rickelhahns überragte, hinab und hinüber auf die unzähligen Berggipfel und Waldwipfel, die den Reichtum des Rickelhahn-Panoramas bilden. Der Abend sank tiefer und tiefer auf Wald und Gebirge, die Herbstluft lag still, und Abendruhe, Herbststille und Bergeinsamkeit ergriffen seine Seele, die, diesen Naturmächten sich öffnend, das wunderbare Lied empfing, mit dem der Dichter jenes Bürschhaus bis auf unsre Tage zu einem Wallfahrtsort für Litteraturfreunde gemacht hat. Goethe schrieb an die Bretterwand des Hauses:

„Über allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
In allen Wipfeln  
Spürest du

Kaum einen Hauch;  
Die Vöglein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.“

Wir teilen das Lied hier gleich in der Form mit, in der es Goethe der Öffentlichkeit übergeben hat. Der Genauigkeit wegen aber stehe auch der ursprüngliche Text hier, der noch einfacher, noch unmittelbarer ist, den man ein laut werdendes Sinnen nennen möchte:

„Über allen Gipfeln ist Ruh;  
In allen Wäldern hörst du  
Keinen Laut!

Die Vögelein schlafen im Walde;  
Warte nur, balde, balde  
Schläfst auch du!“

Im August des Jahres 1831 hatte Goethe den zweiten Teil des Faust vollendet und damit das größte Werk seines Lebens abgeschlossen.

In dem Glücksgeföhle, das solche Vollendung eines durch viele Lebensjahre geförderten Werkes zu begleiten pflegt, sagte er zu Eckermann: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.“ In dieser frohen Stimmung, des Lebens Werk gethan zu haben, begab er sich, als sein Geburtstag nahte, nach Ilmenau, um den Tag der Rückschau und Rechenschaft in der Stille zu verleben. Am 26. August fuhr er mit dem Bergrat Mahr auf den Rickelhahn; und als er dort an dem Fenster des altbekannten Häuschens stand und der Blick in die Berg- und Waldesweite in seiner Seele die ferneren Jugendentage heraufführte, sprach er leise vor sich hin: „Warte nur, balde ruhest du auch“, und dabei rollten ihm die Thränen über die Wangen.

Die Bleistiftschrift vom Jahre 1783 war bereits fast gänzlich verblaßt; Goethe erneuerte sie jetzt und setzte darunter nur die wenigen Worte: „Renov. 26. August 1831.“ Er wollte dieses Denkmal seines Lebens erhalten für die Zeit, da er nicht mehr sein würde.

Je höher nun die Verehrung Goethes stieg, desto größer wurde die Gefahr, daß dies Gedichtchen entwendet werden möchte. In der That wurden Versuche gemacht, es aus der Bretterwand auszuschneiden. Deshalb und um die eigenhändigen Schriftzüge Goethes besser zu erhalten, wurde die geweihte Stelle der Bretterwand unter Glas und Rahmen geborgen. Vor der nichts achtenden Zerstörung des Elementes aber konnte sie nicht gesichert werden.



Im August 1870 brannte das ganze Haus nieder; aber 1874 wurde es genau in der ersten Gestalt wieder aufgebaut und die Inschrift durch eine Photographie in den Goetheschen Schriftzügen ersetzt.

Überhaupt hält man in Ilmenau auf die Erinnerungen aus jener klassischen Zeit unsrer Dichtung. Im Gasthof zum Löwen heißt das Zimmer Nr. 1 das Goethezimmer, weil Goethe bisweilen darin gewohnt, namentlich aber seinen letzten Geburtstag, von dem wir oben gesprochen, darin gefeiert hat. Auch eine Mühle in der Lindenstraße, die damals das Endleich hieß, wird als Goethes Ilmenauer Wohnort gezeigt.



Das Goethehäuschen auf dem Rittelhahn.

Vor der Stadt liegt eine „Schillershöhe“, unfern des „Grenzhammers“, dem Schiller, was schwer zu beweisen sein möchte, die Anschauungen seines „Ganges nach dem Eisenhammer“ verdanken soll. Große Zeiten und große Männer erwecken eben überall die Sagenbildung.

**Die Klosterruine Paulinzelle.** Etwa auf halbem Wege zwischen Ilmenau und Blankenburg, von wo wir ausgegangen sind, liegt die Klosterruine Paulinzelle in einem engen, wasserreichen Waldgrund, und neben ihm ein kleines schwarzburg-rudolstädtsches Dorf, welches den Namen vom Kloster geerbt hat. Der Ort wird viel besucht wegen der Kirchenruine, die zu den schönsten Deutschlands gehört. Einsamkeit und Stille, vor allem aber der grüne Waldwuchs,



welcher den stolzen Bau zu umschlingen und zu überwuchern trachtet, welcher sich in den Mauerbrüchen und Rissen einnistet und dort sein unmerkliches Zerstörungswerk treibt — alles das trägt dazu bei, den Eindruck dieser Ruine unvergeßlich zu machen. Sie war einst, wie man noch gar wohl erkennen kann, eine Kreuzkirche in romanischem Stile und in großen Verhältnissen gebaut. Sie war genau orientiert, das Portal dem Hochaltar gegenüber, und so treten wir von Westen her ein. Zwei Türme standen einst zu den beiden Seiten des Einganges; der eine ist bereits völlig zerfallen. Im Innern der Ruine empfängt uns eine Vorhalle; ein großes aus Stein gehauenes Becken, welches darin vor einer Säule liegt, hält man für einen Weiskessel. Wir gehen weiter auf dem rasenbegrüntem Boden und treten durch einen hochgeschwungenen Rundbogen in das Hauptschiff, das gegenüber vom hohen Chor wiederum durch einen Rundbogen geschieden ist. Hier zwischen den hohen Mauern, welche unten an hübsche Säulen gelehnt, oben aber von jenem triumphierenden Waldwuchs überragt sind — hier befinden wir uns unter dem vollen Eindruck dieses wunderbaren Bildes, einem Eindruck, dessen Mystik noch vermehrt wird, wenn wir ihn uns in einer schönen Mondnacht gönnen.

So war aber der Eindruck nur noch bis zum Jahre 1877; denn in diesem Jahre ist das Bild dadurch etwas verändert, daß der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt die südliche Mauer des Hauptschiffs, welche einzustürzen drohte, hat ausbessern und befestigen lassen. Es ist das auf Kosten des vorhin erwähnten Waldwuchses, aber mit malerischem Verständnis und geschickter Hand ausgeführt und darum in alle Wege dankenswert. Denn in dieser Ruine ist mehr zu erhalten und zu bewahren als das Bild für den Maler und Touristen; sie ist ein historisches Denkmal von keineswegs geringer Bedeutung.

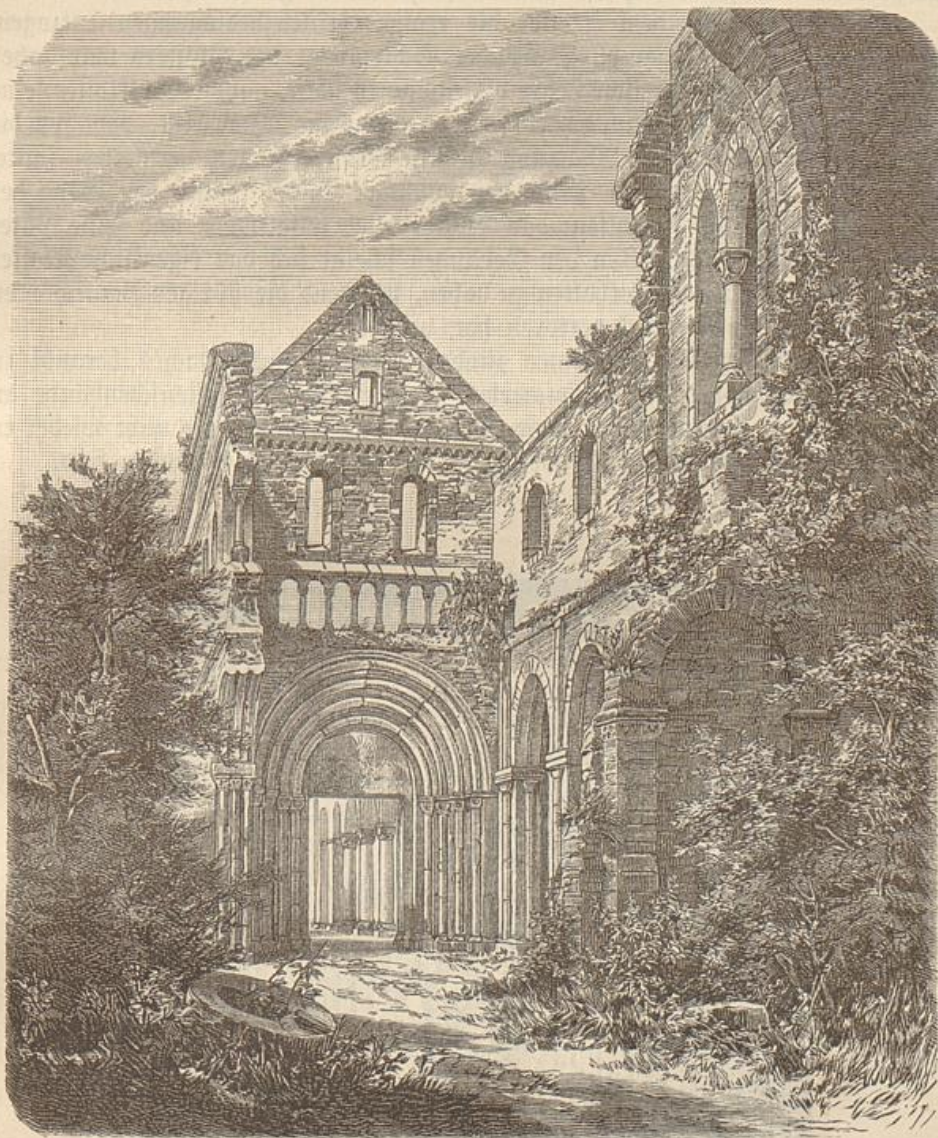
Ihre Entstehung verdanken Kloster und Kirche jener unglückseligen Zeit, als in Deutschland der Gedanke um sich griff, daß man seinem Gotte nicht treu sein könne, ohne seinem Kaiser untreu zu werden, d. h. jener Zeit, als Gregor VII. mit kluger Benutzung der Selbstsucht der Herzöge auch die Entscheidung über die Angelegenheiten des Reiches Heinrich IV. entzogen und seinem Rom angetraut hatte, und als vor der Trübung des äußeren wie des inneren Lebens Unzählige in Klöstern ihre Zuflucht suchten.

Gräfin Paulina, die Stifterin des Klosters, welche unter dem Namen Paulina reclusa in die Zahl der Heiligen aufgenommen ist, gehörte einer Familie an, deren Mitglieder fast ausnahmslos diese Richtung haben. Nur ein Sohn von ihren fünf Kindern mag anders geartet gewesen sein; daher denn von ihm ausdrücklich berichtet wird: *laicus obiit*, er sei als Laie gestorben.

Also vor Ablauf des 11. Jahrhunderts zog sich Paulina in diesen stillen Waldgrund zurück, vielleicht zunächst nur, um in eigner Zelle die rechte Gottesnähe zu finden. Aus der Zelle wurde dann wohl ein Nonnenkloster, welchem Paulina im Jahre 1106 mit Genehmigung des Papstes Paschalis II. das weit bedeutendere Mönchkloster hinzufügte. Für dieses wurde die große und schöne Kirche gebaut. — Wie die Gründung, so ist auch der Untergang von Paulinas Stiftung ein Zeichen seiner Zeit. Der Grund zur Aufhebung der Klöster in Sachsen und Thüringen war durch Luther und die Reformation gegeben. Nun verbanden sich aber die Gedanken der Glaubensreinigung und Gewissensbefreiung mit den Tendenzen des sozialen Neides; und so brach der Bauernkrieg aus, den



in Thüringen Thomas Münzer von Mühlhausen aus zur verheerenden Flamme schürte. Naturgemäß richtet der soziale Meid sich zunächst gegen diejenigen Klassen, welche, ohne an der Arbeit des Lebens teilzunehmen, nur zu genießen scheinen. Dazu rechnete der Bauer vor allem die Mönche; und nach dem, was man von den Mönchen von Paulinzelle erfährt, irrte der Bauer darin nicht.



Klosterruine Paulinzelle.

Also rückten die Scharen der heutigierigen Bauern aus Franken und Thüringen heran und zogen vor das Kloster; die Mönche flüchteten, aber die bewegliche Habe, die sie hinter sich ließen, raubten die Bauern.

Durch diese Plünderung vom Jahre 1525 ist Paulinzelle in den Ruf gekommen, eine „Klosterruine aus dem Bauernkriege“ zu sein. Das ist ungenau; die Bauern hatten geplündert, aber nicht gebrannt, und ihre Plünderung



beweist nur, daß das Klosterleben den Schein der Verdienstlichkeit und Heiligkeit beim Volke längst völlig verloren hatte. Damit mochte dem Kloster das Recht der Existenz entzogen sein, nicht aber die Existenz selbst. Vielmehr kehrte der Abt, nachdem der Bauernkrieg durch grausame Gewalt der Fürsten und Vasallen beendet worden war, wieder in sein Kloster zurück, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob sich alle seine Mönche wieder zu ihm fanden.

Nun erst wurden dem Kloster die realen Existenzbedingungen entzogen. Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher Schirmvogt des Klosters war, aber seinerseits längst die lutherische Lehre angenommen hatte, nahm dem Kloster seine Güter und erklärte es endlich (1534) für aufgehoben. Der Abt, dem für die Dauer seines Lebens seine Wohnung in den Klosterräumen verbleiben sollte, rief Karls V. Hilfe an; aber selbst der mächtige Kaiser konnte den Gang der Dinge nicht wesentlich aufhalten: das Kloster blieb aufgehoben und seine Güter blieben weltlicher Besitz. Von den Gebäuden scheint sich das eigentliche Kloster in dem jetzigen Amtshause erhalten zu haben, während die übrigen Baulichkeiten wie alles, was seinen Zweck verloren hat, verfielen.

Die Kirche scheint durch einen zündenden Blitz ihres Daches beraubt zu sein; dann aber mögen des Baumaterials wegen auch viele Menschenhände an ihr gerupft und gezupft haben, wie denn andre Gebäude, die nicht wieder in Gebrauch gestellt waren, ohne Zweifel auf diese Weise verschwunden sind.



Goethes Handschrift im Kichelhähnhäuschen.



ilig=  
daß  
hrte  
und  
hin=

gen.  
aber  
eine  
die  
ollte,  
der  
üter  
oster  
eiten

t zu  
e an  
er in





Deutsches Land und Volk VI.

Thüringer Volkstrachten. Zeichnung von Albert Kreßhmer.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.





Die Schmücke.

### Von der Schmücke nach dem Inselsberge. — Eisenach und die Wartburg.

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein). — Dorf Oberhof. — Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda). — Panorama vom Inselsberge. — Liebenstein und Altenstein. — Die Glücksbrunner Höhle. — Reinhardtsbrunn und die Marienglashöhle. — Eisenach und die Wartburg. Die Landgrafen von Thüringen. — Landgraf Hermann und der Sängerkrieg auf der Wartburg. — Die heilige Elisabeth. — Junker Jürg auf der Wartburg (die Lutherbuche bei Altenstein). — Ein Oktoberfest auf der Wartburg. — Die Hohe Sonne und Wilhelmsthal. — Blick in das Marien- und Annathal.

**Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein).** Dorf Oberhof. Der höchste Punkt des Thüringer Waldes, der auch im Winter bewohnt wird, ist die Schmücke. Die Schmücke ist eine Bestätigung der Darwinschen Entwicklungstheorie, denn sie ist vom Viehhaus zum Menschenhaus geworden. Der Gang ist ungefähr folgender. Als man sich entschloß, auf den schönen Bergwiesen eine Art von Sennwirtschaft anzulegen, erhielt der Aufseher derselben von der gothaischen Regierung zugleich die Erlaubnis zu gelegentlicher Aufnahme und Bewirtung der Bergwanderer. Noch heute hat man den Eindruck, daß der Gasthof ursprünglich nicht aus einer Spekulation auf Wanderlust und Bergvergnügen entstanden ist, denn er liegt keineswegs an einem besonders



gesuchten Aussichtspunkte; das möchte vielmehr für diese Gegend des Thüringer Waldes der Schneekopf sein, der mit seinem Aussichtsturme selbst seinen Nachbar, den Beerberg, den höchsten Gipfel des Gebirges, überragt; und der Schneekopf ist von der Schmücke immerhin noch eine halbe Stunde entfernt. Aber je besser man in Norddeutschland das Bergwandern lernte, je deutlicher man empfand, daß es dabei nicht bloß auf eine Reihe schöner Gebirgsbilder ankommt, sondern auch auf die Gebirgsstimmung, wie sie sich aus dem freien Atem auf der Höhe und aus der Urgesundheit der gesamten Umgebung herausbildet: desto größer wurde der Andrang der Fremden, desto mehr trat die Viehwirtschaft hinter der Gastwirtschaft zurück. Jetzt steht ein stattlicher Gasthof, wo früher die Wohnung des Aufsehers stand; und das wohlige Gefühl, auf der Bergeshöhe gut aufgehoben zu sein, läßt den Fremden dort gern verweilen.

Übrigens mag auch der frühere Wirt, der alte Joël, die Fremden angezogen und dadurch zur Hebung der Gastwirtschaft beigetragen haben. Eine Krafnatur voll derben Witzes, burschikos und zugleich bieder, aber mit echt thüringischer Schlaueit ausgerüstet, war er wie geschaffen für diese gelegentliche Bewirtung, die seiner Zeit dort geübt wurde. Als dann gemäß den geänderten Verhältnissen von ihm verlangt wurde, er solle sich verbindlich machen, hinfort höheren Pachtzins zu zahlen, erklärte er sich nach langen Verhandlungen bereit, das Doppelte zu geben. Er hatte aber vorher gar nichts gezahlt, sondern sogar Gehalt bezogen. So wird erzählt; und wenn die Anekdote nicht ganz so wahr sein sollte, so illustriert sie wenigstens das, was wir von der Umwandlung des Viehhauses in ein Menschenhaus und von der Persönlichkeit des alten Joël gesagt haben.

Zu den Punkten, die von der Schmücke aus vorzugsweise besucht werden, gehört der Finsterberg, der, im Ramme des Gebirges liegend, durch seine regelmäßige Kegelform angenehm auffällt, übrigens durch den dichten Nadelwald, der ihn bedeckt, seinem Namen Ehre macht. Auf der nordöstlichen Seite brechen Felsen durch den Wald; auf ihnen liegt das Bürschhaus, das der Aussicht wegen oft aufgesucht wird. Man sieht von dort über das Gebirge hinweg nordwärts bis zum Kyffhäuser und nach Westen bis zu den blauen Bergen der Rhön; und so weiß man, daß man auf einem Gipfel steht. Vom Finsterberg führt der Kennsteig zum blauen Stein, diesem Porphyrfelsen, welcher sowohl durch seine Größe, als auch durch die scharfe Kante, in die er ausläuft, eigentümlich ins Auge fällt. Die Schmücke liegt an der vornehmsten Stelle des Gebirges. Der Finsterberg, der Schneekopf und der große Beerberg umstehen sie, und nach Osten hin schließt der Kieckhahn die Aussicht. Nur nach Süden in das Thal von Goldlauter mag man weiter hinunter- und hinaus schauen bis zu dem schön gelegenen, gewerbthätigen Suhl.

Außerhalb dieses fast geschlossenen Bergkranzes liegt in nordwestlicher Richtung auf freiem Gebirgsrücken das Dorf Oberhof. Es liegt weniger hoch als die Schmücke, aber es ist eben ein Dorf. Auf saftig grüner Bergwiese stehen die schindelbedachten Häuschen in Gruppen verstreut, Fichtenwald ringsum als Wetterschutz und als Wahrer der Bergeinsamkeit. Der Wald ist nicht eben schön zu nennen; denn er trägt all die Spuren, die das Leben auf der Höhe auch für Bäume mit sich bringt. Bruch und Beugung unter Sturm und Schneelast zeigen sich überall, und was stehen bleibt, ergraut von schwarzenden Flechten, die in krausen Büscheln oder schlichten Bärten an den Zweigen hängen.



Mitten durch dies stille Fleckchen Erde zieht die länderverknüpfende Straße. Es ist die Straße von Gotha nach Suhl, die beste, welche das Gebirge überschreitet. Zu ihr gehört das Gast- und Posthaus, das schon einigermaßen städtischen Charakter trägt und so die Mitte hält zwischen den Bauernhäusern und dem herzoglich gothaischen Jagdschloß. Die kleine hölzerne Kirche dagegen gehört auch dem Stile nach ganz zu dem ursprünglichen Dorfe.

Kein Wunder, wenn, wie die Schmücke, so auch Oberhof von den Bergwanderern und von den Liebhabern ländlicher Sommerfrische mehr und mehr aufgesucht wird. Ist es doch hier im Sommer, als ob der Winter seinen nachwirkenden Segen auf dem Fleckchen Erde gelassen hätte. Die Wiesen halten sich frisch insolge der nächtlichen Niederschläge und schmücken sich gegen den Herbst hin mit zahllosen Herbstzeitlosen. Das ist ein freundlicher Anblick, wenn auch der Landmann keine Freude daran hat. Dabei ist man nicht ganz abgeschlossen von der verkehrreichen Welt: die Straße zieht vorüber und kreuzt sich hier und dort mit andern, und es waltet die Poesie des Posthorns, Erinnerung und Sehnsucht weckend.

Im Winter freilich ist es anders da droben. Da wird die Einsamkeit unerfreulich und selbst der Postverkehr oft mühselig. Aber wer fragt im Winter noch nach Schmücke und Oberhof? Schon der Gedanke daran geht schauernd durch die Seele, und man rückt näher an den Kamin.

**Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda).** In einem freundlichen Wiesenthal liegt das Städtchen Friedrichroda. Nach Süden und Westen bilden den Thalarand hohe Berge, welche unmittelbar mit dem Rückgrat des Gebirges zusammenhangen, während nach Norden und nach Osten hin die einschließenden milderen Höhen das dahinter liegende freundliche Hügelland ahnen lassen. Daher hat auf dieser Seite das Bergstädtchen leicht durch eine Eisenbahn mit der Thüringer Bahn verbunden werden können, um so leichter, als es nur darauf ankam, die seit 1848 bestehende Pferdebahn von Fröttstedt nach Waltershausen zu verlängern und demnächst den Dampfbetrieb einzuführen. Das Bedürfnis einer solchen Verkehrserleichterung ist besonders durch den Andrang der sogenannten Sommerfremden fühlbar geworden. Die Städter, und zwar vorzugsweise Berliner, scheinen Friedrichroda besonders zu lieben und haben es zu einer eleganten Stadt gemacht. Die Friedrichrodaer wissen, wem sie diese Hebung ihres kleinen Gemeinwesens vor allen zu danken haben; denn sie haben dem Manne, der zuerst (1840) die Sommerfrische von Friedrichroda aufsuchte, sodann alljährlich wiederkehrte und allmählich andre nach sich zog, dort einen Denkstein gesetzt, wo er am liebsten spazieren ging. Das Denkmal ist dem bekannten Friedrich Berthes, dem Buchhändler aus Gotha, gewidmet.

Die Vorgeschichte der Stadt geht zurück bis auf den halb mythischen Grafen Ludwig mit dem Barte, der seinen Dienstmann Friedrich an dieser Stelle roden und ein Dorf anlegen ließ. Die Söhne Ludwigs des Springers verkauften das Dorf an das nahegelegene Kloster Reinhardtsbrunn, als sie zum Postkauf ihres eingekerkerten Vaters Geld brauchten. Unter klösterlicher Oberhoheit wurde das Dorf zu einem Marktflecken; dieser kam nach der Zerstörung des Klosters (1525) an das herzogliche Sachsen und wurde 1597 zur Stadt erhoben.



Die Industrie der Stadt bestand ursprünglich in Weberei, die auch mit Garnhandel verbunden war; aber unter dem Einfluß des Sommerfremdenverkehrs ist daraus die durch ganz Norddeutschland bekannte Lohnwäscherei und Bleiche geworden. So wirken die Bedürfnisse der städtischen Kultur und des Luxus bestimmend auf den Gewerbefleiß bis in die abgelegenen Gebirgsthäler hinein. Die Forellen der Waldbäche werden von den Städtern gegessen, und die Wäsche der Städter wird auf den Waldwiesen gebleicht.

Zu den Vorzügen von Friedrichroda gehört die Nähe des Inselfberges. Man zählt zwölf Berge des Thüringer Waldes, die höher sind als der Inselfberg; aber einen schöneren weiß man nicht zu nennen. Wie auch der Name ursprünglich gelautet haben mag, jedenfalls hat das Volk es empfunden, daß der Berg wie eine Insel hervorragt aus seiner Umgebung, und hat den Namen danach umgebildet. Besonders nach Norden und Nordosten schaut der Inselfberg groß und bedeutend in die Thüringer Ebene hinein; wer dort auf der Bahn vorüberfährt, erfreut, ich möchte sagen erhebt sich an dem majestätischen Aufbau dieses Gipfels.

Dennoch paßt es auf den Inselfberg nicht ganz, was Goethe sagt: den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene. Denn man ersteigt den Inselfberg auch gern und von Friedrichroda aus um so lieber, als die beiden hauptsächlichen Wege, die hinauf führen, auch ihrerseits schön und erfreulich sind. Von besonders malerischem Reiz ist der Weg durch den Lauchgrund, den wir oben mit Cottas Worten schon einigermaßen charakterisiert haben. Droben wird man für die Mühe des Steigens reich belohnt, und zwar nicht bloß durch diese Bergfreude, mit freiem Blick und freier Brust hinauszuschauen; nicht bloß durch Sonnenauf- und Untergänge mit ihrem Licht und Farbenspiel: sondern auch durch die Möglichkeit, sich von dem Turme aus, der die Höhe des Berges krönt, mittelst eines Fernrohres in weitem Umkreise zu orientieren, entlegene Landschaften an charakteristischen Punkten zu erkennen und sie gewissermaßen um den königlichen Berg und um des Beschauers Erinnerung zu versammeln.

**Panorama vom Inselfberge.** Man erreicht die Plattform des Turmes auf der Nordseite, und so ist es nur natürlich, wenn der Blick zuerst nach Norden vordringt, und zwar, wie das ja Menschenart ist, gleich so weit er kann. Das Auge ist der Tastsinn für die Ferne; in die Ferne dringt es daher, um am Horizonte selbst noch Gegenstände zu suchen, die es in das Gemälde hineinnehmen kann. Es findet den Harz als die nördliche Grenze des Gesichtskreises und in ihm den Brocken, der bei klarer Luft noch bedeutend genug hervortritt. Da erwachen dann wohl Erinnerungen an die Stunden, die man auf dem Brocken zugebracht; aber es erwacht auch die allgemeine Erinnerung, die Geschichte, und man sagt sich: das ist die alte Grenze zwischen den Thüringern und den Sachsen; vom Harz aus fingen die Sachsen an gegen die Thüringer vorzudringen.

Vor dem Harze gewahrt man den Höhenzug, der vom Eichsfelde ausgehend in seiner Wurzel den Namen Dün hat und sich sodann als Hainleite nach Osten hin fortsetzt bis zur Sachsenburg an der Unstrut. Die Hainleite wird etwa in ihrer Mitte vom Auersberg bei Stollberg, an ihrem östlichen Ende vom Kyffhäuser überragt. Nachdem sie bei Sachsenburg von der Unstrut durchbrochen ist, nimmt sie den Namen Schmücke an und zieht sich weiter nach



Südosten, wird aber bald von einer Parallelfette, der Finne, sozusagen, verschlungen. Vor der Schwüde sieht man Schloß Tenneberg bei Walthershausen, das an der Schwelle des Thüringer Waldes liegt, vor der Finne Gotha mit seinem hohen Schloß und weiter östlich den Seeberg mit der Sternwarte.

Nach dem Aufhören der Finne sieht man in östlicher Richtung tiefer in die Thüringer Ebene hinein, woran der Steiger bei Erfurt und der Ettersberg bei Weimar kaum hindern. Am äußersten Horizont erkennt man die Saalberge mit dem Fuchsturm bei Jena, im Vordergrunde der Ebene aber die drei Gleichen (Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg). Wendet man sich nach Südosten, so verliert man die Ebene aus dem Gesicht: der Thüringer Wald füllt unsern Gesichtskreis.



Friedrichroda.

Anfangs finden wir hinter dem Gebirgsgewoge des Vordergrundes am Horizonte die blaue Linie eines fernen Hochplateaus; es sind die Berge an der Schwarzta, die selbst in dieser Entfernung ihre besondere Formation so deutlich erkennen lassen, daß sie uns vorkommen wie ein andres, fremdes Gebirge. Dann zieht der Kern des Gebirges an unsrem Blick vorüber, und es grüßen uns nach der Reihe die alten Bekannten, der Rieckelhahn, der Schneekopf, der Beerberg. Fast nach Süden muß man sich wenden, um wieder Berge zu finden, die außerhalb der Sphäre des Thüringer Waldes liegen. Da ragen die Gleichen oder Gleichberge bei Römhild hervor, die von Süden ins Werrathal, die südwestliche Grenze des Thüringer Waldes, hinabschauen. Sie gehören dem Henneberger Berglande an und hängen mit der Rhön zusammen. An den



Gleichbergen vorüber streift der Blick schon ins Frankenland, wo er gerade im Süden die Haßberge, etwas weiter westlich den Steigerwald findet, die ersteren diese, den andern jenseit des Main. Aus der Ferne erscheinen sie trotzdem wie ein Zug, den zu verfolgen das Auge nur durch den Großen Dolmar verhindert wird, der, zu den südwestlichen Vorbergen des Thüringer Waldes gehörig, sich breit vor die Haßberge stellt. Weiter nach Südwesten hin schweift unser Blick über den alten Gau Grabfeld in die fränkische Ebene hinein, bis er von den Bergen der Rhön angezogen wird. Der Kreuzberg, die Große Wasserkuppe und die Milseburg treten hervor, überhaupt aber macht die Nacktheit der Gipfel und Rücken den Eindruck des Hochgebirges. Auch die sogenannte Vorderrhön, die uns schon fast westlich liegt, und mehr organisches Leben birgt, wird trotz geringerer Höhe interessant durch ihre scharfen Kuppen, eine Folge ihres vulkanischen Ursprungs. Westlich und nordwestlich öffnet sich das hessische Hügelland, aus dem das Knüllköpfchen vom Knüllgebirge und ganz nordwestlich der Meißner herübergrüßt. Freilich, viele beachten den Gruß nicht, sondern lassen ihren Blick von der Wartburg fesseln, die im Vordergrund frei vor dem Meißner liegt. Weiter nach Norden folgt das Eichsfeld, von dem uns der südwestliche Bergzug des Hainich zurückführt zu dem Hörselberge, und so etwa zu dem Punkte, von dem unser Blick seine Wanderung begann.

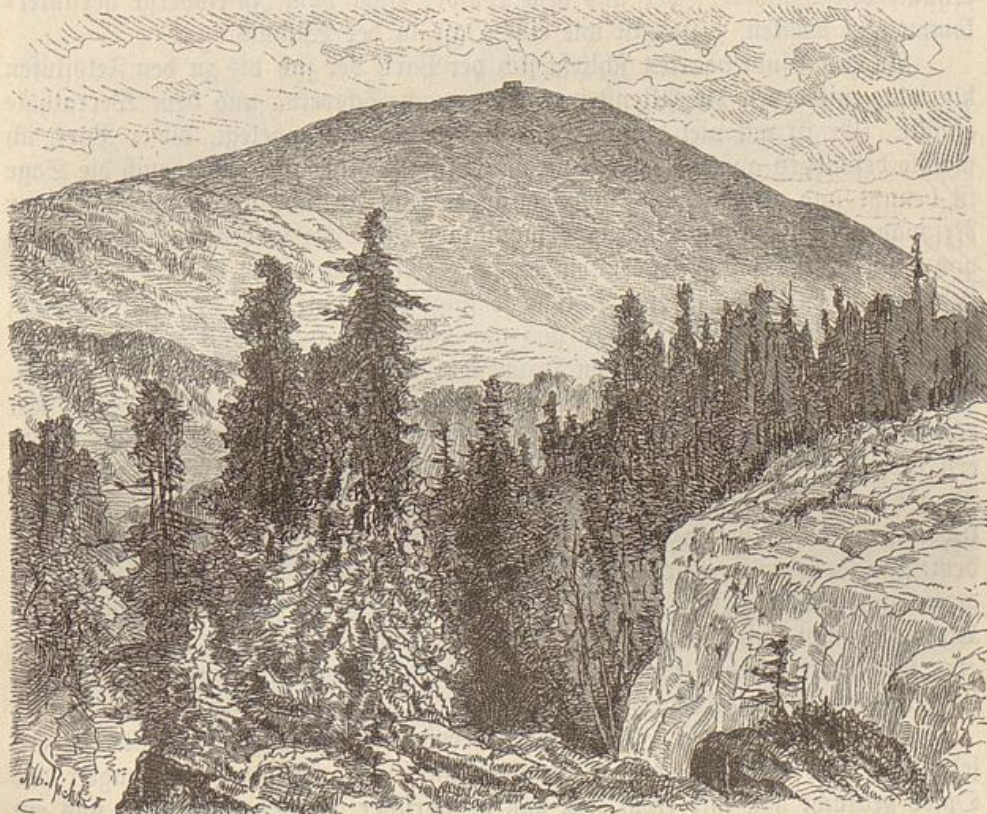
**Liebenstein und Altenstein.** In südwestlicher Richtung liegt am Fuße des Inselferges das Dorf Liebenstein. Man steigt dahin entweder durch das anmutige Thüringer Thal oder an der Lutherbuche vorbei durch den Luthergrund hinab. Der Wanderer freilich, oder wie das herkömmliche Wort lautet, der Tourist, wird seine Rechnung in Liebenstein kaum finden. Ist es doch ein Bad, und zwar das gesuchteste und vornehmste Bad in Thüringen. Da hat man für den Wandersmann mit den bestäubten Füßen wenig Zeit und wenig Raum. Auf den wohlgepflegten Landstraßen herrscht die glänzende Karosse, auf den Promenaden die modernste Toilette; es ist, als ob von den fürstlichen Herrschaften von Koburg und Meiningen, welche zuerst, wenn auch vor langer Zeit, das Bad in Flor gebracht, ein Hofmäßiger Ton zurückgeblieben wäre. Trotzdem verschmähe auch der Wanderer nicht die schönen Bade-Einrichtungen und Anlagen in Augenschein zu nehmen, das Kurhaus, die Trinkhalle, die Esplanade und vor allem die dem Herzog von Meiningen gehörige Villa Feodora mit ihren vortrefflichen Gartenanlagen.

Oberhalb des Wäldchens, an welches sich das Kurhaushotel lehnt, steht oder vielmehr liegt in Trümmern der alte Liebenstein, d. h. die Burg, von welcher das Dorf seinen Namen ableitet und deren einstige Besitzer es wohl auch gründeten. Diese Trümmer enthalten ein Stück deutscher Reichsgeschichte; denn sie erzählen von der Strenge, mit welcher Kaiser Maximilian II. und in seinem Auftrage Kurfürst August von Sachsen den Bruch des Landfriedens gerächt haben. Alsmus von Stein nämlich, welcher zur Zeit der Grumbachischen Händel die Burg Liebenstein besaß, verließ seinen Lehnsherrn, Johann Friedrich den Mittleren, auch dann nicht, als dieser den geächteten Grumbach in seinen Schutz nahm und in rührender Verblendung den Born des Kaisers und die überlegene Kriegsmacht Augusts von Sachsen auf sich zog. Infolge dessen wurde die Burg Liebenstein



im Jahre 1567 gebrochen; ebenso wie der Troß Johann Friedrichs gebrochen wurde, welcher 28 Jahre lang in kaiserlicher Gefangenschaft schmachten mußte.

Allerdings ist die Burg Liebenstein bereits von Asmus' Sohne, Hermann von Stein, wieder aufgebaut und erst nach dem Aussterben dieses Geschlechtes für immer zur Ruine geworden; aber wer genauer untersucht, findet auch in den Trümmern noch die Spuren der ersten gewaltsamen Zerstörung, oder wenigstens solche Reste, welche die erste Zerstörung überdauert haben und nachher in den Neubau hineingezogen worden sind.



Blick auf den Inselberg.

Auch das unfern gelegene Altenstein hat seine Schloßtrümmer. Die populärste Erinnerung aus der Geschichte dieses Schlosses ist, daß es zur Reformationzeit im Besitze des Ritters Hant von Wenkheim war, der als treuer Lehnsmanu des Kurfürsten Friedrichs des Weisen einer von den vermumnten Rittern war, die mit Hans von Berlepsch, dem Schloßvogt von der Wartburg, Martin Luther im Jahre 1521 im Thüringer Walde aufhoben und auf die Wartburg in Sicherheit brachten. Der Ort dieses Überfalls, die Lutherbuche, liegt eben, wie schon vorher angedeutet, ganz in der Nähe. Zweihundert Jahre später fiel die Burg an das Herzogshaus Sachsen-Meiningen, wurde aber bald ein Raub der Flammen. Man hat sie nicht wieder aufgebaut, sondern ein schlichtes Sommerhaus davorgestellt, das nur durch den Felsen, auf welchem es steht, eine gewisse Höhe hat und mit seiner ganzen Umgebung eine so lichte Freundlichkeit ausstrahlt, daß man die finsternen Schloßtrümmer völlig übersieht.



Überhaupt ist lichte Freundlichkeit der Charakter Altensteins. Wohl ist es die Sommerresidenz eines Herzogs; aber der Wanderer fühlt sich durchaus nicht durch höfliche Einrichtungen abgestoßen oder ausgeschlossen. Wie das freundliche Sommerschloß sich dort gleichsam traulich an Fels und Ruine lehnt, wie der Gasthof und die Dienstwohnungen, welche dem Schloß im Halbkreis gegenüberliegen, sich gleichsam dem Walde in den Arm geben, so bestreichen hier die Gräser und Blumen des Gartens den staubigen Fuß des eintretenden Wanderers. Diese Farbenpracht der Blumen in schön gezeichneten, wohl gepflegten Beeten erquickt den Wanderer, der aus dem Walde, etwa vom Inselferge herunterkommt, am meisten. Das ist wie eine Dase in der Wildnis.

An den Blumengarten schließt sich der Park, der sich bis zu den Felsstufen hinzieht, mit denen die Altensteiner Höhe nach Schweina und dem Werrathale abfällt. Er ist mit viel landschaftlichem Verständnis angelegt, dieser Park, ich möchte besonders auf das sogenannte Morgenthor hinweisen; aber auch die Sage ist benutzt und zu einer Art von geistigem Hintergrund, ich möchte sagen zur Resonanz dieser landschaftlichen Harmonie gemacht. Da ist der Bonifaciusfelsen, von dem herab der Apostel Thüringens gepredigt haben soll; da ist der Hohlenstein, in dessen Höhlung eine Volscharfe singt und faust, eine schöne Berklärung des wunderbaren Grauens, das uns vor Höhlen ergreift, und das die Volks-sage vermochte, einen schrecklichen Drachen in dem Hohlensteine hausen zu lassen.

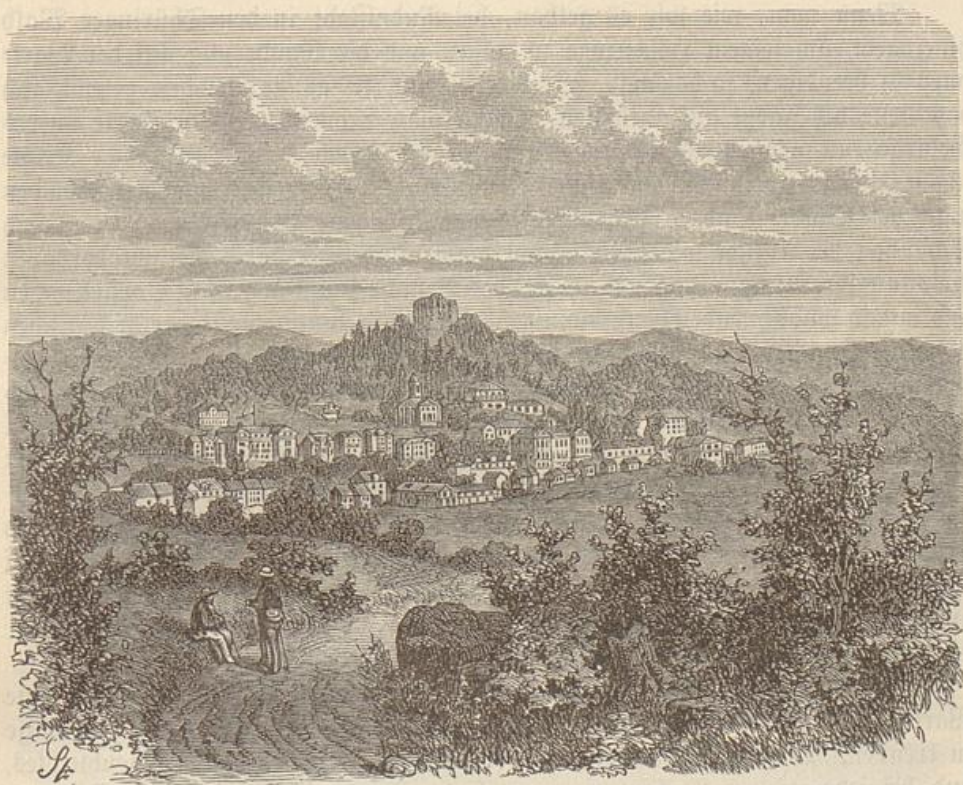
Freilich die große Glücksbrunner Höhle, welche von Altenstein 1 km entfernt ist, wäre solchen Sagenaus schmucks würdiger gewesen. Allein sie wurde erst im Jahre 1799 entdeckt, und das war keine Zeit für die Mystik der Sage. Man hat die naturwissenschaftlichen Schätze, die sie barg — Knochen vorweltlicher Tiere — gehoben und in Meinungen aufbewahrt, die Höhle selbst aber dem Publikum geöffnet, das besonders an Sonntagen zuströmt, weil dann die ganze unterirdische Halle oder Hallenreihe erleuchtet wird. Einen besondern Eindruck macht das Wasser, das die Höhle durchfließt und auf dem man sogar eine Bahnfahrt machen kann, wenn man dergleichen im unterirdischen Dunkel liebt und das Trinkgeld nicht scheut.

Wenn man aus der Höhle wieder hervor an das Tageslicht tritt, ist fast jeder nur halb befriedigt, daß er eben der Wißbegier oder auch der Neugier das Opfer gebracht hat, und freut sich, daß es vorüber ist. Draußen lacht uns ein schönes Bild entgegen, denn wir schwingen uns auf Flügeln der Phantasie über den Inselferge sofort nach Reinhardtsbrunn, diesem Seitenstück von Altenstein. In der Mitte die Riesenbüste des Inselferges, rechts und links die beiden Gemälde Altenstein und Reinhardtsbrunn als Pendant — es ist eine schöne Dekoration.

Auf Reinhardtsbrunn liegt, im Gegensatz zur reizenden Freundlichkeit Altensteins, eine stille Erhabenheit. Dunkler Wald dringt von allen Seiten heran; stille Wasser, die als Seen oder Schwanenteiche den Thalgrund durchziehen, machen den Eindruck der Tiefe, und die wunderschönen alten Linden, die teils in Gruppen, teils einzeln auf dem Rasengrunde des Schloßparkes stehen, mahnen an die Vergangenheit. Überhaupt blickt uns aus dem Wilde „Reinhardtsbrunn“ auch die Geschichte mit ernstem Auge an; und das erkannte Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha sehr wohl, als er im Jahre 1835 sein Schloß in altdeutschem Stile und größtenteils auf den Fundamenten der untergegangenen Abtei errichten ließ. Das Kloster Reinhardtsbrunn ist, wie bereits oben erwähnt, von Ludwig



dem Springer gestiftet worden zur Buße für seine Vermählung mit der Pfalzgräfin Adelheid, deren Gemahl Friedrich er auf der Jagd erschlagen haben soll. Diese Buße aber genügte nicht, sein Gewissen zu befreien; sondern als in seinem Alter ihm die Thatkraft erlosch, meldete sich die alte Schuld wieder und forderte der Buße mehr. Da ließ er Adelheid in das Kloster Zscheplitz gehen, er selbst aber trat in die Benediktinerabtei Reinhardtsbrunn. Dort hat er seine Ruhe wiedergefunden, wenn auch vielleicht erst im Grabe. Er starb im Jahre 1123.



Liebenstein.

So ist Reinhardtsbrunn zur Totengruft der thüringischen Landgrafen geworden und ist es auch ferner geblieben bis zum Jahre 1440. Mit dem Erlöschen der geraden landgräflichen Linie in diesem Jahre begann die Bedeutung des Klosters beträchtlich abzunehmen, seine Blüte hinzuwelken, bis im Jahre 1525 der Bauernkrieg ihm den Garaus machte.

Als nun später, nachdem die Bauernflut sich verlaufen hatte, die Mönche ihr geplündertes und zerstörtes Kloster wieder aufsuchten, wies sie Johann der Beständige fort und zog das Klostergut ein. Was von den Grabdenkmälern der thüringischen Landgrafen aus dem Bauernsturm gerettet ist, hat in der Schloßkirche Aufnahme gefunden, die der jetztregierende Herzog von Gotha erbaut und durch die „Kirchgalerie“ mit dem Schlosse verbunden hat.

Auch eine Höhle hat Reinhardtsbrunn in seiner Nähe; wie wäre es auch sonst das vollständige Gegenstück zu Altenstein! Es ist die Marienglashöhle, ein Gipssteinbruch, der, mit einer weiten Halle beginnend, tief in die Erde



hineingearbeitet ist und besonders durch seine scharfgezackten, glitzernden und spiegelnden Kristalle das Publikum anzieht. Diese Kristalle sind eben das, was man Marien- oder Frauenglas nennt und was der Höhle den Namen gegeben hat. Wer das Glück gehabt hat, die Höhle an einem derjenigen Sonntage zu sehen, an denen sie ganz erleuchtet und diese unterirdische Lichtwirkung noch durch Musik verstärkt wird, pflegt des Lobes voll zu sein; mir ist es nicht so wohl geworden.

Wenn man, wie wir es gethan, bei Rudolstadt in den Thüringer Wald hineingeht, um seinem Höhenzuge zu folgen und die Wanderung auf der Wartburg zu beendigen, so hat man, sei es das Glück, sei es die Weisheit gehabt, sich das Beste bis zuletzt aufzubehalten. Pfllegt man Schwarzburg die Perle unsres Gebirges zu nennen, so ist die Wartburg die Krone. Wie zu seiner Krone schaut Eisenach zu ihr auf und findet es natürlich, daß die zuströmenden Fremden nicht der Stadt, sondern der Burg wegen kommen; dieser Burg, die durch Schönheit der Ansicht wie der Aussicht, namentlich aber durch den wunderbaren Reichthum ihrer Erinnerungen die Seele des Besuchers mit so großen Vorstellungen und mit so wohlthuenenden Empfindungen erfüllt, wie kaum eine andre in deutschen Landen. Der Berg, auf welchem die Wartburg liegt, gehört zu diesem Trümmergestein, welches die gesamte Umgegend von Eisenach bildet, und dessen Hauptmasse, das Rotliegende, von mannigfachen Gesteinsarten durchsetzt und auch wohl überdeckt ist. Daß er zum Platz für die Burg erwählt ist, verdankt er dem freien Blick, welchen er, als das Ende des Gebirgszuges, besonders in die nördlich gelegene Ebene gewährt. Das liegt wohl auch in der übrigens ziemlich platten Sage von der Gründung dieser Burg: Ludwig der Springer war auf der Jagd zufällig auf den Berg geraten, erfreute sich an der schönen Aussicht und rief: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden“, und ließ dann unter mannigfachen Schwierigkeiten dem Worte die That folgen.

Als Schöpfung und als jahrhundertelange Residenz der Landgrafen ist die Wartburg in der geschichtlichen Betrachtung nicht von dem landgräflichen Hause zu trennen. Wir beginnen daher mit dem Stammvater dieses Fürstengeschlechtes, und bei jedem seiner Nachfolger verweilend, fügen wir je an seinem Ort und zu seiner Zeit alles das ein, was die alte Burg im Wandel der Zeiten geschaut und erfahren hat.

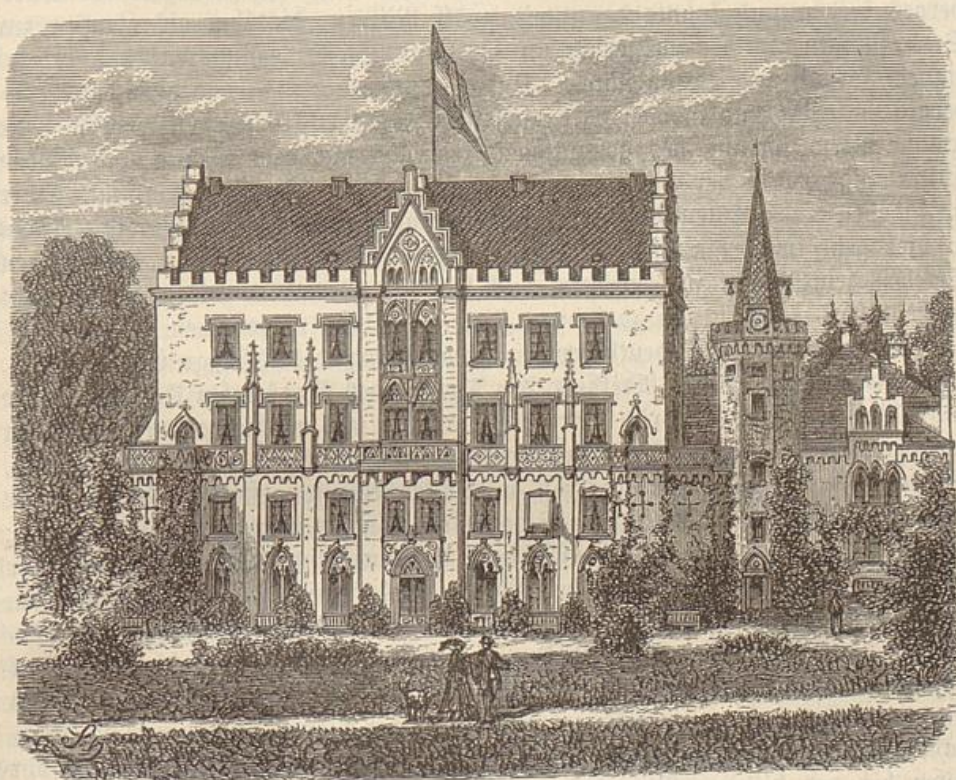
Graf Ludwig der Bärtige erhielt von Kaiser Konrad II. im Jahre 1039, also kurz vor dem Tode des Kaisers, die Bestätigung des Besizes von Altenberga, einem Dorfe bei Georgenthal, das er nebst der Umgegend käuflich erworben hatte. Dazu schenkte ihm der Kaiser die Voibe, einen Strich des noch unangebauten nordwestlichen Thüringer Waldes, der von dem Inselfberge und Übelberge nach Norden sich bis Tabarz und Rüdichen, nach Süden aber über den Spießberg und Broterode erstreckte. Wenn die Schenkungsurkunde, welche aus dem Kloster Reinhardsbrunn nach Gotha gekommen ist, unecht ist, wie die historische Kritik behauptet, so bleibt doch die Thatsache unangefochten, daß Graf Ludwig um die genannte Zeit in den Besiz dieser Ländereien kam, und das ist uns für unsern Zweck genügend.

Die Herkunft Ludwigs mit dem Barte ist durch mancherlei Sagen verdunkelt. Ein Franke soll er sein, und zwar, wie einige ältere Genealogen sagen, einer



von den in der Gefangenschaft gezeugten Söhnen Karls von Lothringen, der im Kampfe um das karolingische Erbreich in Hugo Capets Hände gefallen war. Eine Vermutung, für die nichts weiter spricht, als die Nachricht französischer Chronisten, die Söhne jenes Karl von Lothringen seien aus Frankreich verwiesen und vom (deutschen) Kaiser an seinem Hofe aufgenommen worden.

Der Wahrheit, oder soll ich sagen: der Wahrscheinlichkeit näher kommt die Angabe älterer Quellen, daß Ludwig ein deutscher Franke gewesen sei und als Verwandter Konrads II. oder der Kaiserin Gisela jene Schenkung erhalten habe.



Schloß Reinhardsbrunn.

Freilich die Geringsfügigkeit der Schenkung, die Ludwig zwang, selbst an der Urbarmachung des Landes eifrigen Anteil zu nehmen, spricht wenigstens gegen eine nahe Verwandtschaft. Und da sich für den fränkischen Ursprung Ludwigs überhaupt nichts Durchschlagendes beibringen läßt, so ist es wohl nicht bloß dem thüringischen Selbstgefühl, sondern auch der Wahrheit gemäß, wenn wir Ludwig als einen Thüringer hinstellen, der durch eigne Tüchtigkeit sich und seine Nachkommen zum Mittelpunkt des thüringischen Lebens gemacht hat.

Ludwig wohnte die letzten zehn Jahre seines Lebens auf der Schauenburg, die er sich inmitten seiner Besitzungen erbaut hatte und von der jetzt wenigstens noch der Name an dem Felsen haftet, der ihr zum Fundamente diente. Die Besucher von Friedrichroda kennen die Schauenburg als einen gern besuchten Aussichtspunkt. Gestorben ist Ludwig in Mainz, als er im Jahre 1056 von der Bestattung Heinrichs III. zu Speier nach seiner Schauenburg zurückreisen wollte.



Ludwig der Springer muß, wenn die überlieferten Jahreszahlen richtig sind, beim Tode seines Vaters noch ein Kind gewesen sein; dann aber hat er seine Regierungszeit mit so mancher guten und so mancher bösen Manneſthat ausgefüllt, daß er ein Lieblingsheld der thüringischen Sage geworden iſt, die im Einklange mit dem Erfolge ſeiner Thaten das Böſe zum Guten gewendet hat.

Als er in noch jugendlichem Alter, im Jahre 1067, die Wartburg zu erbauen anſing, thaten die Herren von Frankenstein, welche auf dem Metiſtein wohnten, Einspruch und riefen das Urtheil des Kaiſers an. Da ließ Ludwig bei Nacht und Nebel aus ſeinem Gebiete viel Erdreich auf den Gipfel des Wartberges tragen und konnte dann mit zwölf Rittern, die ihm als Zeugen zur Seite ſtanden, im Schiedsgericht an Ort und Stelle beſchwören, daß er auf eignem Grund und Boden ſtände. Und ſo durfte der Bau ohne weiteres Hinderniß vollendet und in oder bald nach dem Jahre 1070 bezogen werden. Die ſchlaue Verwechſelung des geſchütteten Erdreichs mit dem Grund und Boden iſt ein Zug, der in der Volkſage bis auf Culenſpiegel häufig vorkommt. Aber ſie iſt eben einem Culenſpiegel eher zuzutrauen, als dem Grafen Ludwig. Allein ſo viel geht immerhin aus der Erzählung hervor, daß Ludwig im eifrigen Streben, ſeine Macht zu erweitern, auch Liſt und Gewalt anzuwenden ſich nicht geſcheut hat, wenn ſie ihn zu ſeinem Ziele zu führen verſprochen.

Das beweist noch deutlicher die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich. Dieſer war vermählt mit Adelhaid, der Tochter des Markgrafen Udo von Stade und Alſleben. Graf Friedrich war noch ſehr jung und mochte darum der ſchönen Adelhaid nicht genügen. Wenigſtens warf ſie ihr Auge auf den Grafen Ludwig, der damals in voller Manneskraft und Mannesreiſe geſtanden haben muß. Ludwig mochte ſeinerſeits für die Schönheit Adelhaid's nicht unempfindlich ſein; aber mehr noch zog ihn wohl die Ausſicht, daß durch eine Verbindung mit dieſer erlauchten Frau die Macht und der Glanz ſeines Hauſes werde erhöht werden. Kurz, er verſtand ſich dazu, den Pfalzgrafen Friedrich zu erſchlagen oder erſchlagen zu laſſen, wenn Adelhaid ihm eine Gelegenheit dazu verſchaffte. Das war bald gethan. Auf eine mit Ludwig verabredete Stunde läßt Adelhaid ihrem Gatten ein Bad beſorgen. Während der nun in der Wanne ſitzt, kommt die Nachricht, Graf Ludwig jage in dem Revier des Pfalzgrafen, und Adelhaid tritt vor dieſen hin mit bitteren Vorwürfen, daß er weichlich im Bade die Wahrung ſeiner Rechte und ſeines Eigentums verſäume. Da ſpringt Friedrich auf, unbewaffnet, nur leicht gekleidet eilt er zur Stelle und wird ohne Kampf von Ludwig niedergeſtoßen. Das geſchah im Jahre 1085 bei Scheiplitz an der unteren Unſtrut, wo auch Ludwig von ſeiner Mutter her nicht unbedeutende Beſitzungen hatte. Nach einigen Monaten gebar Adelhaid einen Sohn, der nach ſeinem Vater Friedrich genannt wurde; und als die Trauerzeit abgelaufen war, reichte ſie Ludwig ihre Hand und brachte den kleinen Friedrich dem Manne als Stiefſohn mit, der ihm den Vater erſchlagen hatte. Ja, der Vater des Erſchlagenen geſtattete, daß Ludwig die Vormundſchaft für ſeinen Enkel übernahm.

Das etwa iſt das Thatſächliche, an deſſen weſentlichem Gehalt es nichts ändert, wenn manche Berichte die Mordthat unmittelbar von andrer Hand vollziehen laſſen. Denn mindeſtens für den Urheber des Mordes haben ſämtliche Zeitgenossen Ludwig gehalten. Und darin liegt gerade das größte Räthſel dieſer Geſchichte. Denn wie war es möglich, daß eine ſo landkundige Unthat



weder vom alten Pfalzgrafen Friedrich gerächt, noch vom Kaiser gerichtet wurde? Hat Pfalzgraf Friedrich um des nachgeborenen Enkels willen verziehen? Hat der Kaiser dem getreuen Ludwig, der während aller jener Sachsenkriege Heinrichs IV. zum Kaiser hielt, nicht wehe thun wollen? Es ist nicht zu entscheiden; fest steht nur, daß Ludwig ohne jede äußere Schwierigkeit die Frucht seiner That geerntet hat.

Wie unglaublich dies ist, beweist die Volkssage, welche Ludwig vom Kaiser gefangen führen läßt auf den Giebichenstein bei Halle. Aber so sehr die Sage Gerechtigkeit verlangt, sie hat doch auch Freude an der Heldenkraft, und so hilft sie dem Gefangenen, sich selbst wieder zu befreien, indem sie ihn jenen fabelhaften Sprung vom Giebichenstein in die Saale wagen und vom andern Ufer aus auf bereit gehaltenen Pferden das Weite, die Freiheit gewinnen läßt.

Diese Sage von Ludwigs Gefangenschaft mag daraus entstanden sein, daß das Volk eine spätere, fast dreijährige Gefangenschaft, in die Ludwig durch den Kaiser geführt wurde, mit jener Schuld in Beziehung setzte. Diese Gefangennehmung Ludwigs fand aber erst im Jahre 1114 und zwar in Mainz statt bei Gelegenheit der Vermählungsfeier Heinrichs V. mit Mathilde von England. Den Zorn des Kaisers hatte Ludwig wenigstens ursprünglich sich dadurch gezogen, daß er mit andern thüringischen und sächsischen Großen sich gegen die Einziehung der orlamündischen Erbschaft durch Heinrich aufgelehnt hatte.

In welchem Zusammenhange die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn mit Ludwigs Mordthat und Verheiratung stehen soll, ist oben bei Reinhardsbrunn erzählt worden.

Ludwig der Springer starb 1123. Er hinterließ seinen Landbesitz seinen beiden ältesten Söhnen, Ludwig I. und Heinrich. Der Letztere wurde 1130 ermordet und Ludwig sein Erbe. Da dieser durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Giso von Gudensberg reiche Güter in Hessen zu erwarten hatte, erhob ihn Kaiser Lothar 1130 zum Reichsfürsten, also hat mit ihm die Reihe der thüringischen Landgrafen begonnen. Seitdem steht ganz Thüringen als selbständige Provinz des Reiches unter der einheitlichen Verwaltung eines heimischen Fürsten, der im Kriege die gesamte Heereskraft Thüringens unter eignem Banner führt. Und dadurch erst wird die Wartburg, die landgräfliche Residenz, für die Folgezeit der wahrhafte Mittelpunkt des Landes.

Landgraf Ludwig II., der Eiserne, folgte im Jahre 1140 seinem Vater in noch jugendlichem Alter. Er war ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, die zu seiner Zeit die Kaiserkrone trugen. Im Jahre 1148 vermählte er sich mit Jutta, einer Schwester des nachherigen Kaisers Friedrich Barbarossa, und lieferte dadurch den Beweis, daß das landgräfliche Haus bereits den ersten Fürstenhäusern gleich geachtet wurde. Daß auch er, wie seine Vorfahren, mit Ernst bemüht gewesen ist, die Macht seines Hauses zu befestigen, beweist die anmutige Sage von dem Schmied in Ruhla und dem Edelacker bei Freiburg. Der Landadel Thüringens, erzählt die Sage, benutzte Ludwigs Jugend, um dem Thüringer Volk durch unerträgliche Auflagen, ja durch Wegelagerung und Räuberei den Beutel leicht, das Leben schwer zu machen. Ludwig aber, der seinen Adel immer froh und guter Dinge um sich sah, ahnte davon nichts, weil er noch nichts davon verstand. Einst aber hatte er sich auf der Jagd, die er sehr liebte, verirrt; der Abend brach herein, und er konnte den Weg zur Wartburg nicht wieder finden. Da hörte er Hammerschläge durch die Nacht klingen,



und ein Schmiedefeuher blitzte durch das Walddunkel. Ludwig eilt hinzu, tritt in die Schmiede und bittet um ein Nachtlager. Der Schmied hält ihn für einen Junker vom Wartburger Hofe und weist ihm verdrießlich einen Stall oder Schuppen zur Nachtherberge an. Ludwig ist es zufrieden; aber Schlaf findet er nicht, denn die wuchtigen Hammerschläge des Meisters tönen zu ihm herüber, und zu jedem Schläge spricht der Mann: „Landgraf, werde hart!“ Morgens fragt Ludwig dem Sinn dieser Worte nach und erfährt nun, was er bisher nicht geahnt und nicht verstanden, daß der Übermut seines Adels zugleich das Leid seines Volkes ist. Das trifft ihn tief, und er gelobt sich, das zu ändern. Nun aber zeigte der Adel auch ihm seinen Trotz, und Ludwig erkannte, daß er diesen brechen müsse. Aus Bürgern und Bauern sammelt er ein Heer, überzieht die Burgen der Herren und nimmt sie selbst gefangen. Dann führt er sie nach Freiburg (damals noch Neuenburg geheißten), läßt sie je vier vor einen Pflug spannen und so nach der Reihe das ganze Feld umackern. Wer sich sträubte oder lässig war, fühlte seine Schläge; denn er selbst führte den Pflugsterz und die Geißel. So lehrte Ludwig seine Edeln die Qualen kennen, mit denen ihr Übermut das arme Volk heimgesucht hatte. Er selbst aber trug seitdem, um vor den Nachstellungen des Adels gesichert zu sein, einen eisernen Panzer und wurde daher der Eiserne genannt. Bürger und Bauern aber segneten ihn, denn er hatte ihnen geholfen.

Daß Ludwig eine entschiedene Fürstenmacht ausübte, beweist auch die Sage von der lebendigen Mauer, übrigens eine Sage, die auch anderswo vorkommt. Friedrich Barbarossa besucht seinen Schwager auf der Neuenburg. Er findet dieselbe stattlich genug, vermißt aber die Mauer. Da macht sich Ludwig anheischig, eine solche in einer Nacht zu bauen. Friedrich schüttelt den Kopf; aber am andern Morgen sieht er in festem Ringe die Burg von Gewappneten umgeben, Rittern und Knechten, denn keiner hatte sich dem schleunigen Aufgebot zu entziehen gewagt. Der Kaiser aber staunte über die Menge der Ministerialen, Ritter und Edlen, die der Herrschaft seines Schwagers unterthänig waren. Und auch der tote Ludwig erfreute sich noch des hangen Gehorsams seiner Mannen. Denn als er von einem Feldzuge gegen Polen, den er mit Kaiser Friedrich unternommen, zurückkehrend im Jahre 1172 auf der Neuenburg gestorben war, weigerten jene sich nicht, seiner Bestimmung gemäß seine Leiche von Neuenburg nach Reinhardsbrunn zu tragen. Sie fürchteten, fügt die Sage hinzu, er sei wohl gar nicht tot, sondern wolle nur den Gehorsam seines Adels auf die Probe stellen.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme behielt die politische Richtung seines Vaters bei. Er unterstützte seinen kaiserlichen Oheim mit einer Treue, die selbst sein freundliches Verhältnis zum Papste und zu Heinrich dem Löwen nur leicht und vorübergehend zu trüben vermochte. Ein Lohn für diese Treue war es, daß Friedrich nach dem Tode des Pfalzgrafen von Sachsen, Albrecht von Sommerenburg, unsrem Ludwig diese pfalzgräfliche Würde verlieh.

Auch auf dem berühmten Kreuzzuge vom Jahre 1189 war Ludwig bereit, seinen Oheim zu begleiten. Nur über den Weg zum heiligen Lande konnte er sich mit demselben nicht einigen; er zog die Fahrt zur See vor und landete bei Tyrus, wo er von Konrad von Montferrat ehrenvoll aufgenommen wurde. Auf dringende Mahnrufe, die von dem Belagerungsheere vor Ptolemais an ihn



ergingen, zog er dorthin und bestimmte auch Konrad von Montferrat ihm zu folgen, der sich bisher wegen seiner Feindschaft mit König Veit fern gehalten hatte. Er hat dort glänzende Waffenthaten gethan und auch als Anführer, zeitweise sogar des ganzen Heeres, sich hohes Ansehen erworben. Die Nachricht von dem Tode des Kaisers im Kalvradnus lähmte die ganze Unternehmung und schwächte namentlich die Stellung der Deutschen im Kreuzheer. Die Heeresrümmmer, welche Friedrichs gleichnamiger Sohn herzuführen, vermochten das nicht abzuwenden. Ist nun Ludwig im Verdruß darüber erkrankt, oder war er, wie auch berichtet wird, ernstlich verwundet, kurz, er sehnte sich, wie kranke Menschen thun, nach der Heimat, und sollte sie doch nicht wiedersehen. Er starb noch im Jahre 1190 auf der See, und nur seine Gebeine wurden heimgebracht in die Gruft der Väter zu Reinhardtsbrunn.

Da Ludwig keinen Sohn hinterließ, beanspruchte sein Bruder Hermann, welchem Ludwig schon bei seinen Lebzeiten die Pfalzgrafschaft in Sachsen überlassen hatte, die Nachfolge in Thüringen. Kaiser Heinrich VI. aber dachte die thüringischen Lehen zum Reiche einzuziehen und würde von diesem Plane schwerlich abgestanden sein, wenn er nicht gefürchtet hätte, dadurch Hermanns ganzen Anhang in das Lager Heinrichs des Löwen zu treiben, der mit Krieg drohte, während der Kaiser selbst ja in Italien dringend nötig war, um das Erbe seiner Gemahlin Konstanze, Neapel und Sizilien, in Besitz zu nehmen. Übrigens ist Hermann durch dieses Zugeständnis des Kaisers keineswegs zu einem treuen Anhänger der hohenstaufischen Sache gemacht worden. Er stand in der Folgezeit, besonders als nach Heinrichs VI. Tode Philipp von Schwaben und der Welfe Otto um die Krone rangen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite und setzte dadurch sein Land, das zwischen den streitenden Machtgebieten in der Mitte lag, bald der welfischen, bald der hohenstaufischen Rache aus. Leidenschaftlicher Ehrgeiz, der nicht mit Heldengröße verbunden ist, macht blind für sachliche Gesichtspunkte und führt jederzeit zu einem unruhigen Egoismus. Das war Landgraf Hermanns Fall; nur auf Förderung seiner eignen Macht und Ehre bedacht, stellte er sich stets auf die Seite, von der ihm ein augenblicklicher Gewinn winkte; daß er dabei sich mit der Hoffnung schmeichelte, wenn beide Gegenkönige sich aufrieben, könne er wohl selbst zur Krone gelangen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich. Aber soweit war die Zerstückung des Reiches damals doch noch nicht gediehen, daß ihm dieser Wunsch hätte erfüllt werden können. Nur in einer Hinsicht hat er eine königliche Stellung eingenommen, nämlich in der Pflege der damals blühenden Dichtkunst, deren Vertreter er um seinen Hof sammelte, nährte, ehrte und anregte.

Es ist dem menschlichen, zumal dem deutschen Gemüte eigen, wenn die Gegenwart, die Wirklichkeit freudlos wird, sich in die ideale Welt zu flüchten. Es bedarf des Schönen, des Erfreulichen, wenn es nicht hinsiechen und verkümmern soll. Das deutsche Leben war damals im Rückgange. Die Kraft des Reichs, diese Grundlage des deutschen Hochgefühls, hatte selbst ein Friedrich I. nicht wieder herzustellen vermocht. Die Schlacht bei Legnano 1176 hatte den Niedergang des Reiches besiegelt. Dann starb der Kaiser im fernen Cilicien, und Deutschland trat in den Schatten; Heinrichs VI. Energie richtete sich auf fremde Ziele. Endlich starb auch Heinrich VI. (1197) und Deutschland wurde der trostlose Schauplatz des Kampfes zweier Gegenkönige, zweier erbitterter Parteien.



Da wendete sich das deutsche Gemüt von der trüben Gegenwart zur Vergangenheit, um sich an den Thaten eines Dietrich, eines Siegfried, und wie die Helden alle heißen mögen, aufzuerbauen. Was die Sage bereits verklärt hatte, wurde poetisch wiedergeboren, so entstand das Epos. Aber auch der Gegenwart gewann man eine ideale Seite ab, man wendete sich in das Reich der Liebe und übte das Rittertum, das man der Frau schuldig war, in Minneliedern; oder man stellte der unerfreulichen wirklichen Welt in Klage oder Zorn das Ideal entgegen, davon sich jene so weit entfernt hatte. Das ist die Lyrik dieser Zeit, die man mißbräuchlich insgesamt mit dem Namen der Minnedichtung bezeichnet. Der Gedanke der Minne überwiegt und hat daher der Zeit ihr Gepräge und der Poesie den Namen gegeben.

Das Beispiel war ja in Frankreich durch die Troubadours gegeben; aber daß das deutsche Rittertum so rückhaltlos dem Frauendienste verfiel, daß die ritterliche Phantasie von dem Minnewerben sich so gänzlich beherrschen ließ und daß sie die Symbolik und den Schmuck ihrer Minne fast ausschließlich in den anmutigen Reizen sommerlicher Natur fand, läßt sich nur aus dem Niedergange des nationalen Hochgefühls erklären. Die Sterne sind untergegangen, der Anger mit seinen Blumen tritt an ihre Stelle.

„Du bist kurzer, ich bin langer:  
Alsô stritent uf dem anger  
bluomen unde klê.“

Selbst in die gewaltigsten Momente der Heldensage drängt sich dieser Blumenflor ein. Als es zum Mordbrunnen geht im Nibelungenliede, springen Gunther und Hagen wie zwei wilde Panther durch den Alee; als Hagen die grause That gethan, fällt der gewaltige Siegfried in die Blumen, die um den Brunnen stehen, und „die Blumen allenthalben vom Blute waren naß“. Das Gewaltige, das Erhabene fehlt in der Minnedichtung; selbst die elementaren Mächte der Natur, die Nacht mit ihrem Dunkel, der Wald mit seiner Wilde wurden gemieden; der Baumgarten an der Burg, der Anger vor dem Walde, die grüne Heide, die Linde am Brunnen: das sind die Stätten, wo die Phantasie sich heimisch fühlt. Licht und freundlich muß die Umgebung sein, denn der Mensch dieser ritterlichen Gesellschaft will sich hochgemut und heiter fühlen; ist es doch höfische Pflicht „bei den Leuten“, d. h. in der Gesellschaft, hochgemut und heiter zu sein.

Nur ein großes, erhabenes Trachten geht auch durch diese Welt, es ist die Tendenz der Kreuzzüge. Aber auch dies Trachten ist für die deutsche Ritterschaft ohne greifbare Frucht gewesen. Während die französischen Ritter im ersten und im vierten Kreuzzuge sich Ruhm und Landbesitz, ja Kronen erkämpft haben, sind die Züge Konrads III. und Friedrichs I. traurig gescheitert, und die Ritterschaft des heiligen Landes sieht auf die Deutschen herab.

Wie die deutsche Ritterschaft im allgemeinen, mochte auch Landgraf Hermann in der großen politischen Welt nicht seine Rechnung finden. Sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt, und er hatte die Weisheit, sich an dem Erreichbaren schadlos zu halten. Er sammelte die Dichter und Säger um sich und machte dadurch die Wartburg zum Mittelpunkte des damals herrschenden deutschen Geisteslebens. Seine Motive dürften wohl selbstüchtiger Art gewesen sein; aber gerade die Geschichte unsrer Landgrafen gibt uns ja wiederholt Beweise



dafür, daß der Mensch oft böse denkt, Gott aber zum Guten lenkt. So ist auch Landgraf Hermanns Streben auf diesem Punkte ein Segen für die mittelhochdeutsche Dichtung gewesen und in alle Wege dankenswert. Der kaiserliche Stuhl stand seit 1197 leer; Hermann konnte sich nicht darauf setzen, aber für die Dichter konnte er die leere Stelle ausfüllen. Die im Reich der Träume weilend das Irdische verloren hatten, wie Schiller sagt, waren an seinem Hofe, an seinem Tische willkommen, so oft sie und so viel ihrer kamen.

Und sie kamen in Scharen. Die Dichter jener Zeit, ob sie gleich meist ritterlichen Standes waren, lebten als Fahrende; sie zogen von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, sie waren, wie Walter von der Vogelweide klagt, ewig Gäste und bedurften des Wirtes, der sie mild und ehrenvoll aufnahm. Auf der Wartburg war das Ein- und Ausfahren der Sänger so groß, daß Walter, wie er sagt, sich nicht mit eindringen mochte oder konnte. Auch Wolfram von Eschenbach klagt über den allzugroßen Andrang nach diesem Hofe, dessen übermäßige Gastlichkeit auch den „Falschen“, d. h. den Unwürdigen, Herberge gewähre.

Unter solchem Zubrange galt es sich zu behaupten. Dazu gehörten außer der höfischen Sitte dichterische Leistungen, die um so mehr ansprachen, je mehr sie den gastlichen Fürsten verherrlichten. Heinrich von Veldeke, der Vater der Minnedichtung, wurde durch Landgraf Hermann in den Stand gesetzt, seine Aneide zu vollenden; Wolfram wurde angeregt zu seinem Wilhelm von Dranse, und Walter, der später auf der Wartburg Aufnahme gefunden hat, preist den gastlichen Landgrafen als „der Thüringer Blume“.

In dieser Zeit also würden wir uns auch den Sängerkrieg auf der Wartburg, in dem Walter eine Rolle spielt, zu denken haben. In der That pflegt man ihn in das Jahr 1206 oder 7 zu setzen; denn hat man auch das Gedicht, das davon handelt, als ein späteres Erzeugnis erkannt, den Glauben an die Thatsache selbst hat man sich trotz der schroffen Romantik, mit der sie berichtet wird, noch immer nicht entschließen können völlig aufzugeben.

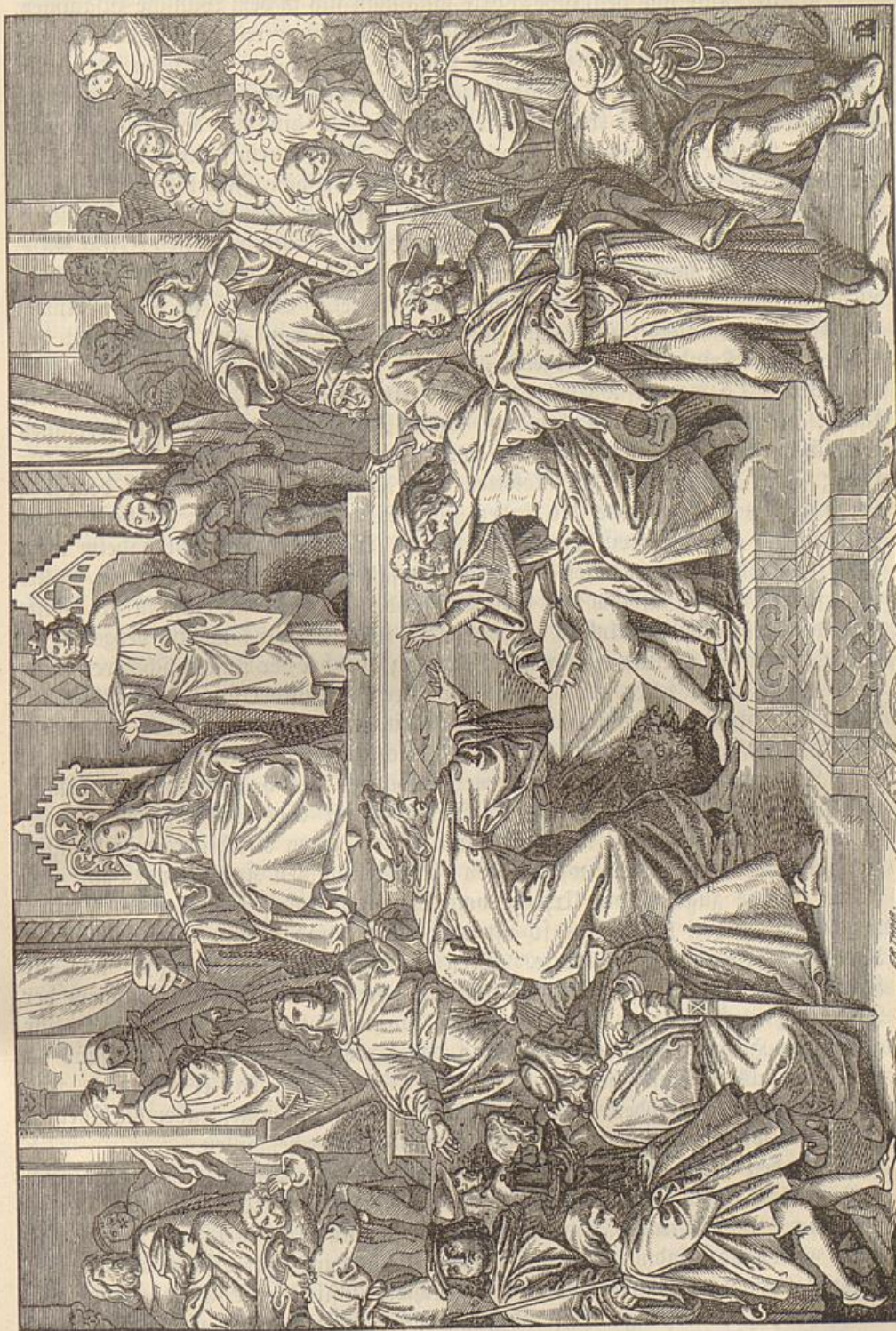
Sechs Meister des Gesanges, so ungefähr lautet die Überlieferung, befanden sich an dem Hofe des Landgrafen. Der eine war Heinrich von Nisbach, der Kanzler des Landgrafen und von seinem Amte stets der tugendhafte Schreiber genannt. Dann Heinrich von Osterdingen, den die einen aus Schwaben, die andern aus Eisenach stammen lassen, Wolfram von Eschenbach, ein Schwabe, Reinmar der Alte, im Liede aber mit Reinmar von Zweter verwechselt. Walter von der Vogelweide, der von dem Hofe der Babenberger in Wien ausgegangen war und nach neuern Forschungen in Tirol geboren ist. Endlich Bieterolf, ein Bürger Eisenachs und wie Nisbach in Diensten des Landgrafen. Diese sechs Meister also wetteiferten am Hofe in ihrer Kunst, und aus dem Wetteifer wurde ein Wettstreit, ja ein Wettstreit, den der Unterliegende mit dem Tode durch Henkershand büßen sollte. Welch eine Mischung von Idealität und Roheit! Während die Sänger sich aufstellen, um vor Landgraf und Landgräfin den Flug zur Sonne zu versuchen, steht Scharfrichter „Stempfel“ — das Lied nennt ihn ja so oft — vor dem Thore, um den zu holen, der etwa zurückbleiben wird. Heinrich von Osterdingen hebt den Gesang an; er singt nach Minnesängerart das Lob eines Fürsten, von dem er Milde erfahren hat, Leopolds von Osterreich. Gegen ihn tritt der tugendhafte Schreiber auf und preist seinen Herrn mit so gewaltigen Worten, daß auch Walter, der zuerst den König von Frankreich zu



preisen Miene macht, auf seine Seite gezogen wird. Osterdingen steigert sich und sein Lob Leopolds: „er ist ein Adler, während andre Fürsten Falken sind“, singt er und ruft dadurch auch Bieterolf in die Schranken, „sein Zorn will länger schweigen nicht“. Osterdingen hält ihnen wacker stand; mit dem Mute der Überzeugung und dem Übermute des Talents trotzt er dem Hofe, vor dem er singt, den Meistern, die ihm gegenüber stehen, und auch der wiederholten Drohung, daß Stempfel seiner warte. Das ruft denn auch Reinmar und Wolfram auf den Plan, die sich bisher als unparteiische Richter vom Kampfe fern gehalten haben. Da wird Heinrich von Osterdingen überwunden; aber als man ihn ergreifen will, flüchtet er zur Landgräfin Sophie, die ihren Mantel um ihn schlägt und die erzürnten Gegner zu bewegen weiß, daß sie ihm die Berufung des Meisters Klingsohr aus Ungarland gestatten. Heinrich zieht darauf nach Österreich und weiter nach Ungarland. Klingsohr verheißt ihm Hilfe und Rettung; aber er säumt und säumt, und Heinrich bangt, die Frist zu verfehlen und selbst den Rächern zu verfallen. Aber Klingsohr hat Macht über die Geister; mit ihrer Hilfe führt er Heinrich in einer Nacht bis Eisenach. Andern Tags erscheinen sie am Hofe, und Klingsohr führt sich beim Landgrafen und der Landgräfin durch die Verkündigung ein, daß in letzter Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren sei, die sich dem künftigen Landgrafen Ludwig vermählen und mit großer heiliger Frömmigkeit im Thüringerlande walten werde. Sodann wird der Sängerkrieg gleichsam in zweiter Instanz wieder aufgenommen. Wolfram und Klingsohr, die Meister unter den Meistern, ringen miteinander in dunklen Weisheitsprüchen; und weil keiner den andern überwindet, gerade deshalb endet der Krieg mit einem Frieden, der alle befriedigt. Alle Teilnehmer trugen Lob und Ehre davon.

**Die heilige Elisabeth.** Klingsohrs Prophezeiung erfüllte sich. Die in jener Nacht geborne Tochter des Königs Andreas von Ungarn, Elisabeth, wurde schon als vierjähriges Kind die Braut des Landgrafensohnes Ludwig. Es war eine glänzende Gesandtschaft, welche im Namen Landgraf Hermanns um das Königstöchlein warb; und der König Andreas schätzte diese Werbung hoch genug, um Elisabeth gleich mit den Gesandten nach der Wartburg zu entsenden. Da also hat die kleine Braut die bedeutungsvollen Jahre ihrer Kindheit zugebracht. Mit ihrem sieben Jahre älteren Bräutigam scheint sie geschwisterlich aufgewachsen zu sein, wenigstens liebte sie es noch als Frau ihn Bruder zu nennen und von ihm Schwester genannt zu werden. Freilich mag darin auch das Streben erkannt werden, der Ehe das Gewand christlicher Bruderliebe umzuthun. Eine nahe Beziehung zu Gott trat in dem Kinde früh hervor, ihr Gemüt war durchtränkt mit dem Gottesgedanken, der schon ihr Kinderspiel wie später das Trachten ihrer Seele und die Werke ihrer Hand regierte. So stand sie von Hause aus in einem gewissen Gegensatz zu dem minniglichen Wartburger Hofe, der, wie wir gesehen haben, auch auf dem geistigen Gebiete weltliche Herrlichkeit anstrebte. Von den maßgebenden Personen scheint nur ihr künftiger Gatte ihre Stütze gewesen zu sein, der seinerseits wieder von dem himmlischen Sinne des Kindes folgenreiche Anregungen empfing. Als nun im Jahre 1216 Landgraf Hermann starb, fürchtete man am Hofe den Untergang dieser freudigen Weltlichkeit, in welcher man sich so wohl gefühlt hatte.





Der Sungerkrieg auf der Wartburg. Nach Woth von Schwund.



Durch Blicke und heimliche Worte fand man sich in dem Wunsche zusammen, Elisabeth entfernt und den jungen Landgrafen mit einer reicheren Frau aus der Nähe vermählt zu sehen. Aber der wackere Walter von Burgula, der einst mit den andern Gesandten Elisabeth nach Thüringen geleitet hatte, durchbrach die Heimlichkeit. Offen trat er vor seinen Fürsten hin mit der Frage, ob er sich mit Elisabeth vermählen oder sie ihrem Vater zurückschicken wolle. Da antwortete Ludwig: „Und wenn der Inselsberg da vom Fuß bis zum Scheitel lauter Gold wäre, so wollte ich doch um ihn nicht von meiner Elisabeth lassen.“

Und so vermählte er sich mit ihr, als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Ludwig IV. war nach aller Überlieferung, die wir haben, eins der erfreulichsten Menschenbilder, von denen die Geschichte berichtet. Er war schön von Antlitz und Gestalt, mannhaft in Kampf und Gefahr und von einer Einfachheit der Seele, einer Reinheit des Herzens, daß alles Falsche und Unreine sich vor ihm versteckte. So war er würdig, die Liebe einer Elisabeth zu empfangen, und fähig, sie zu erwidern. Es waren schöne Jahre, als diese beiden herrlichen Menschen einander hatten. Freilich anders war es geworden auf der Wartburg; Frau Minne mit ihren koketten Beziehungen war einer echten deutschen Liebe gewichen, einer Liebe, die, indem sie Freude und Segen um sich verbreitete, sich zugleich als eine christliche Liebe erwies. Wenn Ludwig nicht daheim war, trug Elisabeth das Witwenkleid; für ihn nur schmückte sie sich, ihm allein wollte sie gefallen, wie sie an ihm nur Gefallen fand. Aber als sie einst in der Messe über dem wonnevollen Anblick ihres Gatten selbst Christus meinte vergessen zu haben, versank sie in einen peinigenden Schmerz, welcher der Anfang schwerer Buße war. Hier schon sehen wir sie an der Grenze christverklärter Menschlichkeit stehen und hinüberverlangen in eine Heiligkeit, in die sie sich nachher unter dem Drucke eines harten Geschicks und eines noch härteren Priesters verloren hat.

Landgraf Ludwig war ein treuer Anhänger der hohenstaufischen Sache; und da Kaiser Friedrich II. in jener Zeit noch mit dem Papste Frieden hatte, so konnte er es, ohne mit der Kirche und seiner eignen Kirchlichkeit in Konflikt zu kommen. Das Unheil, welches den Frieden zwischen Kaiser und Papst zerstörte, wurde zugleich die Ursache von Ludwigs Tode; jene Seuche nämlich, welche im Jahre 1227 den so oft verheißenen und ebenso oft verschobenen Kreuzzug Friedrichs verhinderte. Treu seiner Stellung zum Kaiser wie zur Kirche, hatte Ludwig das Kreuz genommen; aber wie er selbst den Schmerz der Trennung von Elisabeth vorausempfand, konnte er sich nicht entschließen, ihr glückliches Herz zu betrüben. Er trug das Kreuz in der Tasche; da fand es Elisabeth, als sie einst scherzend hineingriff. Sie wußte, was es bedeutete, und sank ohnmächtig zu Boden. Das Menschenkind brach zusammen, aber die Christin erhob sich wieder und trug den Schmerz um der Kirche willen.

In den Häfen Apuliens sammelten sich die Pilgerheere. Dort fand auch Ludwig den nahverwandten Kaiser und begleitete denselben, obwohl bereits fieberkrank, nach Otranto, um die Kaiserin Solanthe zu begrüßen. Das Fieber nahm überhand; Ludwig starb in Otranto, und seine Ritter schickten eine Gesandtschaft nach der Wartburg, welche die schwere Pflicht hatte, Elisabeth von dem unerseßlichen Verluste zu verständigen. Aber sie wagte es nicht; mit liebevollem Verständnis für Elisabeth wendete sie sich an die Landgräfin Mutter. So brachte die Mutter der Gattin die Todesbotschaft, welche für diese das Ende



aller Lebensfreude war. „Nun ist mir die Welt und all ihre Freude tot“, sagte sie und schritt wie traumwandelnd unter der Last des Schmerzes durch die Gemäcker der Wartburg hin. Und wie eine Traumwandlerin hatte sie ihr ferneres Schicksal vorausgesehen; die Freude war für sie tot, aber dem Leid, das sich über sie häufte, mußte sie wenigstens die Süßigkeit heiligender Buße abzugewinnen.

Elisabeths Sohn, Hermann II., wurde von seinen Oheimen, Heinrich Raspe und Konrad, verdrängt; sie wollten nicht des Knaben Vormünder, sondern selbst Landgrafen sein. Als bald trat am Hofe die seit Hermanns I. Tode still gewordene weltliche Richtung wieder hervor, und Heinrich Raspe konnte es wagen, Elisabeth, die solcher Richtung im Wege war, von der Wartburg zu verweisen. Elisabeth nahm still ihr Kreuz auf sich und stieg — es war in kalter Winterzeit — nach Eisenach hinab, wo sie in den Tagen des Glückes der Wohlthaten so viele ausgesäet hatte. Aber hilfreiche Liebe war aus dieser Saat nicht aufgegangen. Niemand wollte sie aufnehmen, denn man fürchtete den Zorn des Herrn auf der Wartburg. In elender, stallähnlicher Behausung wartete sie den Frühling heran; nicht einmal ihre Kinder konnte sie bei sich haben. Mit dem Anbruch des Frühlings 1228 ging sie nach Kitzingen, wo eine Verwandte von ihr Äbtissin war. Durch deren Vermittelung kam sie nach Bamberg zu ihrem Oheim, dem Bischof Ekbert. Dort empfing sie die thüringischen Lehnsleute, welche die Gebeine ihres Gemahls in die Heimat zurückgeleiteten. In der Domkirche von Bamberg hat sie wieder gesehen, was von dem herrlichen Gatten übrig geblieben war, und hat Gott für diese Gnade gedankt. Aber der Zug ging weiter, und Elisabeth ging mit. Gern vertraute sie sich den Rittern an, welche die Gebeine ihres Gatten so treu zum Grabe geleiteten. Zu Reinhardtsbrunn stand Elisabeth mit Heinrich Raspe an der Gruft, in die man den Sarg ihres Gemahls versenkte. Rudolf von Burgula aber, einer von den heimkehrenden Kreuzrittern, nahm die weisevolle Stimmung wahr, welche in Folge der Totenfeier auch Heinrich Raspe beherrschte, und redete ihm ernst ins Gewissen. Da brach dieser in einen Strom reuevoller Thränen aus und bot Elisabeth die Hand zur Versöhnung.

Elisabeth kehrte auf die Wartburg zurück, aber ihre Heimat fand sie dort nicht wieder. Zwischen ihr und ihrem Schwager war eine Kluft befestigt, die jedes gegenseitige Verständnis unmöglich machte. Und doch wollte sie nicht wieder nach Ungarland zurück. Ihr Vater schickte, sie heimzuholen, eine Gesandtschaft; aber sie blieb, und Heinrich Raspe nannte sie den Gesandten eine Verrückte, die nur mit Bettelvolk verkehre. So erschien dem jetzigen Wartburger Hofe die Wohlthätigkeit einer Elisabeth. Den Wittwensitz in Marburg, den ihr Heinrich Raspe danach anwies, nahm sie dagegen gern an, um ihrem Beichtvater, Konrad von Marburg, näher zu sein. Es geschah im Sommer des Jahres 1229. Auf Konrads Geheiß mußte Elisabeth der Welt entsagen, ohne doch in ein Kloster eintreten zu dürfen. Sie kleidete sich als Franziskanerin und übte die Wohlthätigkeit, die ihr Natur und Gewohnheit war. Bald vermischte selbst der Priester Konrad Maß und Plan in diesem hingebenden Thun; er dämmte es ein durch sehr bestimmte Gebote, gab ihr an, was und wieviel sie verschenken dürfe, und verbot ihr Besuch und Pflege bei ansteckenden Krankheiten. Elisabeth mag es schwer geworden sein, dieser Lust der ungehemmten Liebesthätigkeit zu



entsagen; aber ihre Seele war weiches Wachs in Konrads Hand, und so gewöhnte sie sich, den Weg zur Seligkeit lediglich in der Befolgung seiner Gebote und in der Duldung seiner oft harten Strafen zu suchen. Einst war sie auf Konrads Geheiß zu einem nahen Kloster gegangen, um, wie berichtet wird, ihre Tochter zu sehen, die in demselben erzogen wurde. Die Oberinnen baten, Elisabeth möge in das Kloster selbst eintreten, und diese meinte dazu die Erlaubnis Konrads zu haben; sie trat ein, während ihre Begleiterin Irmengard ihr nur die Thür öffnete, ohne selbst einzutreten. Aber Elisabeth hatte Konrad falsch verstanden; er hatte gesagt: „Mag sie eintreten, wenn sie will“, hatte aber gemeint, sie würde es nicht wollen, weil sie wissen müßte, daß er dagegen sei, kurz, weil sie keinen andern Willen haben dürfte als den seinigen. Wegen dieses unbewußten Ungehorsams mußte Elisabeth büßen. Bruder Gerhard, ein Helfershelfer Konrads, wurde gerufen und schlug Landgräfin und Dienerin unbarmherzig mit einem Stocke; Konrad aber sang das Miserere dazu.

Es ist wahr, Konrad war kein Heuchler; aber man stelle sich nur dieses Bild vor und man wird zornig werden, daß man über einen solchen Kontrast zwischen der ehrlichen Meinung und der Wahrheit nicht lachen kann. Konrad hat Elisabeth ihrem menschlichen Berufe, wie er sich einerseits in der eignen Natur ankündigt, anderseits durch den äußeren Lebenskreis gegeben wird, entzogen; aber zur Heiligen hat er sie erzogen. Elisabeth starb 1231 im Alter von 24 Jahren. Konrad von Marburg und mit ihm der Erzbischof von Mainz beantragten ihre Heiligsprechung. Aber Konrad sollte dieses Ziel seiner martervollen Erziehung nicht mehr erreicht sehen. Er wurde 1233 ermordet; und erst zu Pfingsten des Jahres 1235 sprach Gregor IX. auf den Antrag ihres Schwagers Konrad Elisabeth heilig. Kaiser Friedrich II. besuchte gleich im folgenden Jahre unter ungeheurem Zuflusse von Geistlichen und Laien das Grab der Heiligen. Der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt, und der Kaiser setzte der aus der Gruft gehobenen Heiligen eine goldene Krone aufs Haupt. Aber am schönsten haben die Deutschherren, denen Elisabeth das von ihr in Marburg gestiftete Hospital hinterlassen hatte, ihr Andenken geehrt. Auf Antrieb ihres Schwagers Konrad, der in den Deutschen Ritterorden getreten war und später Hochmeister desselben wurde, ist das Grab der Heiligen mit der schönen Elisabethkirche überbaut worden.

Mit der heiligen Elisabeth schien der Segen von der Wartburg entwichen zu sein. Ihr Sohn Hermann II. starb wenige Jahre, nachdem er die Mündigkeit erlangt hatte, zu Kreuzburg a. d. Werra an Gift. Die Residenz auf der Wartburg und die Regierung über den größten Teil Thüringens hatte Heinrich Raspe behalten, der nach Hermanns Tode (1242) wieder den ganzen thüringisch-hessischen Landbesitz unter seiner Herrschaft vereinigte. Er war der letzte Sproß aus dem Stamme Ludwigs des Bärtigen, denn seine drei Ehen blieben kinderlos. Trotzdem ließ er sich im Jahre 1246 durch seinen Ehrgeiz verleiten, von der bisher bewahrten Treue gegen den Kaiser abzufallen und die von der lockenden Geistlichkeit angebotene deutsche Königskrone anzunehmen. So ward er der Gegenkönig Friedrichs II., der „Pfaffenkönig“, wie ihn das Volk nannte, und geriet mit Konrad (IV.), der als römischer König die Sache seines Vaters in Deutschland vertrat, in einen Krieg, aus dem er nach einem wenig bedeutenden Erfolge im Jahre 1247 sieglos und sterbend heimkam.



In dem Kriege, der um das landgräfliche Erbe entbrannte, behauptete Heinrich der Erlauchte von Meissen, der Sohn einer Tochter Hermanns I., Thüringen — Sophie von Brabant, eine Tochter der heiligen Elisabeth, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich von Brabant („das Kind“) den Krieg mit großer Energie führte, Hessen. Heinrich der Erlauchte gab Thüringen seinem ältesten Sohne Albrecht, der seine Residenz auf der Wartburg nahm. Er hat sie zum Schauplatz eines tief schmerzlichen Vorganges und zum Ausgangspunkte endlosen Unfriedens gemacht. Es ist halb Geschichte, halb Sage, was ich erzählen will, aber es ist sicherlich das, was das Volk bei dem Vorgange gedacht und empfunden hat.

Albrecht war in frühem Jünglingsalter vermählt worden mit Margaretha, einer Tochter Kaiser Friedrichs II. Nachdem sie ihm drei Söhne geboren hatte, ward er ihrer überdrüssig, denn eine Hofdame, Kunigunde von Eisenberg, hatte ihn an sich zu ziehen gewußt. Aber Kunigunde wollte, wie jene Fredegunde in der Geschichte der Merowinger, die Gemahlin ihres fürstlichen Liebhabers werden und drang in ihn, sich der edlen Margaretha zu entledigen. Albrecht dang zu ihrer Ermordung einen Mann, der mittels eines Esels den Küchenbedarf von Eisenach auf die Wartburg zu bringen pflegte. Aber dem Manne schlug das Gewissen; und als Albrecht ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht in kurzer Frist die That gethan haben würde, offenbarte er Margarethen den Anschlag und drängte sie zur Flucht. Es war eine starke Zumutung, daß die Kaisertochter an der Burgmauer über die Felsen an Tauen sich hinablassen sollte, aber schwerer war doch der Abschied von ihren Söhnen. Als sie an ihre Betten trat und sich zum Kusse über sie neigte, da stutete beim Anblick ihres Lieblings Friedrich der Mutterschmerz so gewaltig auf, daß sie ihn küssend in die rote Wange biß. Dann ließ sie sich hinab, und jener Eseltreiber führte sie im Dunkel der Nacht durch Wald und Gebirge, bis sie auf der Krähnburg das erste Obdach und demnächst den Schutz des Abtes von Hersfeld fand. Von dort ging sie nach Frankfurt, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurde, aber nach etwa anderthalb Jahren dem Schmerze um ihre Kinder und um den Niedergang des hohenstaufischen Hauses erlag.

Albrecht — der Unartige, wie er hinfort heißt — vermählte sich mit Kunigunde, die ihren im Ehebruch erzeugten Sohn Apiz im Mantel mit zur Trauung brachte, um ihn durch den priesterlichen Segen legitimieren zu lassen. Diesem „Mantelkinde“ suchte Albrecht später seine Besitzungen zuzuwenden und geriet dadurch in jenen widerwärtigen Krieg mit seinen Söhnen erster Ehe, der Thüringen verwirrte und verwüstete und am Ende sogar zwei länderbegierige Kaiser gegen das arme Land herbeizog. Friedrich der Gebissene rettete durch eigne Tapferkeit und durch die Treue der Mannen wie des Volkes damals noch die thüringische Selbständigkeit. Aber der Glanz der thüringischen Geschichte war dahin. Deutschland überhaupt hatte ja seine große politische Stellung eingebüßt. Der Reichsgedanke hatte seit dem Untergange der Hohenstaufen seine Macht verloren, und so fehlte dem deutschen Volke der höhere Zweck, mit dem es einst gewachsen und groß gewesen war. Die Privatinteressen der Fürsten walten vor und das Reich ist gleichsam eine tote Masse, eine Erbschaftsmasse, an der sich jeder zu bereichern denkt. Zu den unzähligen Fehden, die solches Streben auch in Thüringen hervorrief, kamen in der Mitte des 14. Jahrhunderts



ein furchtbares Erdbeben und der noch furchtbarere schwarze Tod, der Thüringen in graufiger Weise heimsuchte und den Unfug der Flagellanzüge und der Judenmorde im Gefolge hatte. Im folgenden Jahrhundert vollendeten die Hussitenzüge, denen man in Thüringen unter Friedrich dem Einfältigen wehrlos preisgestellt war, und demnächst der „Bruderkrieg“ zwischen Friedrich dem Sanftmütigen von Meissen und Wilhelm dem Tapfern von Weimar die Erötung des Gefühls der Zusammengehörigkeit im thüringischen Volke. Ernst und Albert, die Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, konnten im Jahre 1485 das Land lediglich nach ihrem Gutdünken teilen und damit der thüringischen Geschichte ein Ende machen, ohne daß das so zerrissene Volk auch nur gezuckt hätte. Fortan war Thüringen ein Anhängsel Sachsens, und die Wartburg, die schon Friedrich der Einfältige verlassen hatte, stand öde wie in träumender Erinnerung an ihre ehemalige Größe.

Und doch hat gerade in dieser Verlassenheit die Wartburg ihren erlauchtesten Gast beherbergt, Dr. Martin Luther, den Helden von Worms, oder den Junker Jörg, wie man ihn in seiner ritterlichen Bekleidung zu nennen angewiesen war. Wer kennt nicht die Geschichte, und doch wer kann sich versagen, sie zu erzählen!

Luther hatte in Worms vor Kaiser und Reich gestanden und hatte nicht gezagt. Er hatte sich frei und offen bekannt zu der Lehre, um derentwillen der Papst ihn gebannt, der Kaiser ihn zur Rechenschaft gezogen hatte. Mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ hatte er sich in Gottes Schutz gestellt, und man hatte ihn nicht anzutasten gewagt. Kaiser Karl wollte nicht erröten, wie Kaiser Siegmund errötet war, als man Fuß das freie Geleit brach. Aber gerade dieser siegreiche Glaube, mit dem sich Luther auf die heilige Schrift gestellt hatte, und der den Forderungen der weltlichen Macht und der weltlichen Kirche nicht gewichen war, ließ feindliche Maßregeln gegen ihn mit Sicherheit voraussehen. Kirche wie Kaiser verlangten Gehorsam, und dieser Augustinermönch, der seinen eignen Willen in den Glauben an das Wort Gottes dahingegeben hatte, erschien ihnen wie ein Ungehorsamer. Hatte man ihn weder mit den Worten der Schrift, noch mit Gründen der Vernunft widerlegen können, warum sollte man sich davor scheuen, ihn mit weltlichen Mitteln wenigstens zum Schweigen zu bringen?

Friedrich der Weise, Luthers Landesherr, erkannte die Lage der Dinge; er sah das Wormser Edikt voraus, trieb Luther zur Abreise von Worms und erklärte ihm, es sei notwendig, ihn unter den obwaltenden Umständen den Augen der Welt zu entziehen. Soviel hat Luther gewußt, das geht aus seinen Briefen unwiderleglich hervor. Ob auch der Ort des Überfalls und die Art der Entführung verabredet war, mag dahingestellt bleiben.

Um einen Besuch bei seinen Verwandten zu machen, trennte sich Luther in Eisenach von dem größten Teile seiner Gefährten. Nur seinen Bruder Jakob und seinen Kollegen an der Wittenberger Universität, Nikolaus von Amstdorf, nahm er mit nach Mühra, dem Stammort seiner Familie. Nach dreitägigem Aufenthalt fuhr er in den Thüringer Wald hinein, um über Walthershausen die Straße nach Wittenberg zu gewinnen. Aber als er nicht lange an Schloß Altenstein vorübergekommen war, ward er plötzlich in einem Hohlweg von verummten Reitern überfallen und mit scheinbarer Gewaltthat von dem Wagen



herabgezogen. Bruder Jakob entsprang hurtig in den Wald, und der Kutscher erhielt den Befehl, mit Umsdorf getrost weiter zu fahren. Luther wurde auf ein Pferd gesetzt, bis abends um 11 Uhr im Walde umhergeführt und dann endlich in die Wartburg eingebracht. Dort wurde er Junker Jürg (Georg) genannt, und, um diese Maske aufrecht zu erhalten, angewiesen, Haar und Bart wachsen zu lassen und sich nach Ritterart zu kleiden. Wir wissen bereits, daß Hans von Berlepsch, der Schloßhauptmann von der Wartburg, und Hunt von Wenkheim vom Altenstein die Entführer waren, und daß sie im Auftrage ihres Kurfürsten die Begeleagerer gespielt hatten.

Es war eine große Mummerei, aber Luther wurde die Hauptrolle, die er darin zu spielen hatte, anfangs recht schwer. Um das Geheimnis zu bewahren, hielt man ihn eingeschlossen, bis Haar und Bart den Mönch unkenntlich gemacht hätten; und das war für eine Thatkraft und Wirkensfreudigkeit, wie sie Luther eigen war, für die Heldennatur des großen Reformators eine schier unerträgliche Lage. Aus der zerstörenden Selbstbetrachtung im Erfurter Kloster hatte ihn Staupitz gerettet, als er ihn nach Wittenberg an die Universität und demnächst zu seelsorgerischer Wirksamkeit berief. Und nun, da er seine ganze Kraft entfaltet hatte, seiner Heldennatur sich bewußt geworden war, nun sollte er sich wieder auf sich zurückgewiesen sehen! Doch nein, er war seines Berufes bereits zu gewiß. In der Stille griff er eine Arbeit an, die mehr als irgend eine seiner Schriften das Werk fördern sollte, dem er sich geweiht. War er zum Schweigen verurteilt, das Wort Gottes sollte für ihn zu seinem Volke reden, d. h. er übersetzte das Neue Testament. Wohl regten Denkarbeit und Eingeschlossenheit ihn auf, dunkle Stunden zogen wieder an seiner Seele vorüber, der Teufel war wieder los und trat zu ihm ein. Aber Luther war nicht mehr der hange Mönch von Erfurt, auch mit dem Teufel zu streiten war er Manns genug; er griff nach dem Tintensaß, schleuderte es nach dem Bösen, und siehe — er hatte sich von dannen gehoben, nur der Tintenfleck an der Wand verriet die Stelle, von der er sich genah.

Als die strenge Haft nicht mehr nötig und seiner Gesundheit wegen nicht mehr rätlich erschien, durfte Luther die Burg verlassen und in Wald und Feld an der Jagd teilnehmen, wie es sich für einen Junker geziemte. Aber auch das Jagdvergnügen vermochte seine berufsmäßigen Gedanken nicht zu bannen; auch auf der Jagd theologisierte er, wie er sich ausdrückt; Jagdnetz und Hunde erschienen ihm wie die Werkzeuge des Teufels, mit denen er unschuldigen Seelen nachstellt. Der Teufel aber war ihm der Gehilfe des Papstes, und so blieb seine Seele von dem Kampfe beherrscht, den er in Wittenberg auf sich genommen und in dem er zu Worms so sieghaft gestanden hatte.

Dennoch ist es nicht ein Moment dieses Kampfes gewesen, was ihn veranlaßte, im Frühling des Jahres 1522 gegen das Gebot seines Kurfürsten die Wartburg zu verlassen. Daheim in Wittenberg war ihm der Wolf in seine Herde eingebrochen. Sein Kollege Karlstadt hatte im Bunde mit den sogenannten Zwickauer Propheten die Wittenberger zu einer Schwärmerei fortgerissen, die, ohne ihr eignes Thun zu fühlen und ohne die Folgen zu ermessen, ihre phantastischen Anwandlungen zu verwirklichen strebte. Die Bilder waren aus den Kirchen gerissen, der Gottesdienst war ohne Bedacht geändert, und kurz, man war auf dem Wege, das Kind mit dem Bade, d. h. die kirchliche Ordnung



mit dem römischen Formentvesen auszuschütten. Das durfte nicht sein. Wie seiner Zeit durch Tegels Ablasshandel, fühlte sich Luther jetzt wieder in seinem eigensten Wirkungskreise bedroht, und das war ihm wie ein Ruf von oben, dem er folgen mußte, selbst auf die Gefahr hin, die Ungnade seines Landesherren auf sich zu laden.

Friedrich der Weise zürnte allerdings, als er Luthers Rückkehr nach Wittenberg vernahm, aber er ließ sich wieder versöhnen. Der Erfolg gab Luthern recht. Die Schwärmer und die Schwärmerei zogen vor der Klarheit seines Wortes und Wesens wie Nebelwolken von dannen, und er selbst trat, ohne sich und seinen Kurfürsten zu gefährden, in die altgeliebte Wirkksamkeit wieder ein. Das Werk aber der Wartburgmuße, die Übersetzung des Neuen Testaments, erschien noch in demselben Jahre im Druck und wurde nicht bloß durch den erschlossenen Inhalt eine Stütze der Reformation, sondern auch durch seine sprachliche Form der Anfang jener Sprachniederlegung, auf welcher unsre neuhochdeutsche Schriftsprache beruht. Es ist merkwürdig genug, daß zwei Epochen des deutschen Geisteslebens und der deutschen Litteratur durch die grundlegenden Werke von der Wartburg ausgegangen sind. Heinrich von Veldes Aeneide führte ein reines Mittelhochdeutsch und zugleich das Minnelied herauf — Luthers Übersetzung, die noch in demselben Dezennium zu einer vollständigen Bibelübersetzung wurde, erfüllte das deutsche Gemüt mit einer Innigkeit der Überzeugung und mit einer Kraft des Glaubens, die nur in der Anlehnung an Luthers Sprache den geeigneten Ausdruck finden konnte.

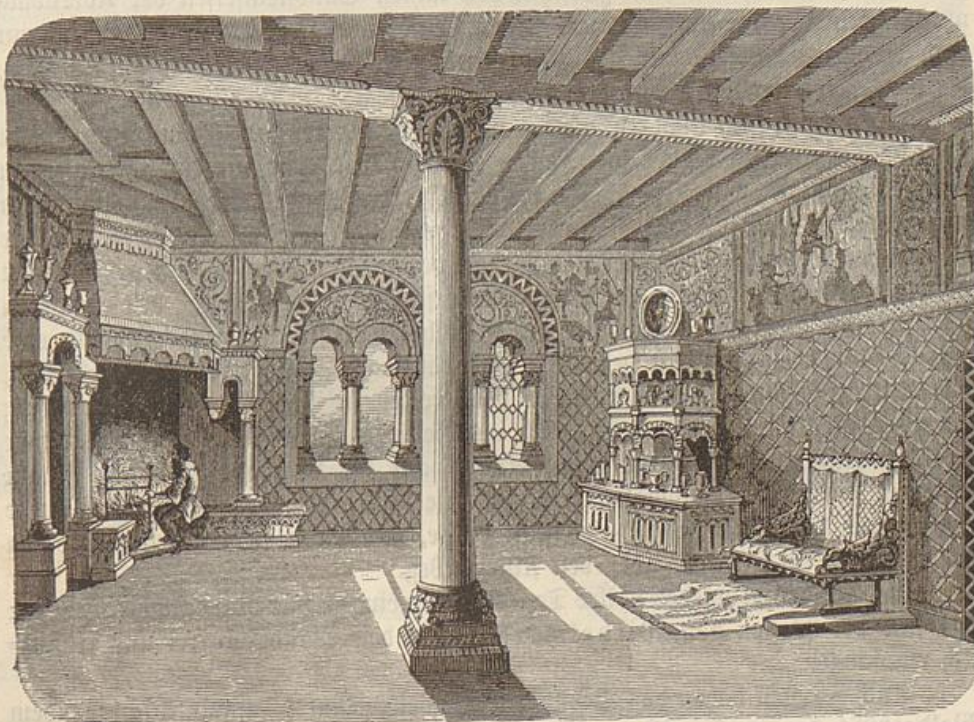
Trotzdem vergaßen die Deutschen ihrer Wartburg. Schwere Jahrhunderte zogen über Land und Volk dahin. Bei innerer Zerrissenheit und französischer Übermacht verkümmerte das nationale Gefühl und mit ihm die dankbare Erinnerung an die altherwürdige Burg, wo der deutscheste Mann das deutscheste Werk in Angriff genommen hatte. Es bedurfte erst der Erneuerung des nationalen Geisteslebens durch die Freiheitskriege, um die Deutschen wieder zu erinnern, daß sie eine Wartburg hatten.

Als Napoleons Joch abgeworfen und sein Stern fern im Atlantischen Ozean untergegangen war, fand die österreichische Politik ihre Aufgabe darin, die erregte deutsche Volkskraft wieder zu dämpfen. Da wurden berechnete Hoffnungen geknickt. Das deutsche Volk hatte gegebenen Verheißungen gemäß nicht bloß die Freiheit von der Fremdherrschaft, sondern auch von der absoluten Macht der eignen Fürsten und zugleich ein neugeeintes mächtiges Deutschland sich zu erkämpfen gemeint. Das zu vergessen fiel schwer, am schwersten der Jugend, die, in Burschenschaften und Turngemeinden vereinigt, die nationale Hoffnung mit schwärmender Begeisterung ergriffen hatte. Die Burschen und die Turner waren es vorzugsweise, welche die Oktoberfeuer umstanden und an ihnen den Freiheitsgedanken zu schüren suchten.

Die Burschenschaft der Universität Jena hatte auf den 18. Oktober des Jahres 1817 ein Burschenfest auf der Wartburg angesetzt und Abgeordnete sämtlicher deutschen Universitäten dazu eingeladen. Die Behörden legten dem Unternehmen keine Schwierigkeiten in den Weg, man freute sich, den Patriotismus hell und, wie man meinte, unschädlich auslodern zu sehen. Man kannte solche öffentliche Versammlungen mit politischer Tendenz noch nicht, und so wußte man oder bedachte wenigstens nicht, wie sich da zumal jugendliche Seelen



eine an der andern entzünden, bis die allgemeine Glut gefährlich auflodern kann. Und so geschah es auf der Wartburg. Der erregte Patriotismus wendete sich gegen die Maßregeln der herrschenden Politik; Bücher und Gesetze, die ihr entsprachen, wurden ins Feuer geworfen; und die Reden, die gehalten wurden, ließen keinen Zweifel übrig, daß man sich ein Urtheil über das Thun und Lassen der Regierungen anmaße und es gründlich mißbillige. So ist dieses Wartburgfest einerseits ein erfreulicher Nachhall der Freiheitskriege und ihrer patriotischen Bewegung, anderseits aber die Ankündigung jenes demagogischen Treibens, das vereinzelt zu Verbrechen geführt, aber im großen und ganzen von den Regierungen mit unberechtigter Grausamkeit geahndet worden ist.



Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg. (Nach der Restauration.)

Nachdem wir so lange bei der Vergangenheit der Burg verweilt haben, wenden wir den Blick auf ihre gegenwärtige Gestalt. Sie überrascht uns durch eine Unversehrtheit, die nichts von der jahrhundertelangen Vernachlässigung verrät, ja durch unverkennbare Spuren einer großartigen und umfassenden Erneuerung. Diese Erneuerung hat sie sich durch ihre reiche und bedeutsame Geschichte verdient. Als ein glänzendes und zugleich lehrreiches Denkmal derselben hat sie ihr Landesherr, der Großherzog Karl Alexander, im Stil und möglichst in den Verhältnissen ihrer glänzendsten Zeit wiederherstellen lassen. Das Landgrafenhaus versetzt uns durch seinen Glanz sowie durch seine Wandgemälde in die Zeit Hermanns I. und des Wartburgkrieges. Im Ritterhaus aber ist das Lutherzimmer unberührt geblieben; man hat sich gescheut, die Spuren des Gottesmannes zu verwischen, selbst die Stelle der Wand ist unübertüncht geblieben, wo reliquiensüchtige Hände den klassischen Tintenleck abgebröckelt haben.



So steht die Wartburg ehrwürdig auch im Glanze der Neuheit auf der Nordwestecke des Thüringer Waldrückens. Eisenach liegt ihr zu Füßen, um den Berg und in die Thäler geschmiegt. Das schönste dieser Thäler ist das Marienthal, das, am Ostfuße des Wartberges vorüberziehend, zu einer Villenvorstadt von Eisenach werden zu wollen scheint. Das Marienthal führt bis zum Eingange in die Landgrafenschlucht und rechter Hand in das Annathal. Der Wanderer, der den Weg in dieses einschlägt, kann wirklich nicht irren, wie die Leute dort gern versichern; denn die einschließenden Berge lassen keine Abweichung zu, ja sie treten als steile Wände so nahe zusammen, daß man froh ist, wenn kein andrer entgegenkommt. Doch macht auch in dieser Enge das Thal nicht den öden Eindruck, den man zwischen den kahlen Sandsteinfelsen bei Adersbach und Beckelsdorf erhält. Grünes Leben dringt überall hervor, und so kommt man wohlunterhalten durch das ziemlich lange Thal bis zur Hohen Sonne, die der Zielpunkt dieser Wanderung zu sein pflegt.

Man denke sich nicht zu viel unter diesem Namen; er kommt von einem Jagdschloßchen, das früher hier stand, und dessen Turm mit einer strahlenden Sonne geschmückt war. Früher hieß der Ort das Hohe Kreuz, man sagt von einem Kreuze, das vor der Reformation dort aufgerichtet war. Vielleicht aber kam dieser Name von der Kreuzung der beiden wichtigen Straßen, die dort stattfindet, des Rennsteigs und der Weinstraße. An Stelle des früheren Jagdschlusses steht jetzt nur noch ein Jagdhaus, dessen Inhaber zugleich eine schwunghafte Gastwirtschaft betreibt. Badegäste und Sommerfremde aus Kuhlta, Liebenstein, Eisenach treffen sich hier oder rollen in ihren Landauern vorüber; der Wanderer aber, der von Eisenach ins Gebirge hineingehen will, schaut hier aus der Ecklaube im Garten noch einmal auf die Wartburg zurück. Dann taucht er nieder zur Hochwaldgrotte; schlanke und doch mächtige Buchenstämme streben aus der Tiefe des Thales zum Lichte, und ihr Blätterdach breitet einen geheimnisvollen Schatten über den stillen Weg.

Endlich dringt wieder volles Tageslicht herein, frische Rasenflächen winken: das sind die Wiesen von Wilhelmsthal, die den Wanderer frei und freundlich empfangen.

Auch Fürsten haben das Bedürfnis, bisweilen hinter zusammenschlagendem Waldgebüsch der großen Welt und ihren Anforderungen zu verschwinden, um im näheren Umgange mit der Natur einen Frieden zu finden, den die große Welt nicht bietet. Die Herzöge und Großherzöge von Sachsen-Weimar-Eisenach haben ihren Platz trefflich zu finden gewußt. Mitten in das waldumkränzte Wiesenthal haben sie ihr Lustschloß gestellt, haben es mit schönen Gartenanlagen umgeben und, damit der Wasserspiegel nicht fehle, sogar einen See künstlich geschaffen, den man hier nicht erwartet und der daher doppelt erfreut. Herzog Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach ist der Begründer der freundlichen Schöpfung, der Großherzog Karl August der Vollender. Johann Wilhelm huldigte natürlich noch dem französischen Geschmacke (1711), Karl August aber, der ja wie kein andrer Fürst mitten in der Umwälzung des deutschen Geisteslebens gestanden hat, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts vollzog, folgte dem Zuge der Zeit, der Rückkehr zur Natur bedeutete, und schuf den Garten in einen englischen Park um.





Thomas Münzer vor der Schlacht bei Frankenhäusen. Nach Trentwald.

## Das Thüringer Land in der Reformationszeit.

Thomas Münzer und die Schlacht bei Frankenhäusen. — Der Bund zu Schmalkalden. — Kurfürst Moriz.

Daß Thüringen von dem Wellenschlage der reformatorischen Bewegung Luthers ganz zunächst getroffen wurde, versteht sich von selbst, auch wenn wir davon absehen, daß Thüringen an Luthers persönlicher Entwicklung seinen wohlgewogenen Anteil hatte. Eisenach wußte von dem Chorschüler, Erfurt von dem Studiosen und Augustinermönch, die Wartburg von dem Reformator Luther zu erzählen, der zwar sich selbst verborgen halten mußte, das Wort der Wahrheit aber weder auf seiner Reise durch Thüringen, noch auf dem Wormser Reichstage selbst zurückgehalten hatte. Auch seine Abstammung von einem thüringischen Bauerngeschlecht aus Möhra mag erwähnt werden; aber folgenreicher als all diese persönlichen Beziehungen ist es doch gewesen, daß der Landesherr und Beschützer Luthers zugleich Thüringens Landesherr war. Das Band zwischen Fürst und Volk war noch nicht gelockert, wohl aber war die Autorität der Kirche und ihrer Organe bereits verdächtig und auch lästig geworden. Wie hätte man sich gegen eine Bewegung abschließen sollen, die eine



Läuterung der Kirche und ihrer Lehre verhieß und von dem Landesherrn zwar vorsichtig, doch wohlwollend gehegt wurde. Daß diese Bewegung sich auch gegen die weltliche Autorität, gegen die Fürsten und Herren richtete, sah Friedrich der Weise noch gleichsam mit brechendem Auge. In den Wittenberger Unruhen im Jahre 1522 hatte man diese Tendenz noch nicht erkannt; nur Luther war seitdem jeder Zusammenhang mit den revolutionären Bestrebungen, die im Reiche herrschten, verleidet. Er ahnte die Gefahr, die nicht bloß für die Kirche, sondern auch für die weltliche Ordnung in dem Versuche lag, die Glaubensneuerung zur Umgestaltung der historisch gewordenen sozialen Zustände zu benutzen. In der That war das der Kern schon der Wittenberger Bewegung; und der Mann, welcher wenige Jahre später die Reformation der Kirche in das Bett der sozialen Revolution hinüberleitete, war, wenn auch nicht persönlich, so doch durch seine Anregungen damals in Wittenberg höchst wirksam gewesen. Thomas Münzers Anschauungen waren es, welche Klaus Storch, das Haupt jener Zwickauer Heiligen, nach Wittenberg brachte, und welche Luthers Kollegen Karlstadt zu Kopfe stiegen, wie das bereits oben berührt ist.

Thomas Münzer war ein hochbegabter Mensch, aber ein viel zu unruhiger Geist, als daß er in stetiger Verwertung seiner Gaben etwas Dauerndes hätte schaffen können. Er regte an, regte auf, entfesselte die Leidenschaften. Damit war sein Werk gethan. Der erregten Wildheit den Zügel anzulegen, die Bewegung zu beherrschen, vermochte er nicht; er war ein Schwärmer, und seine maß- und grenzenlosen Anschauungen rissen seine Anhänger zu maß- und grenzenlosem Thun fort. Die Folge davon war, daß er nirgends lange aushielt, sondern überall, wo er seine Wirksamkeit entfaltete, durch diese selbst seine Stellung verdarb. Wie ein Irrlicht tauchte er auf und verschwand, um an einem andern Orte wieder aufzutauhen und überall Aufregung, Verwirrung hinter sich zu lassen. Ehe er nach Zwickau kam, hatte er sich schon in verschiedenen Stellungen versucht. Er war Präpositus des Nonnenklosters in Aschersleben gewesen, dann Lehrer am Martinsgymnasium in Braunschweig, Prediger in seiner Vaterstadt Stolberg am Harz. Als Luther in Leipzig disputierte (1519), scheint er amtlos in Leipzig gewesen zu sein; aber noch in demselben Jahre wurde er Kaplan am Bernhardinerinnenkloster Beutitz bei Weißensels. Von dort kam er nach Zwickau als Diakonus an der Marienkirche. Schon 1521 mußte er wieder weichen, ging nach Böhmen, wo die hussitischen Erinnerungen ihm eine erwünschte Wirksamkeit versprachen. Enttäuscht verließ er es bald wieder, schlug sein ärmliches Wanderzelt in Nordhausen auf, von wo er im Jahre 1523 als Pfarrer nach Allstädt berufen wurde.

So trat er wieder mehr in Luthers Gesichtskreis, aber ohne sich in der Richtung seiner Wirksamkeit an ihn anzuschließen. Vielmehr blieb er in Zusammenhang mit Karlstadt und den andern revolutionären Schwarmgeistern, die im Begriffe waren, die Unzufriedenheit des Bauernstandes, die sich schon seit dem Anfang des Jahrhunderts fühlbar gemacht hatte, zu einer großen Aktion gegen die bestehenden Autoritäten zu benutzen. Die Welt wollten sie nach den Worten der Schrift, wie sie dieselben verstanden, umgestalten, das weltliche Regiment unmittelbar in Gottes Hand legen, und trieben so einer unmöglichen Theokratie, ja einer Hierarchie zu, deren bisherigen Bestand sie leidenschaftlich bekämpften. Luther vertrieb durch sein bereits überwiegendes



Ansehen Karlstadt aus seiner Pfarrei Drlamünde, und Münzer, den Luther der unverkennbaren Begabung wegen bis dahin geschont hatte, verfiel bald demselben Schicksal. In und um Forchheim in Franken war unter Leitung eines Präbikanten Kreuzer ein Aufstand der Bürger und Bauern ausgebrochen. Der Kirchenzehnt sollte verringert und an Wald, Wild, Wasser und Vögeln, wie an einer Herrgottsdomäne, allen ein gleicher Anteil gewährt werden. Das waren die Forderungen, welche die ganze Bewegung schon als eine wesentlich soziale bezeichnen. So weit war Münzer noch nicht gekommen. Wohl erregte auch er einen Bauernaufbruch; aber er richtete denselben lediglich auf eine Wallfahrtskapelle in seiner Nachbarschaft, die er zerstören ließ, ohne den weiteren Schritt in den herandrohenden sozialen Kampf zu wagen. Münzer wurde aus den herzoglich sächsischen Landen verwiesen und ging nach Mühlhausen in Thüringen, wo er sich an den Cisterciensermönch Pfeifer anschloß, der dort bereits angefangen hatte, das niedere Volk gegen die Obrigkeit und gegen die begüterten Bürger aufzuregen. Aber damals, es war im Jahre 1524, wurde die Stadtohrigkeit der Aufregung noch Herr; sie verwies die beiden Unruhestifter und trieb Münzer dadurch hin an den Herd und Quellsprung der sozialen Bewegung.

Münzer ging nach Nürnberg, von Nürnberg nach Basel, wo er sich mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg und mit den landflüchtigen Rittern berührte, die aus der Sickingenschen Fehde entkommen waren und mit dem Herzog auf einen Umschwung der Dinge warteten, wohl auch für einen solchen wirkten. Auch Karlstadt kam dahin und Hubmeier, ein Professor, der aus Ingolstadt aus denselben Gründen hatte weichen müssen, wie Karlstadt aus Wittenberg.

In Basel wurde der Plan zum Bauernkriege entworfen, und von Basel aus empfingen die Präbikanten, welche den Aufbruch predigten, ihre Weisungen. Der religiöse Gesichtspunkt wurde gebliffentlich im Vordergrund gehalten, er erschien als das beste Mittel der Agitation, aber auch der Rechtfertigung vor der öffentlichen Meinung. Münzer war auch als Agitator umhergereist; als aber der Aufbruch mit überraschendem Erfolge begonnen war und die gesamte Partei des Aufbruchs sich als „christliche Einung“ zusammengeschlossen hatte, ging Thomas Münzer nach Mühlhausen zurück, um im Auftrage der „Einung“ auch im Norden des Thüringer Waldes den Aufbruch in großem Stile ins Leben zu rufen. Pfeifer war schon früher nach Mühlhausen zurückgekehrt und hatte sich gegen den Willen des Rates mit Hilfe der benachbarten Bauernschaften in der Vorstadt wieder eingeknistet und auch der dortigen Kirche sich für seine Predigten bemächtigt. Münzers Erscheinen kräftigte die Partei des Aufbruchs, es währte nicht lange, so war die ganze Stadt mit allen Kirchen in ihren Händen; ein neuer Rat wurde eingesetzt, die Kirchen wurden der Bilder beraubt, die Klöster aufgehoben und Münzer machte sich zum Pfarrer an der Marienkirche. An dem religiösen Grunde, aus dem sich seine Richtung und seine gegenwärtige Stellung ergeben hatte, hielt er durchaus fest. Als ein von Gott berufener Richter Gideon wollte er das Volk aus seiner Knechtschaft befreien; aber die Schuld an dieser Verknechtung des Volkes trugen ihm in erster Linie die Geistlichen, die falschen Propheten und Ausleger des göttlichen Wortes, die, von der Kirche mit weltlichem Gute ausgestattet, gegen ihre Leibeigenen nicht menschlicher verfahren als die weltlichen Herren. Ähnlich wie früher in



Allstädt führte oder lenkte er die Bauernscharen, die ihm angingen, zu den Klöstern und Pfarreien. Diese Brutstätten der kirchlichen Gegnerschaft sollten verschwinden, die Klöster aufgehoben werden. Aber Pfeifer riß die Bauern fort, über die Grenze hinaus, an der Münzer zu stocken schien; er entfesselte den sozialen Meid und wollte Klöster und Edelhöfe gleichmäßig vom Erdboden vertilgt wissen. So sollte der Bauer sein Eigentum und sich selbst befreien; der Ausblick in solche Freiheit machte die Leibeigenschaft dem Volke schmerzlich fühlbar und richtete seinen Zorn auf die geistlichen und weltlichen Herren, die vor Gott doch auch nur Menschen waren und in den irdischen Verhältnissen als die Unterdrücker erschienen, welche die allgemeine Freiheit hinderten. Als im 13. Jahrhundert das ritterliche und höfische Leben seinen Gipfel erstiegen hatte und demnächst sich zu versteinern anfang, hatte sich der Gegensatz des „Dörperlichen“ herausgebildet. Das war ein Gegensatz des Geschmacks, des im Denken und Dichten und in der Gesellschaft herrschenden Tones. Als solcher war er unschuldig, aber er beweist doch, daß das Landvolk sich in seiner Art, in seiner „Dörperheit“ dem künstlichen und versteinerten Ritterwesen gegenüber berechtigt fühlte. Dies Gefühl wurde jetzt zur That gerufen und verlor im Übermaß des Thuns, was es je von Berechtigung gehabt hatte. Es kämpfte also nicht bloß der neue Glaube, der sich auf ein unmittelbares Schriftverständnis zu stützen meinte, gegen den alten Glauben, nicht bloß Armut gegen Reichtum: sondern auch bäurischer Grobianismus gegen das höfische Wesen und die Pike des Fußvolks gegen das Ritterschwert. Die Siege der schweizer Bauern über habsburgische und burgundische Ritterheere waren unvergessen: der deutsche Bauer wollte sich jetzt an seinen Bedrängern dieselbe Genugthuung erkämpfen.

Pfeifer bot sich von selbst als Führer dar. Münzer hätte den Ausbruch des Krieges gern noch vermieden, er hoffte auf dem Wege der Unterhandlung lockend oder drohend seine Macht erweitern zu können. Pfeifer aber behauptete, durch einen gottgesandten Traum dazu berufen zu sein, Mönche und Edelleute auszurotten. Münzer, der seine Anordnungen selbst für göttliche Eingebungen auszugeben pflegte, neben Pfeifer aber nicht dahin gelangen konnte, ausschließlich als der Prophet seines neuen Reiches angesehen zu werden, konnte es nicht hindern. So machte denn Pfeifer diesen verhängnisvollen Zug ins Eichsfeld, welcher im Thüringer Lande die Furie des Bauernkrieges entfesselte. Fünf- undzwanzig Klöster und Schloß Scharfenstein wurden auf diesem Zuge geplündert; und der glückliche Erfolg brachte sowohl neuen Zuzug von bäuerlichen Mannschaften als auch neue Lust, in fernere Gegenden das Unheil zu tragen, oder doch, wohin man selbst nicht kam, zu gleichem Thun anzuregen. Da fielen denn am Harz z. B. die Klöster Walkenried und Ilfeld, in der Goldenen Aue an der Helme Kelbra, an der Anstrut Donndorf, Roßleben und Memleben, im Mansfeldischen Sittichenbach und Wimmelburg und daneben viele Edelhöfe der But der Bauern zum Opfer. Ebenso im Thüringer Walde die Klöster Paulinzelle und Reinhardtsbrunn, wie das schon oben je an seinem Orte erzählt ist.

Je weitere Wellenkreise die Bewegung schlug, desto mehr wurden auch die Fürsten von ihr betroffen oder bedroht. Philipp von Hessen, der schlagfertigste unter ihnen, trat zuerst in seinen Landen mit Waffengewalt dagegen auf. Als er dort Ruhe gestiftet, zog er nach Thüringen und vereinigte sich am Thüringer Walde mit Herzog Georg von Sachsen und mit Herzog Heinrich von Braunschweig,



die auch Truppen aufgeboden hatten und so das Fürstenheer auf 5000—6000 Mann brachten.

Thomas Münzer sah sich durch die heranrückende Gefahr in eine Lage versetzt, in der er sich selbst in seinen Träumen nie gesehen hatte, und der er deshalb durchaus nicht gewachsen war. Wohl hielt er es für geraten, die Fürsten nicht bis an den Mittelpunkt seiner Macht, an Mühlhausen, herankommen zu lassen, sondern ihnen entgegen zu ziehen, zumal die Frankenhäuser, die zunächst bedroht waren, ihn darum baten; aber seine Vorkehrungen hatten keinerlei kriegerischen Wert. Er verstand sich nicht auf Wirklichkeiten, und so meinte er auch hier der wirklichen Waffen kaum zu bedürfen; ihm, dem Propheten, mußte ja der Sieg auch ohne solche zufallen.

Auf einem Berge bei Frankenhäusen, der seitdem der Schlachtenberg heißt, hatte Münzer sein Lager aufgeschlagen. Die Bauern, deren er etwa 8000 Mann um sich haben mochte, hatten ihre Wagen zu einer Wagenburg zusammengeschoben, auch ein paar Schanzen aufgeworfen. Als die Fürsten vor diesem Lager ankamen, ließen sie durch Unterhändler den Bauern Verzeihung anbieten, wenn sie Münzer und seinen unmittelbaren Anhang ausliefern wollten. Münzer ließ antworten, er und seine Bauern wollten ja keinen Krieg, sondern nichts als die göttliche Gerechtigkeit; wollten diese die Fürsten auch, so könnte man allerseits friedlich nach Hause gehen. Das war der Ton, in welchem Münzer öffentlich unterhandelte; in der Stille aber sandte er dann drei Herren vom thüringischen Adel, die in die christliche Einung zu treten gezwungen waren, zu weiterer Unterhandlung an die Fürsten. Die drei Herren wurden im Lager der Fürsten zurückgehalten und so aus ihrer unerwünschten Genossenschaft befreit. Als danach Herzog Heinrich von Braunschweig den Junker Maternus von Gehofen noch einmal unter der vorerwähnten Bedingung den Bauern Gnade anbieten ließ, wurde der Junker sofort ermordet und somit die Schlacht unvermeidlich.

Am folgenden Morgen — es war der 15. Mai — hielt Münzer in der Wagenburg eine Rede, die sich wenig von seinen sonstigen Predigten unterschied. In Gottes Namen sei er ausgezogen und in Gottes Namen stehe er hier, um die Bauern von der Abgötterei der Pfaffen und Mönche zu befreien, die von den Fürsten beschirmt würde. Die Werkzeuge dieser Fürstentyrannie brauchten sie nicht zu fürchten; denn er würde ihnen beweisen, daß er die Büchsensteine, die gegen die Bauern geworfen würden, in seinem Armel aufzufangen vermöchte. Als dann am Himmel ein Regenbogen hervortrat, erklärte er ihn für ein glückliches Zeichen, für ein Siegeszeichen vor der Schlacht, mit dem sich Gott allen ersichtlich für die Sache der Bauern und gegen die tyrannischen Fürsten erkläre.

Was aus einer Schlacht werden konnte, in der solche Schwärmerei und solche Bethörung Philipps Donnerbüchsen gegenüberstand, läßt sich denken. Als die geworfenen Kugeln nicht in Münzers Armel verschwanden, als sie trafen und Tod brachten, da war mit dem Glauben an das verheißene Wunder die ganze Schlachtausrüstung der Bauern geschwunden; ihr Mut war gebrochen, in wilder Flucht suchten sie nach Frankenhäusen oder an der Stadt vorüber ins Freie zu kommen. Münzer war selbst unter den Flüchtlingen; und wenn er, wie man sagt, einer der ersten war, so war er ja auch durch den Beweis der Kraft, wie ihn Philipps Kanonen führten, am furchtbarsten enttäuscht. Die Sieger setzten nach, schlugen die Bauern nieder, die sie einholten, drangen in



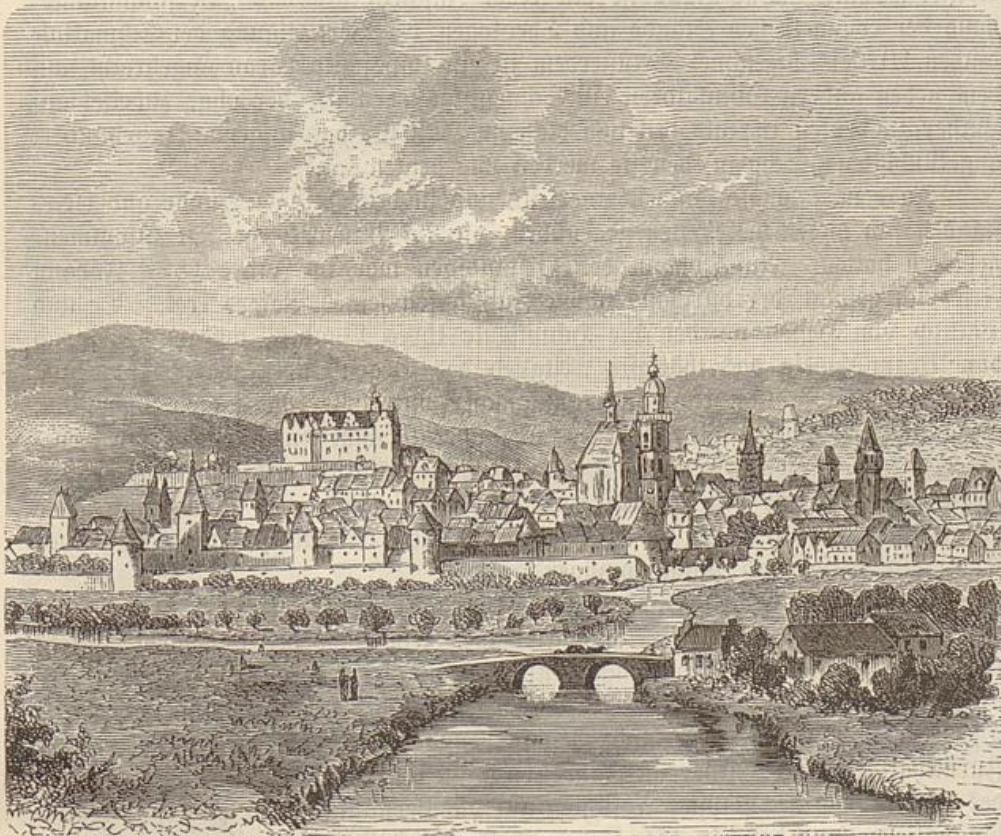
die schwach verrammelte Stadt und setzten da das Morden fort. Fünftausend Bauern sind auf diese Weise hingeschlachtet, aber Münzer war nicht unter ihnen. Erst am folgenden Tage fand ihn einer der braunschweigischen Reiter. Nahe am Nordhäuser Thore zeigen die Frankenhäuser das Haus, in welchem Thomas Münzer gefangen wurde. Er hatte sich in einer Bodenkammer in ein Bett gelegt und spielte den Kranken. Aber an seiner Briefftasche wurde er erkannt und seinen Richtern überliefert. Sofort wurde er von den Fürsten verhört, und als diese ihre Untersuchung beendet hatten, dem Grafen Ernst von Mansfeld übergeben, der als ein streng katholischer Herr Münzers ganzen Grimm erfahren hatte. Graf Ernst ließ den Gefangenen auf seinem nahegelegenen Schloß Heldringen aufs neue verhören und foltern. In Heldringen brach das letzte Bollwerk von Troß und Hoffnung, hinter dem sich Münzer noch verschanzt hatte. Er schrieb an die Mühlhäuser und empfahl ihnen Rückkehr zur alten Ordnung.

In Mühlhausen wünschte man, diese alte Ordnung wäre nie verlassen worden; aber die Rückkehr zu ihr war nicht so leicht. Pfeifer, der bei Frankenhäusern nicht mitgethan hatte, war noch in der Stadt und hatte immerhin noch einen Anhang von einigen hundert Mann um sich. Das Fürstenheer war inzwischen erheblich verstärkt worden, besonders durch Johann den Beständigen, der seit dem 5. Mai als Kurfürst von Sachsen auf Friedrich den Weisen gefolgt war. Als das Heer gegen Mühlhausen heranrückte, fand es Pfeifer dort nicht mehr geheimer; er suchte mit seinen Leuten zu entkommen, ward aber bei Eisenach gefangen und an die Fürsten abgeliefert. Den Mühlhäusern blieb nichts übrig, als um Gnade zu flehen. Es geschah zunächst von den Frauen und Jungfrauen, die sich in unabsehbarem Zuge ins Fürstenlager begaben und kniefällig um Gnade flehten. Die Gnade wurde im großen und ganzen gewährt; und als das Heer einzog in die Stadt, kamen die Bürger barfuß und mit weißen Stäben in der Hand ihm entgegen. Was nun folgt, versteht sich von selbst. Münzer, der wieder nach Mühlhausen gebracht war, wurde nebst Pfeifer und den andern Hauptschuldigen hingerichtet und die alte Ordnung wiederhergestellt. Einen Versuch, die Stadt bei dieser Gelegenheit ihrer Reichsfreiheit zu berauben, ließ der Kaiser nicht zu.

Die Einigkeit, mit der wir hier die lutherischen und katholischen Fürsten dem Bauernaufbruch entgegentreten sehen, konnte nicht fortbestehen, sobald die gemeinsame Gefahr beseitigt war. Die Bauern in Süd- und Mitteldeutschland waren im Jahre 1525 ebenso gründlich überwältigt wie die Münzerischen; und der religiöse Streitpunkt trat um so mehr wieder in den Vordergrund, als der Kaiser selbst zu seiner Erledigung nach Deutschland zu kommen versprach. Endlich, im Jahre 1530, kam er wirklich zu dem, wie man meinte, entscheidenden Reichstage nach Augsburg und gestattete die Verlesung des lutherischen Glaubensbekenntnisses. Aber so gewinnend, ja hinreißend dieses Bekenntnis auf einen großen Teil der Zuhörer wirkte, der Kaiser gab schließlich doch eine Antwort darauf, die es nicht verdient hatte. Des Kaisers Antwort war ein drohender Reichstagsabschied, durch welchen das Wormser Edikt wieder in Kraft gesetzt wurde. Auch nach Anhörung der Augustana konnte er den lutherischen Glauben noch durch Furcht niederzudrücken hoffen! Die lutherischen oder, wie man sie seit 1529 auch nennen kann, die protestantischen Fürsten mußten auf Gewaltmaßregeln



von seiten des Kaisers gefaßt sein und sich deshalb nach einem Schutz umsehen, den sie nur aneinander finden konnten. Als nun der Kaiser, um seine und seines Hauses Stellung in Deutschland zu stärken, in demselben Jahre die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König betrieb, einigten sich die protestantischen Fürsten über einen Protest, den der Kurfürst Johann gegen diese Wahl erheben sollte, und demnächst über ein Bündnis zu gegenseitigem Schutze, für den Fall, daß der Kaiser dazu schritte, das Wormser Edikt zur Ausführung zu bringen. Jener Protest blieb natürlich ohne Wirkung, aber das Bündnis — das Bündnis von Schmalkalden — gab den lutherischen Ständen den Drohungen des Kaisers gegenüber ihre Sicherheit wieder.



Schmalkalden. Nach einem Kupferstiche aus dem 16. Jahrhundert.

Die Stadt Schmalkalden, so versteckt sie in den Thüringer Bergen liegt, hat dadurch eine große historische Bedeutung. Sie wird der Vereinigungspunkt der protestantischen Fürsten und Städte, und nicht bloß die politischen Maßregeln gegen den Kaiser, sondern auch das gemeinsame Auftreten auf dem in Aussicht gestellten Konzil wurden hier beraten und beschlossen. Im Jahre 1536 stellte Luther hier die Schmalkaldener Artikel auf, die auf dem Konzil zu Mantua den Unterschied der lutherischen Lehre von der katholischen klar legen und dadurch die Berechtigung der ersteren nachweisen sollten. Das Konzil kam nicht zustande, und Luther mußte seiner Arbeit durch den Druck die Öffentlichkeit geben, für die sie gemacht war. Aber in Schmalkalden selbst kam im Jahre 1537 eine



glänzende Versammlung zustande, die der Kaiser, der Papst und auch König Franz I. von Frankreich beschickten. Diese Versammlung wurde der Anlaß, daß sich gegen den Schmalkaldischen oder Heilige oder Heinrichsche Bund bildete.

Schmalkalden war damals hennebergisch. Nach dem Aussterben des Grafenhauses fiel es an Hessen, 1566 aber ritten die preußischen Husaren hinein und wurden die Vorboten der preußischen Herrschaft. Aber trotz aller dieser Wandlungen, der Schmalkaldische Bund bleibt die größte Erinnerung der Stadt. Trotzdem hat sie — und das mag sich aus der Eigenart der Bevölkerung erklären — nichts gethan, die Denkmale und Merkmale dieser ihrer großen Zeit zu erhalten. Einen Lutherplatz gibt es, an dem Luther bei Abfassung der Schmalkaldener Artikel wohnte. Das Haus ist mit einer Inschrift als das „Versammlungshaus der evangelischen Stände und Theologen bei Verfertigung der Schmalkaldischen Artikel“ bezeichnet. Außerdem ist ein Gipschild daran angebracht, auf dem neben andern Sinnbildern ein Schwan zu sehen ist, der ohne Zweifel auf Luther zu deuten ist, als den von Johann Huf für das folgende Jahrhundert angekündigten „Schwan, den sie werden ungebraten lan“.

In dem Schmalkaldischen einerseits und in dem Heiligen Bunde andererseits standen sich dieselben Fürsten gegenüber, die im Bauernkriege fest zusammengehalten hatten. Auf Johann den Beständigen war im Jahre 1532 Johann Friedrich gefolgt, der durchaus in die Fußstapfen seines Vaters trat. Er und Philipp von Hessen wurden die Hauptleute ihres Bundes, während Heinrich von Braunschweig das thätigste Mitglied des Gegenbundes war. Zum allgemeinen Kampfe kam es trotz mannigfacher bitterböser Reizungen noch nicht, weil einerseits Luther die Glaubenssache überall nicht durch einen Krieg entschieden wissen wollte, und weil andererseits der Kaiser erst seine Kriege mit Frankreich und mit den Türken beendigen mußte, um den Protestanten die Alternative zu stellen, ob sie Unterwerfung unter das allgemeine Konzil oder Krieg mit Kaiser und Papst vorzögen.

Der Friede von Crespy 1544 machte den Kaiser frei für eigne und energische Thätigkeit in der religiösen Frage. Am Ende des folgenden Jahres wurde nach langen Verhandlungen mit dem Papste das Konzil in Trient eröffnet, von dem der Kaiser die Wiederherstellung der Glaubenseinheit erhoffte. Die Protestanten hatten es nicht beschickt, und sie verharteten auch bei dieser Zurückhaltung, als Luther im Jahre 1546 gestorben war. Sie wußten, daß des Kaisers wie des Papstes Absichten auf die Vernichtung des Protestantismus hinausliefen, und daß ein allgemeines Konzil statt des von ihnen geforderten deutschen Nationalkonzils mit der Verfluchung des lutherischen Glaubens enden würde. Der Reichstag, den der Kaiser noch im Jahre 1546 zur Verständigung mit den Protestanten nach Regensburg berufen hatte, verlief ohne den gewünschten Erfolg. Das Mißtrauen war beiderseits schon zu groß, die Möglichkeit des Krieges nach Luthers Tode selbst von den Protestanten schon in Erwägung gezogen. In der That war es hohe Zeit, denn der Kaiser traf bereits seine Vorbereitungen und schloß sogar mit dem Papste ein Bündnis ab das auf einen gemeinsamen Angriff auf die Protestanten hinauslief. Aber wichtiger als dieses Bündnis mit Paul III., namentlich für uns hier wichtiger, ist, daß sich Herzog Moriz von Sachsen, der Vetter Johann Friedrichs und der Schwiegersohn Philipps von Hessen, trotz seines lutherischen Glaubens vom Kaiser gewinnen ließ.



Moriz war nicht ein Sohn, sondern ein Neffe Herzog Georgs, dieses bitterbösen Feindes der Reformation. Sein Vater, Herzog Heinrich, hatte die Reformation in herzoglichen Landen eingeführt, und Moriz war im lutherischen Glauben befestigt worden am Hofe Johann Friedrichs. Aber Moriz war nicht der Mann, der wie sein Vetter Johann Friedrich in der treuen Ausübung und Wahrung dieses Glaubens seine Befriedigung gefunden hätte. Er war von Ehrgeiz beherrscht und von einem Kraftgefühl, das zu einem größeren Wirkungsfelde, zu erweitertem Machtgebiete hindrängte.



Johann Friedrich gibt sich bei Mühlberg gefangen (24. April 1547).

In den Feldzügen des Kaisers hatte er gute Dienste gethan; der Kaiser mußte seine Fähigkeit zu schätzen, aber er wußte auch, wo der Hebel anzusetzen war, um Moriz aus seinen verwandtschaftlichen Verbindungen und aus dem Bannkreis seiner Glaubensgenossen herauszuheben. Er versprach ihm die kursächsischen Lande, wenn Johann Friedrich durch offene Auslehnung dieselben verwirren und Moriz des Kaisers Aktion gegen ihn erfolgreich unterstützen würde.

Noch im Jahre 1546 erhoben sich die Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes und zogen mit Heeresmacht gegen den Kaiser. Der Feldzug in Süddeutschland kann für uns hier glücklicherweise unbeachtet bleiben. Er ist auch so unerfreulich, daß man gern von ihm schweigt. Vor Regensburg, vor Ingolstadt verloren die Protestanten durch Unentschlossenheit die kostbare Zeit, bis der Kaiser seine Rüstungen vollendet hatte und nunmehr die evangelischen Reichsstädte



Schwabens bedrohen konnte. Das große Bundesheer zog ihm nach, um die Bundesgenossen zu schützen, da kam ihnen bei Giengen die Nachricht, daß in ihrem Rücken auch die Aktion begonnen habe: Herzog Moriz hatte im Einverständnis mit König Ferdinand, der von Böhmen aus Hilfe in Aussicht stellte, die Länder Johann Friedrichs in Besitz genommen. Die Bevölkerung hatte ihm Huldigung geleistet, teils weil Moriz eine solche verlangte, teils weil sie meinte, nur so das Land dem Wettiner Hause erhalten zu können.

Da vergingen den Schmalkaldener Bundeshauptleuten die großen Kriegsgedanken; um die eignen Länder zu retten, zogen sie heim und überließen es den verbündeten Städten in Schwaben, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen, so gut es eben gehen wollte. Durch das energielose Beispiel der Hauptleute entmutigt, kamen die meisten Städte dem Kaiser unterwürfig entgegen, so daß dieser in dem Gefühl müheloser Siegeshoheit schwelgen konnte. Aber Karl V. war ein kühler, klarer Mann, dem nicht leicht Erfolge zu Kopfe stiegen, wenn überhaupt noch etwas zu thun übrig blieb. Er verfolgte aufmerksam die Vorgänge in Kursachsen und je deutlicher er erkannte, daß ihm im nächsten Jahre ein Feldzug gegen Johann Friedrich in Kursachsen bevorstehe, desto schneller und vollständiger vollzog sich seine Ausöhnung mit den Städten.

Johann Friedrich hatte sich leicht wieder in den Besitz seiner Länder gesetzt, deren Einwohner trotz der Huldigung an Moriz nie aufgehört hatten, ihn als ihren Landesherrn zu betrachten. Moriz und König Ferdinand hielten sich unter geeigneten Vorbereitungen still, bis der Kaiser kam, nach einem kühnen Elbübergange bei Mühlberg das kurfürstliche Heer auf der Lohauer Heide erreichte und nach kurzem Kampfe vernichtete.

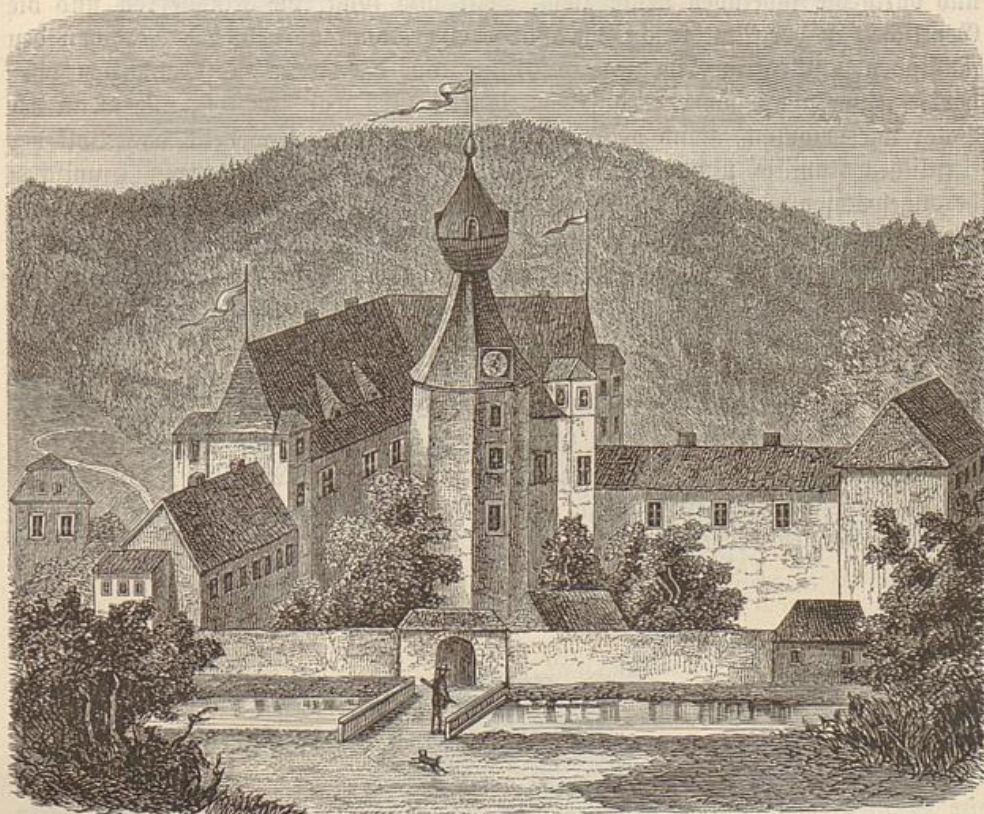
Das geschah am 24. April 1547, einem Sonntage. Johann Friedrich, den Treuerherzigen sollte man ihn nennen, hatte auch im Angesicht der Gefahr seinen Gottesdienst nicht aussetzen und denselben auf die Nachricht von des Feindes Flußübergang nicht unterbrechen wollen. Nach beendigtem Gottesdienst stieg er zu Pferde, es galt den Versuch, ob man das feste Wittenberg erreichen könne, ohne vom Feinde eingeholt zu werden. Bald sah man, es war unmöglich, mit dem gesamten Heere zu entkommen. Man schlug dringend dem Kurfürsten vor, sich mit der Reiterei zu retten. „Und was wird aus meinem getreuen Fußvolk?“ antwortete er vorwurfsvoll und stellte an einer Waldecke seine Scharen zum Widerstande auf. Es war ein vergebliches Bemühen, denn der Andrang der Kaiserlichen unter Moriz' und Herzog Albas Leitung war übermächtig, die Reiterei umschwärmte das Häuflein des Kurfürsten, es wurde zersprengt und der Kurfürst selbst ins Handgemenge gerissen, aus dem er als Gefangener Thilos von Trotha, eines Edelmanns aus herzoglich sächsischen Landen, hervorging.

Es war ein Moment von erdrückender Schwere, als der geächtete und nun gefangene Kurfürst vor dem Kaiser erschien, den er seit dem Kriege nicht mehr als Kaiser anerkannt hatte. Aber auch unter dem Hohn, der ihm von seiten des Kaisers und aus dessen Umgebung entgegentrat, bewahrte er die Würde des guten Gewissens. Und die hat er auch bewahrt, als der Kaiser vor Wittenberg gezogen war und, sei es, um den Widerstand der Stadt zu brechen, sei es in bitterem Ernste, ihm das Todesurteil ankündigen ließ. Er saß mit seinem Mitgefangenen, Herzog Ernst von Braunschweig, beim Schach, las das verhängnisvolle Papier, legte es dann ruhig beiseite und sagte: „Beter, gebt acht



auf Euer Spiel, Ihr seid matt.“ Wie konnte der Tod ihn schrecken, den er als treuherziger, gewissenhafter Verfechter seines Glaubens erleiden sollte!

Aber so weit kam es doch nicht. Auch des Kaisers Absichten hätte es mehr entsprochen, wenn Johann Friedrich seinen evangelischen Glauben aufgegeben und still weiter lebend sich der Religionsordnung des Kaisers unterworfen hätte. Doch da kam er übel an. Niemals hätte Johann Friedrich sich mit einer Verleugnung seines Luthertums Leben und Freiheit erkaufte. Leib und Leben wollte er geben, seinen Glauben nimmermehr. Als sodann Granbella, welcher die Unterhandlung für den Kaiser führte, die Übergabe von Wittenberg und die Abtretung des gesamten Kurlandes verlangte, fand er ihn bereit.



Schloß Fröhliche Wiederkunft.

Land und Fürstenmacht gab er hin, um nichts als den treu gewahrten Glauben mit in die Gefangenschaft zu nehmen, die der Kaiser bis auf weiteres über ihn verhängte. Das Land erhielt der Verabredung gemäß Moritz, der aber die Verpflichtung übernahm, den Söhnen Johann Friedrichs in seinem Lande einige Ämter anzuweisen, aus denen ihnen ein Jahreseinkommen von 50 000 Goldgulden erwüchse. Aus diesen Ämtern sind die sächsischen Herzogtümer hervorgegangen, in deren gesegnetem Besitze die Ernestiner den Verlust der Kur und des Kurlandes allmählich verschmerzt haben.

Merkwürdigerweise ist Kurfürst Moritz, der Johann Friedrich um sein Land gebracht hatte, auch sein Befreier geworden. Als Moritz durch seinen raschen Feldzug gegen den Kaiser im Jahre 1552 den Passauer Vertrag erzwang,



konnte dem Kaiser nicht mehr daran gelegen sein, seinen Gefangenen, der sich so völlig in sein Schicksal ergeben gezeigt hatte, ferner festzuhalten. Vielleicht dachte der Kaiser dadurch dem ihm jetzt verfeindeten Moritz Schwierigkeiten zu bereiten. Aber er irrte sich. Johann Friedrich versprach dem Kaiser, nicht wieder einem Bunde gegen ihn beizutreten, aber er schickte auch in die sächsische Heimat einen Boten voraus, der verkünden sollte, er komme nicht, um Krieg zu bringen, sondern um die wiedergewonnene Freiheit im Frieden zu genießen.

Bei Koburg betrat er sein Heimatland. Es gehört zu den ergreifendsten Zügen der thüringischen Geschichte, wie der besiegte, gefangene, in weltlicher Hinsicht so tief gedemütigte Fürst als triumphierender Sieger durch sein Land und durch die jubelnden Leute zieht. Alt und jung, die Ratsherren und die Geistlichen in der Amtstracht, die Bürger im Sonntagskleid, die Mädchen den sächsischen Kautenfranz im Haar, so trat ihm das treue Volk entgegen oder harrte seiner am Thor oder auf dem Markte. Es war ein Fest, wie wenn der Vater wiederkommt, stand doch in der Freude des Wiedersehens das Volk der fürstlichen Familie nicht nach. Johann Friedrichs Söhne waren inzwischen herangewachsen, die Mutter führte sie mit Glück und Stolz dem Vater zu. Dann geleiteten Mutter und Söhne, und wer sonst zur Familie gehörte, das wiedergewonnene Haupt die Straße von Jena daher in die Wälder zwischen Roda und Neustadt an der Orla zu dem Lustschloß, das seitdem „Fröhliche Wiederkunft“ heißt. Es ist ein lausiger Waldgrund, aus dem überraschend wie ein Wunder das Schloßlein hervortraucht, und wir können es verstehen, wie nach dem festlichen Zuge durch Stadt und Land die fürstliche Familie hier im abgeschlossenen Kreise des neuen Glückes sich innig bewußt wurde.

Drei Jahrhunderte später hat Herzog Joseph von Altenburg das Schloß wieder hergestellt und es recht zu einem Denkmal des Ereignisses gemacht, dem es seinen Namen verdankt.







Die Fürstengruft in Weimar.

### Thüringische Residenzstädte. — Das Merrenthal.

Gotha und seine wissenschaftlichen Anstalten. — Weimar, die Dichterstadt an der Ilm. — Weimars Musenhof. — Goethes Berggarten in Weimar. — Goethe und Schiller in Weimar. — Das Schillerhaus in Weimar. — Wajungen und der Wajunger Krieg. — Schloß Landsberg. — Hildburghausen. — Schleusingen. — Suhl. — Die Feste Koburg.

Im vorigen Abschnitt haben wir erzählt, wie bei der Kapitulation von Wittenberg 1547 den depossedirten Ernestinern eine Reihe von Ämtern in Thüringen zugewiesen wurde. Aus diesen Ämtern sind die sächsischen Herzogtümer entstanden, die Thüringen zu einer Musterkarte deutscher Kleinstaaterie gemacht haben, an der man die Vorzüge wie die Schwächen dieser letzteren mit Nutzen studieren kann. Wo gibt es sonst so viele Staaten, Residenzen, Höfe auf so kleinem Raume zusammen? Ja die Ernestinischen Länder bilden heute noch immer eine wahre Musterkarte von Kleinstaaterie, obwohl schon einige, wie Hildburghausen und Eisenach, ihre Selbständigkeit verloren haben.

Die Klage über Deutschlands Zerrissenheit ist Jahrhunderte alt, aber in das volle Bewußtsein des Volkes getreten und zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht geworden ist sie erst durch die Freiheitskriege, welche aufs beste bewiesen hatten, was deutsche Kraft durch Einigkeit vermag. Dennoch ließ man das durch die Not Geeinte nach dem Siege wieder auseinander fallen. Da wandte sich die freisinnige Jugend von den Regierungen ab, und der nationale Gedanke wurde das Kennzeichen, wurde das Evangelium des deutschen Liberalismus. Damals war es gefährlich, von Vorzügen der Kleinstaaterie zu sprechen, denn politische



Gedanken, die im ganzen Volke ihre Wurzel haben, erhalten zu viel Nahrung und dadurch die Wucht des Fanatismus. Jetzt ist das anders. Im geeinten Vaterlande will man sich kaum noch auf die frühere Sehnsucht besinnen, und da kann man denn getrost auch der Kleinstaaterei ihr Recht angebeihen lassen.

Wo ein Volk an der Lösung der großen politischen Fragen nicht einen ehrenvollen und belebenden Anteil nimmt oder nehmen kann, ist die Kleinstaaterei als ein Ausbau und eine Ausschmückung des Innern zu betrachten, die für die versagte Wirkung nach außen entschädigen soll. Die vielen Höfe und Residenzen werden ebensoviele Zentren der Bildung, des wissenschaftlichen wie des künstlerischen Lebens.



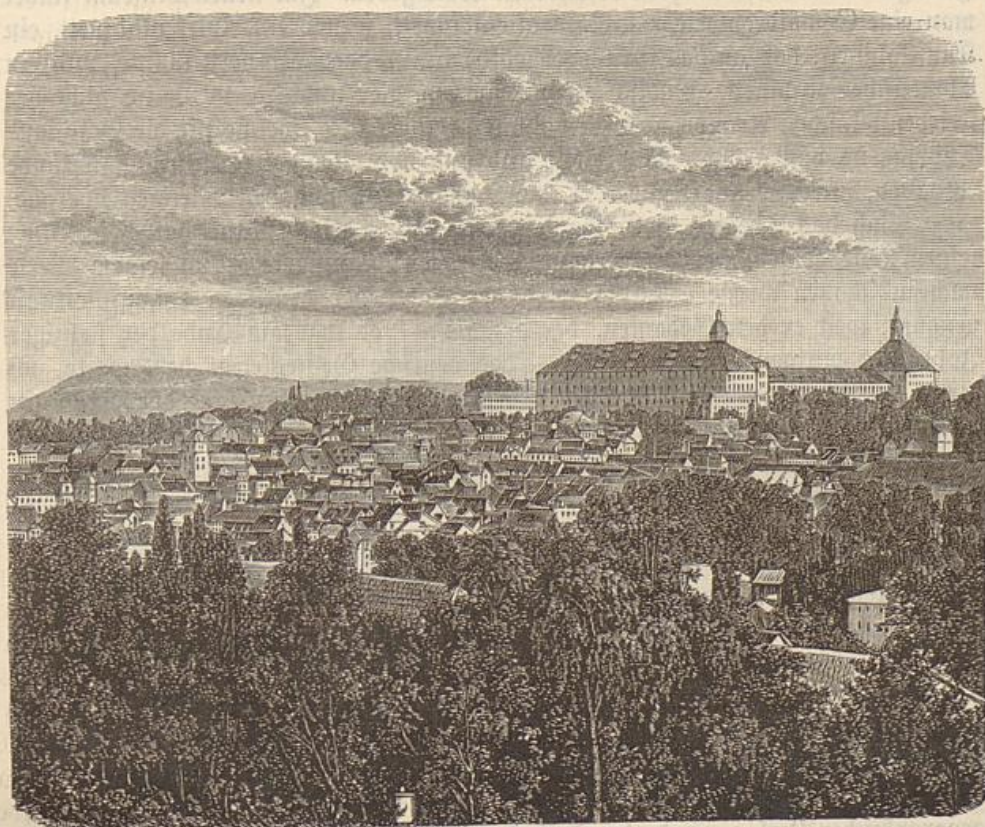
Der Marktplatz zu Gotha.

Von der politischen Wirksamkeit ausgeschlossen, werden die Fürsten meist, und mit besonderem Rechte läßt sich das von den Wettinern sagen, zu Pflegern der Künste und Wissenschaften. Und selbst wo sie das nicht wären, eine Residenz, eine Hofhaltung ist an und für sich ein Kulturherd, der Männer der Kunst und der Wissenschaft anzieht.

**Gotha** war ursprünglich als Herzfelder Lehen in den Besitz der thüringischen Landgrafen gekommen, wurde aber später, nach dem Tode Johann Friedrichs, des Gefangenen von Wittenberg, die Residenz seines Sohnes, Johann Friedrichs des Mittleren. Daß dieser sich in die Grumbachschen Händel einließ, ist oben bei Liebenstein erwähnt worden. Geächtet und überwältigt, geriet auch er, wie



sein Vater, in kaiserliche Gefangenschaft, der er erst durch den Tod erledigt werden sollte. Sein Schloß in Gotha, Grimmenstein hieß es, wurde geschleift und so Gotha seiner Hauptzierde beraubt (1567). Aber Ernst der Fromme erbaute an Stelle des gebrochenen Grimmenstein das jetzige Gothaer Schloß, dem er im Gegensatz zu dem Namen und zu der Geschichte des vorigen den Namen Friedenstein gab. Diesem Namen entspricht es, daß seine Nachfolger Wall und Graben in Gartenanlagen verwandelten. So ist Schloß Friedenstein bis zum Erlöschen des gothaischen Fürstenhauses die Residenz geblieben, d. h. bis zum Jahre 1826.



Gotha.

Unter den Herzögen von Koburg, denen Gotha zufiel und die sich seitdem Herzöge von Koburg-Gotha nennen, ist das glänzende Hofleben aus diesen Räumen verbannt und dafür die ernste Arbeit der Landesregierung eingezogen. Herzog Ernst, der nur einige Wintermonate in Gotha zu residieren pflegt, wohnt in seinem Palais, und in Schloß Friedenstein sind nur gewisse Räume für gelegentlichen Gebrauch des Hofes reserviert. Darum steht das Schloß, das zu den größten Fürstenschlössern Deutschlands gehört, in einem trüben, schweigsamen Ernste da; was sich in ihm regt, genügt nicht, um die ungeheuren Steinmassen zu beleben. Trotzdem bleibt es das Wahr- und Kennzeichen von Gotha, und wer von den Höhen des Thüringer Waldes in die nördlich vorliegende Ebene schaut, wird Schloß Friedenstein niemals übersehen.



Einen besonderen inneren Wert hatte Ernst der Fromme seinem Schlosse dadurch verliehen, daß er die von ihm begründeten, sehr bedeutenden Sammlungen in ihm unterbrachte, die daher den Namen der Friedensteinschen Sammlungen führen, nunmehr aber größtenteils in dem neuen Museum aufbewahrt werden. Nur die Bibliothek und das Münzkabinett sind im Schlosse geblieben. Die erstere ist reich an Inkunabeln und Handschriften, die teils die biblischen Bücher, teils die Schriftsteller des klassischen Altertums, teils die orientalische Litteratur angehen. Daneben enthält sie eine umfassende Brieffammlung aus der Reformationszeit, eine Sammlung, der Briefe Luthers, Melanchthons, Zwinglis und Calvins ihren besonderen Wert geben. Im neuen Museum findet man eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, ferner ein Antikenkabinett, ein Kunstkabinett, das an das Grüne Gewölbe in Dresden erinnern könnte, und ein Chinesisches Kabinett. Endlich wäre es gerade hier unbillig, wenn ich nicht der Friedensteinschen Archive noch Erwähnung thun wollte, welche für die Geschichte Thüringens von größter Wichtigkeit sind und vor allem die Schenkungsurkunde enthalten, durch welche Konrad II. die Loiba an Ludwig den Bärtigen übergab.

Auch das Theater in Gotha hat seine Blüte gehabt, und hat diese Blüte seinem Hofe, seinem Herzoge verdankt, der einen Mann wie Eckhof seinem Werte nach zu schätzen wußte. Eckhof wird der Vater der deutschen Schauspielkunst genannt, weil er den Gedanken, der damals — es war am Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — das deutsche Geistesleben beherrschte, ich meine den Rousseauschen Gedanken der Rückkehr zur Natur, auf der Bühne in überraschender Weise zu verwirklichen wußte. Die Naturwahrheit seines Spiels wurde maßgebend, wurde Vorbild auch für Jffland, der allerdings erst in Mannheim, als er nach Eckhofs Tode Gotha verlassen hatte, berühmt wurde. Nach Eckhofs Tode nämlich vernachlässigte der Herzog das Theater, und die besten Kräfte gingen zu Dalberg und trugen dazu bei, daß, als Schiller mit seinen Räubern hervortrat, das beste deutsche Theater in Mannheim zu finden war.

Ein wissenschaftliches Institut, das, ohne mit dem Hofe zusammenzuhängen, auch der größten Residenz zur Zierde gereichen würde, ist Berthes' Geographische Anstalt. Zunächst durch die Verbindung mit Adolf Stieler aus Gotha erhielt Berthes' Verlagsgeschäft die Richtung auf das geographische Gebiet. Bald gesellten sich andre geographische und kartographische Größen hinzu, wie Berg-haus, von Spruner, von Sydow, Petermann und viele andre, und Berthes' geographischer Verlag wurde der erste der Welt, wurde diese großartige Anstalt, in der, wie man mit Recht gesagt hat, alle Fäden der geographischen Wissenschaft zusammenlaufen.

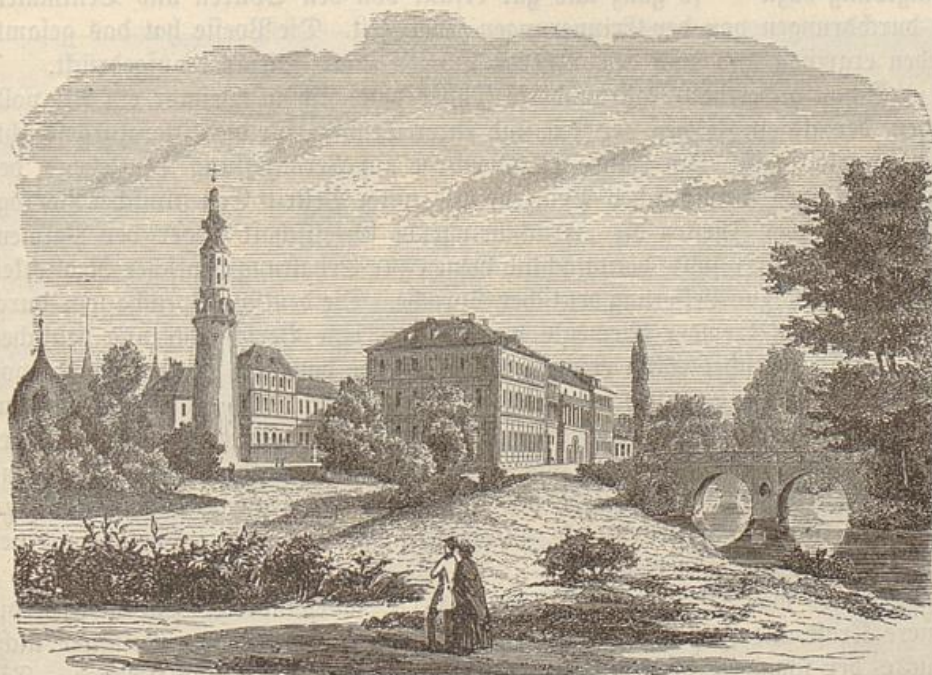
Daß auch der weltbekannte Gothaische Hofkalender Berthes' Eigentum und von ihm zwar nicht geschaffen, wohl aber in seine gegenwärtige zweckmäßige Gestalt umgeschaffen ist, soll, da wir von Gotha und Berthes reden, wenigstens erwähnt werden.

Auf einem andern als dem wissenschaftlichen Gebiete, auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt, liegen die Verdienste, welche sich Ernst Wilhelm Arnoldi um die deutsche Gesellschaft und um seine Vaterstadt Gotha erworben hat. Die allbekannte Gothaische Feuerversicherungsbank hat er im Jahre 1821 und die nicht minder segensreich wirkende Lebensversicherungsbank im Jahre 1829 gegründet. Über den Segen, den diese Anstalten verbreiten, braucht man jetzt



kein Wort zu verlieren. Das Prinzip, auf dem sie beruhen, das Prinzip gegenseitiger Hilfe, ist längst allgemein anerkannt, und daß die Anstalten auf diesem Prinzip gedeihen, sieht man den geschmackvollen palastartigen Gebäuden an, darin sie ihre Thätigkeit entfalten. Die Gothaer haben nur eine Dankeschuld abgetragen, als sie Arnoldi auf dem nach ihm benannten Platze ein Denkmal errichteten.

Daß mit dem bisher Gesagten die Vorzüge Gothas nicht erschöpft sind, versteht sich von selbst, denn eine erschöpfende Aufzählung, sei es der Sehenswürdigkeiten, sei es der denkwürdigen Männer, die Gotha hervorgebracht oder beherbergt hat, kann hier unsres Amtes nicht sein.



Das Schloß in Weimar.

Wer noch weiteres wissen will, der reise selbst nach Gotha, und dort gehe er wenigstens über den langen Marktplatz hin zum Schlosse. Damit wird er sich eine bleibende Anschauung von der Stadt Gotha erwerben: der Brunnen in der Mitte, das Rathhaus mit dem eisernen Kopfe, der Wilhelm Grumbachs Porträt sein soll, und hier und da ein Fleischerladen, der an die weltberühmte Gothaer Wurstindustrie erinnert — das alles wird ihm in der Erinnerung bleiben, und wenn später einmal die Rede auf Gotha kommt, wird er mit-sprechen und der Welt beweisen können, daß er auch einmal da gewesen ist.

**Weimar.** An keiner Stadt zeigt sich der Segen, welcher aus der Muße des Kleinstaates entspringen kann, deutlicher, als an Weimar. Weimar, das, als Goethe dahin kam, d. h. im Jahre 1775, noch kaum 6000 Einwohner zählte, das also als Stadt lediglich ein Anhängsel des Hofes war, hat durch den Antheil, den sein erlauchtes Fürstenhaus am Ende des vorigen Jahrhunderts an dem Aufschwung des deutschen Geisteslebens nahm, namentlich durch die großen Dichter, welche Herzog Karl August an sich zu ziehen wußte, eine Bedeutung



erhalten, wie sie für die Litteraturgeschichte keine deutsche Stadt erreicht hat und wohl auch keine erreichen wird. Wir haben oben von der Wartburg gesprochen und ihrem Sängerkhofe. Wir wüßten nichts, was sich in ähnlicher Weise mit Weimar und dem Weimarischen Musenhof vergleichen ließe. Aber Weimar ist mehr als die Wartburg. Auf der Wartburg hat die deutsche Poesie eine Herberge gefunden, in Weimar eine Heimat; auf der Wartburg war die Poesie ein Bierat, eine Verschönerung des Hoflebens, in Weimar war sie die Königin, der auch die Fürstlichkeiten rückhaltslos huldigten, und die deshalb das gesamte Weimarische Leben beherrschte. Darum ist Weimar — und wir rechnen auch die nächste Umgebung dazu — so ganz und gar erfüllt von den Spuren und Denkmalen, so durchdrungen von den Erinnerungen jener Zeit. Die Poesie hat das gesamte Leben ergriffen und auch den äußeren Dingen ihren Stempel aufgedrückt.

Schon anderthalb Jahrhunderte früher hatte sich in Weimar ein Akt vollzogen, der als ein Zeichen der Zeit und ihrer Tendenz für die Litteraturgeschichte nicht unwichtig ist. Im Jahre 1617 wurde auf Veranlassung Teutlebens, des Erziehers eines weimarischen Prinzen, und unter Beitritt Ernestinischer Herzöge und anhaltischer Fürsten die „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder der Palmenorden gestiftet. Er sollte hauptsächlich dienen zur Erhaltung deutscher Redlichkeit und Treue und zur Besserung deutscher Sprache. Die deutsche Sprache war durch das Eindringen fremder Elemente verunstaltet, eine Verschlechterung deutschen Sinnes und deutscher Sitte erschien als die Folge davon. Man versuchte von der Sprache aus gegen alles fremde Unwesen zu wirken. Es war gleichsam eine ererbte Fürstenpflicht der Ernestiner, die Lutherische Sprache nicht von der Bühne drängen zu lassen; denn um die Sprache von Luthers Bibelübersetzung handelte es sich ja. So wurde die Poesie des Palmenordens ein Mittel zu außer ihr liegenden Zwecken, die, so edel sie waren, doch die Poesie zu einer arbeitenden Dienerin herabsetzten.

Anders war es mit den Dichtern des 18. Jahrhunderts. Sie wollten die innere Kraft und Fülle herausgestalten, und wem es mit dem Gestalten nicht glückte, der schwirrte doch mit in dem allgemeinen Sturme und Drange. Die großen Dichter aber, Dichter, wie wir sie in Weimar finden, denen die Gestaltung ihrer Ideale gelang, wirkten, ohne es gewollt zu haben, auf das deutsche Volk und Volksgemüt: das Schöne weckte das Gute; es war wie ein Segen, den Gott auf ihre Schöpfungen legte.

Während im Nachbarreiche im Westen der Staat unter furchtbaren Zuckungen umgestürzt und umgestaltet wurde, erneuerte sich in Deutschland in aller Stille das geistige Leben, indem es sich an der Hand des Schönen zum Guten führen ließ, das ja nichts andres ist, als das Schöne auf sittlichem Gebiete. Dieses schöne Gute oder gute Schöne ist übrigens nicht die griechische Kalofagathie, sondern es ist die Humanität, als deren Apostel Herder zu betrachten ist. Aber Herder ist mehr der Theoretiker der Humanität, ihm ist sie eine große weltumfassende Anschauung, während die gleichzeitigen Dichter, wie Lessing, Goethe, Schiller sie konkret darstellten und ihren Landsleuten wirklich nahe brachten. Gestalten wie Nathan, Egmont, Posa und Karlos sind solche Humanitätscharaktere, aber die ganze Poesie dieser Zeit ist von dem Humanitätsgedanken durchdrungen und beherrscht, bis im folgenden Jahrhundert der Patriotismus und als Revers selbst der Volkshaß zu ihrer Geltung kommen. In Goethe



besonders tritt diese Humanität als Herzensfülle hervor, wie man sie ja empfinden muß, wenn man sich in eine Welt von lauter Brüdern gestellt sieht. Es ist Nächstenliebe, Bruderliebe, was ihn beherrscht, ohne alles kirchliche oder konfessionelle Gepräge, aber mit dem Drange zu geben, zu helfen, zu beglücken, und mit dem Bewußtsein, daß er es vermag. So bildete sich um Goethe ein Sphäre liebevollen Empfindens und Thuns, eine Sphäre, in der auch seine Phantasie zur Geltung kam, ebenso wie umgekehrt in dem Reiche der Phantasie, in seiner Dichtung, sein Leben sich zur Darstellung brachte. Er lebte Poesie und dichtete Lebenswirklichkeit, Poesie und Leben sind nie so eins gewesen wie in Goethe.



Am Musenhof von Weimar. Nach von Der. (Vgl. S. 369—370.)

In Weimar wußte man diese Richtung zu schätzen. Die Herzogin Anna Amalie, die durch den frühen Tod ihres Gemahls in sehr jungem Alter selbständig geworden war, verstand sich gleichmäßig auf Kunst wie auf Lebensgenuß und hatte sich demgemäß ihren Hof gebildet. Sie hatte Männer wie von Knebel und Wieland, von Einsiedel und von Seckendorf nach Weimar gezogen, und indem sie selbst den geistvollen Umgang dieser Männer genoß, auch ihrem Sohne Karl August das Interesse für die neu erwachte Dichtung in Deutschland eingefloßt.

Karl August wußte gleich, nachdem er die Regierung aus den Händen seiner Mutter übernommen, Goethe zu gewinnen, und Goethe steuerte den Weimarschen Musenhof in der Dichtung wie in Leben und Wirklichkeit mitten durch die wilden Wogen der Sturm- und Drangperiode zu den glücklichen Inseln, wo im Frieden geordneten Schaffens das Gute wie das Schöne gedeiht.



Man war in Weimar auf Goethe vorbereitet teils durch Götz und Werther, die kurz zuvor erschienen waren, teils durch die unzweideutige Gunst, mit der der junge Herzog seinem Gaste entgegen sah. Man kann sagen wie Cicero von Archias, der ja auch ein Dichter war: den Ruf seines Talentes übertraf noch die Erwartung, die man von dem Menschen hegte, die Erwartung aber wurde von seinem persönlichen Erscheinen und von der Bewunderung übertroffen, die der Dichter erntete. Goethes Persönlichkeit war so hinreißend, wie seine Bücher gewesen waren; sie versöhnte auch die litterarischen Größen Weimars, die sich durch das junge Talent verdunkelt sahen. Wieland, der bis dahin der bedeutendste Schriftsteller in Weimar gewesen war, Wieland, den Goethe noch kurz vorher durch sein Spottgedicht „Götter, Helden und Wieland“ bitter gekränkt hatte, erklärt sich kurzweg für verliebt in den jungen Dichter, wie hätten da die andern litterarischen Männer sich feindlich zurückhalten sollen!

Und nun erst die Frauen! Herzogin Amalie, die sich die volle Jugendfrische erhalten hatte, Fräulein von Göchhausen, die dem neckenden Übermuth des Talentes so trefflich Widerpart zu halten wußte, Frau von Stein mit dem tiefen Herzensverständnis für Goethes Sein und Dichten, kurz, alle, die nicht in den Formen des Hoflebens erstarrt waren, wandten sich in freudiger Bewunderung Goethe zu, wie die Blumen sich zum Lichte wenden. Karl August hat nie einen größeren und schöneren Triumph erfochten als durch die Berufung Goethes. Aber das ließ er sich nicht genügen, Goethe mußte sein Freund sein, Lebensgenosse in Freud' und Sorge, und so konnte dieser in dem Herzoge ein innerliches, lebensvolles Natur- und Weltverständnis erwecken, wie es dem acht Jahre jüngeren Fürsten noch nicht aufgegangen war. Diese lebensvolle Innerlichkeit, die auch hinter den kleinen Erscheinungen des äußeren Lebens das Unendliche ahnt, ist der gute Kern der vielverspotteten Empfindsamkeit, deren Überschwang Goethe eben durch den Werther von sich abgestreift hatte.

Die Herzogin Luise, welche wenige Wochen vor Goethes Ankunft ihren Einzug in Weimar gehalten hatte, hätte wohl eifersüchtig sein mögen auf den Freund ihres Gemahls, der diesen oft in Bahnen zu leiten schien, die ihrem durch stille Hoheit ausgezeichneten Wesen widersprachen. Aber sie erkannte auch in dem oft wilden Treiben jener Zeit, in dem Übermuth der Kraftgenies, zu welchem Goethe mehr hinriß als hingerissen wurde, den echten Kern, der eine durch wirkliche Genialität erhöhte Menschlichkeit war. Es ist freilich wahr, man huldigte bei diesem Treiben nicht der Pflicht, sondern dem Vergnügen, aber man vergnügte nicht bloß die Sinne, sondern auch den echt menschlichen Trieb, zu helfen, zu schützen, zu bessern, d. h. der Nächstenliebe. Man wird daran erinnert, daß Liebe ursprünglich Freude bedeutet, daß Liebe und Freude eins sind. Wie Neid und Geiz, die Wurzel alles Übels, alle Freude schon im Keim ersticken, ist, wo sich Freude zeigt, immerhin auf Liebe zu schließen, als auf deren Wurzel.

Geschildert ist diese kraftgenialische Zeit wenigstens in ihren allgemeinen Zügen oft genug. Um so weniger brauchen wir uns auf ihre Darstellung einzulassen. Uns genüge es, zu sagen, daß Jagd und andre Ausflüge, Schlittensfahrten und Schlittschuhlauf, Weingenuß und Maskeraden, Waldeinsamkeit in der Borkenhütte und abendliches Baden in der Elm, daß alles dies lediglich eine Erhöhung des Lebensgefühles bezweckte. Es ist kaum etwas andres, als wenn der Herzog und Goethe bei Feuersbrünsten in und um Weimar zur Stelle eilen



und ohne Scheu und Säumnis Hand anlegen. Sie thun das auch nicht aus Pflicht, sondern aus Nächstenliebe, deren Erfüllung bekanntlich das höchste Vergnügen ist.

Die Vorwürfe, die man diesem Treiben gemacht hat, sind von den Kreisen ausgegangen, die sich in den veränderten Ton der Gesellschaft nicht finden konnten. Goethe hatte die Werthertracht mitgebracht, der Herzog nahm sie für seine Person an und wirkte für ihre weitere Verbreitung. Goethe hatte das Schlittschuhlaufen eingeführt; das war etwas bis dahin bei Hofe Unerhörtes, jetzt wurde es Passion. Goethe durchbrach namentlich in den Abendgesellschaften bei der Herzogin Amalie leicht den gesetzten Gang der Unterhaltung durch tolle Einfälle und wilde Lustigkeit — man fand es schön und erfreute sich daran. Wer da nicht mitthun und nicht mitempfinden konnte, verfiel dem Neide, und da er nicht offen dagegen aufzutreten konnte, so entschädigte er sich in der Stille durch üble Nachrede, die sich dann, zu Übertreibungen gesteigert, über den Weimarischen Kreis hinaus verbreitete.

Aber was konnte das wirken gegen diesen kraftgenialen Geist, der mit Naturnotwendigkeit hervorbrach. Selbst ein mahrender Brief von Klopstock machte nur „ein paar böse Stunden“, änderte aber nichts. Das Genie dichtete, wie es mußte, lebte, wie es mußte; vielleicht nicht, wie es gefollt hätte, aber unter seinen Schritten erblühte allerlei Segen, den nur jene Neider nicht anerkannten, über den aber längst kein Zweifel mehr besteht. Da war ein Liebhabertheater durch Goethe zustande gebracht, auf dem unter des Dichters und des Herzogs Mitwirkung die Iphigenia zum erstenmal aufgeführt werden konnte und das einem Hoftheater die Stätte bereitete, dessen Leiter Goethe war, und das die großen Dramen aus Schillers klassischer Periode dem deutschen Publikum vorführen sollte. Da war ein dichterischer Geist erweckt worden, der alle ergriff, weil das Dichten nicht mehr als Ausübung einer besonderen Technik, sondern als allgemeine Menschenfähigkeit erschien. In Morgen- oder Abendgesellschaften, in Tiefurt oder Ettersburg oder bei gelegentlichen Aufführungen brachte sich diese Fähigkeit zur Geltung, und der Segen war, daß alle für die neue Geschmacksrichtung, für Natur und deutsche Art gewonnen wurden. Dieser neuen Geschmacksrichtung hat denn auch Weimar seinen Park zu verdanken, der lediglich ein Ausbau der Natur war im Gegensatz zum französischen Stil, der die Natur vergewaltigte. Der Park mit seinen schönen Pfaden führt von Weimar zum Sommerloß Belvedere hinauf, das auch seinen Park hat, und zwar einen Park, der noch heute wenigstens Spuren seiner französischen Anlage trägt. Da sind noch die grünen Kulissen, die immerhin etwas französisch Schäferliches haben, aber zur Aufführung frischer, fröhlicher Stücklein nach deutscher Art verwendet wurden.

Nah am Weimarischen Park, nur durch die Elm und die Elmwiesen von ihm getrennt, liegt Goethes Berggarten, in welchem er seine Bäume, Blumen und Spargel selber zog, und in dessen einfachem Gartenhaus er in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar so gern zurückgezogen wohnte, daß er darüber das Weggehen vergaß. Dieser Berggarten gehörte Bertuch, dem Sekretär des Herzogs, der ihn erst kürzlich erworben hatte und mit seiner Anpflanzung beschäftigt war. Das war im Jahre 1776, als Goethe fürchtete, daß er in dem Weimarischen Hofleben sich verlieren würde und deshalb sich wegzusehnen anfing. Der Herzog wollte ihn nicht lassen und suchte seine Befürchtungen zu zerstreuen. Aber Goethe sah keine andre Hilfe als ein stilles Leben mit ländlicher Beschäftigung, in dem er sich von den Zerstreungen des Hofes wieder sammeln konnte.



„Ja, wer es so gut hätte wie Bertuch“, sagte er. Da ritt Karl August bei Bertuch vor, der in seinem Garten beschäftigt war. „Höre, Bertuch, du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn.“ Bertuch war schmerzlich überrascht und sagte, der Garten wäre seine beste Freude. „Laß doch“, sagte der Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch besser; ich schenke dir ja den Baumgarten dafür.“ Bertuch konnte zufrieden sein; er gründete später auf dem geschenkten Grundstücke das Landesindustriekontor. Goethe fand in dem Berggarten auch seinen Frieden wieder und blieb bei Karl August; Weimar aber ist um ein bedeutsames Denkmal jener wunderbaren Zeit reicher.

Durch Goethes Genius wurde Weimar der Mittelpunkt des dichterischen Strebens. Männer wie die Gebrüder Stolberg, Lenz, Klingler, Gleim, Merk kamen besuchsweise, und Friedrich Leopold von Stolberg wurde als Kammerherr beim Weimarischen Hofe eingetreten sein, wenn es nicht der erzürnte Klopstock verhindert hätte. Dafür gewann Karl August im Jahre 1776 auf Goethes Anregung eine bedeutendere litterarische Größe, einen Mann welchem sich Goethe verpflichtet wußte, nämlich Johann Gottfried Herder, für Weimar. Herder trat als Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Weimar ein und war wie dazu geschaffen, das religiöse Bedürfnis der Gesellschaft mit ihrem poetischen Fühlen und Denken zu versöhnen. Denn von Grund aus war er Poet, das beweisen selbst seine theologischen und philosophischen Schriften, welche die poetischen Anschauungen nicht fern halten können, das beweist auch die Arbeit, mit der er seine Lebenslaufbahn schloß, sein trefflicher „Eid“.

Auch Goethe hatte ja seit dem Juni 1776 zu seinem poetischen Beruf ein Staatsamt bekommen. Erst hieß er Geheimer Legationsrat, dann Geheimer Rat und Erzellenz und endlich wurde er sogar zum Kammerpräsidenten erhoben. Es wäre kein Wunder, wenn der Dichter insolgedessen ein Mäcen geworden wäre, zumal er seiner Herzensgüte gemäß gern zu helfen bereit war und viel Gutes in der Stille sowohl auf eigne Hand als auch durch Fürsprache bei dem Herzog gethan hat. Aber die Klarheit seines Blickes und die Sicherheit seines Urtheils bewahrten ihn davor, ein Gönner verschrobener Talente oder talentloser Verfemacher zu werden. Sie, meinte er, wären ihre Kräfte andern Gebieten des Lebens schuldig, in die hinüberzuleiten er eher bereit war. Überhaupt je reifer er wurde, desto mehr hielt er sich zurück; er hatte es zu tief erfahren, daß nur, was dem Menschen gleichartig ist, zu seinem Glücke taugt, und daß daher ein Umgang mit nicht entsprechenden Menschen reine Zeitverschwendung ist. Kleinsinnige Leute haben ihm das als den Stolz der Erzellenz ausgelegt, aber es war vielmehr das Bewußtsein, daß er seine Zeit und seine Kraft dem Idealen schuldig sei, die zum Teil seit seiner Jugendzeit noch unerlöst in ihm wohnten. Zumal seit er durch seine Flucht nach Italien mit dem Staatsdienst gebrochen und sich ganz der Poesie zurückgegeben hatte, trat dies Motiv hervor, während gleichzeitig seine ernste Zurückhaltung durch den Bruch mit seiner langjährigen innig verehrten Freundin, der Frau von Stein, noch erhöht wurde.

Das war die Zeit, als auch Schiller, der junge landflüchtige Dichter, seine Schritte nach Weimar lenkte. Schiller fand dort nicht gleich, was er erwartet hatte: Goethe war noch in Italien, und wie er, hatte sich überhaupt die Poesie aus dem Leben der Gesellschaft mehr zurückgezogen, besonders Herder hielt sich zurück, lediglich versenkt in die eignen Studien.





Meißel's Goethe-Schiller-Statue. Enthüllt zu Weimar am 3. September 1857.



Nur die Herzogin Amalie und ihr Sohn Karl August waren dieselben geblieben und vermiften daher auch das sprudelnde Leben der siebziger Jahre schmerzlich. Herzogin Amalie lud auch Schiller zur Abendgesellschaft nach Tiefurt; Wieland führte ihn ein und sprach anerkennende Worte über Schillers Talent. Als aber Schiller zu Herder kam, kannte dieser Schillers Schriften noch nicht einmal. Kurz, es gab nichts, was damals Schiller an Weimar gefesselt hätte, er ging für den Sommer 1788 nach Volkstätt bei Rudolstadt, wie wir das oben bei Rudolstadt erwähnt haben.

Goethe mußte erst kommen, um Schiller dauernd für Weimar zu gewinnen, wenn auch zunächst nur für die weimarische Universität Jena, diese wissenschaftliche Ergänzung zu dem Musenhof in der Residenz. Und Goethe kam. Am 18. Juni war er in Weimar wieder eingetroffen, am 7. September besuchte er mit Frau von Stein die Familie von Lengefeld in Rudolstadt und lernte dort Schiller kennen. Goethe kam nicht ohne Vorurteil. Schillers Jugendstücke in ihrem wildnaturalistischen Stile erschienen ihm wie ein Rückfall in eine von ihm selbst bereits überwundene Krankheit. Aber auf dem Tische lag das Heft von Wielands „Deutschem Merkur“, in welchem Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ erschienen war. An diesem Gedichte erkannte Goethe, daß auch Schiller auf dem Wege war zu dem griechischen Kunstideal, das namentlich in Italien seine ganze Seele eingenommen hatte.

Damit war zunächst nur die Möglichkeit einer Annäherung zwischen beiden gegeben. Als dann der Gedanke auftauchte, Schiller wegen seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ als Professor der Geschichte nach Jena zu berufen, förderte Goethe den Plan, und Schiller wurde eine der Celebritäten Jenas. Ein zufälliges Zusammentreffen in einer naturforschenden Versammlung und ein beim Heimgehen angeknüpftes und sodann länger hingedehntes Gespräch überzeugte Goethe, daß Schillers geistige Persönlichkeit der seinigen nicht widerstrebe, und bald konnte Schiller es wagen, in einem hochbedeutsamen Briefe, einem Briefe, den man als Samenkorn und Keim des großen Aufsatzes über naive und sentimentale Dichtung betrachten kann, Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ aufzufordern. So knüpfte sich dies gebenedeite Freundschaftsbündnis zwischen unsern beiden größten Dichtern und wurde brieflich fortgepflegt, bis am Ende des Jahrhunderts Schiller zunächst zur Aufführung seines Wallenstein nach Weimar übersiedelte und die Jahre, welche ihm noch zu leben vergönnt waren, in gebendem und empfangendem Verkehr mit Goethe und in unglaublich fruchtbarem Fleiße verlebte.

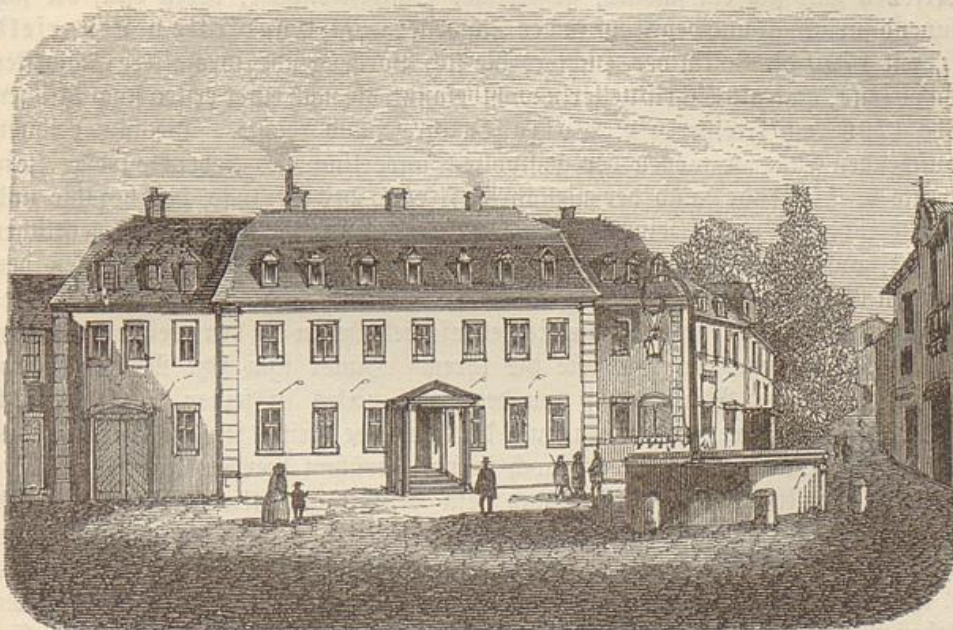
Mit dieser idealen und innigen Dichterfreundschaft, mit diesem schöpferischen Zusammenleben Goethes und Schillers hat der Weimarische Musenhof seine Bestimmung erfüllt. Wie im Waldrevier manch fröhlicher Baumwuchs aufschlägt, in weiterer Entwicklung aber sich zwei Bäume über das krause Gewälde in übermächtiger Kraft erheben und in aller Erhabenheit friedlich nebeneinander stehen, ohne sich die Äste zu zerschlagen, so erheben sich Goethe und Schiller aus dem Weimarischen Musenhof zu klassischer Größe, und so erhaben hat sie auch Rietschel in seiner bekannten Doppelstatue dargestellt.

Selbst der Lorbeer, den man allein dem Hochverdienten gern gönnen mag, selbst der Lorbeer entzweit sie nicht, er vereinigt sie, sie fassen beide den einen Kranz; wie das Ziel ihres Strebens, ist auch der Ruhm ihres Schaffens ein



gemeinsamer geworden. Im deutschen Volke lautet die Formel für die höchste Blüte seiner Dichtung und für den eignen litterarischen Stolz nie anders als „Schiller und Goethe.“

Goethe hat Schiller, hat den gesamten Weimarischen Musenhof, nicht aber seinen Ruhm überlebt. Wohl ist auch er alt geworden, die Kraft der Gestaltung hat abgenommen, aber des Geistes Regsamkeit und Fülle ist geblieben; in seiner wunderbar schauenden Erkenntnis steht er der Natur, in warmem Herzensverständnis dem Menschenleben gegenüber. Mehr und mehr werden Haus und Garten seine Welt, und wer in diese eintritt, fühlt sich gleichsam unter dem beglückenden Einfluß der milden und klaren Abendsonne. Angewollt und ungerufen gehen Weisheitsstrahlen von ihm aus, die uns beweisen, daß sich die ganze Fülle seines Geistes in seine Schriften nicht fassen ließ. So etwa erscheint uns Goethe am Ende seiner Laufbahn in dem trefflichen Buche von Eckermann.



Das Goethehaus in Weimar.

Und wie er im Leben als ein Fürst des Geistes anerkannt ist, so ist er auch nach seinem Tode als ein Fürst geehrt. Seine sterbliche Hülle ist in der Fürstengruft beigesetzt, in welche schon Karl August im Jahre 1827 Schillers Leiche aus ihrer ersten Ruhestätte auf dem Jakobskirchhofe hatte übertragen lassen. In betreff der Illustration auf S. 363 erhalte ich folgende dankenswerte Erklärung:

„In einem Gesamtbilde hat unser Künstler die glänzendsten Sterne, die an dem Himmel des Weimarischen Musenhofes schimmerten, zusammenfassen wollen, obschon er wohl wußte, daß sie gerade in dieser Vereinigung sich nie zusammenfinden konnten, denn Musäus wenigstens war schon geschieden (1787), bevor einer der Humboldts nach Weimar kam.

„In einem anmutigen Gartenhain, im vertrauten Kreise wahlverwandter Männer und Frauen, treffen wir die Auserwählten, den Worten Friedrich Schillers lauschend. Vor dem Dichter sitzen die Herzogin-Mutter Amalie und

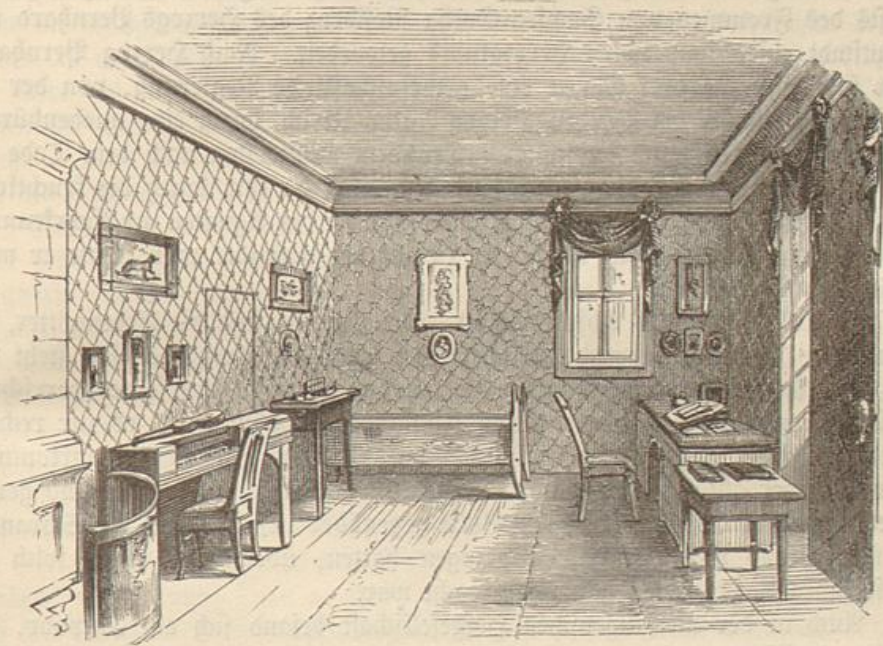


die regierende Herzogin, die Gemahlin Karl Augusts. In ruhiger Betrachtung gibt sich die fürstliche Matrone dem Genuße der Dichtung hin, während die jüngere Fürstin, durch die Worte des Dichters tiefer ergriffen, zu sinnender Schwermut gestimmt scheint. Zur Seite der Herzogin Amalie sitzt der Älteste der Versammelten, Wieland, der Jugendlehrer der weimarischen Prinzen und der Freund der fürstlichen Mutter, der wohl ihrem Verständnis am nächsten stand und der in der That, wenn auch in seinen Schriften zuweilen bis zum Lasciven schalkhaft, in seinem Leben tadellos war, bei seinem gutmütigen, veröhnlichen, die Größe anderer neidlos anerkennenden Wesen bis in das höchste Alter die liebenswürdigste Erscheinung blieb. Goethe verfolgt mit ernster Aufmerksamkeit und fest auf den Sprecher gerichteten Blicken den Vortrag des Dichters, während sein fürstlicher Freund in seinem Antlitz den Eindruck lesen zu wollen scheint, den das Kunstwerk auf so berufenen Richter macht. Hinter den fürstlichen Personen hält sich ein schönes, geistreiches Schwesternpaar, deren eine, die sich sinnend zurückhält und den Kopf zu der Schwester neigt, Charlotte v. Lengefeld ist, seit 1790 die Gattin des Dichters die sich Vorbeugende ihre ältere Schwester Karoline, auch als Schriftstellerin wohlbekannt, die nach einer ersten unglücklichen Ehe 1796 dem Freiherrn v. Wolzogen ihre Hand reichte. Die hinter ihnen lauschenden Männer mögen der geistvolle Sonderling und liebenswürdige Zerstreute v. Einsiedel und der vieljährige Freund des Herzogs, der begabte und feinfühlende v. Knebel sein. Hinter dem lesenden Dichter sitzt, in halb geistlicher Tracht, auf einem Rasenhügel Herder, durch hohen Flug der Gedanken den größten Geistesheroen ebenbürtig, wenn es ihm auch nicht gegeben war, dichterische Kunstwerke zu schaffen, die sich ebensoviel Boden in den weiteren Kreisen des Volkes erobern konnten, wie die ihren. Hinter ihm sitzt Musäus, ein Geistesverwandter Wielands, von dem, wie vieles in seinen Schriften auch seiner Zeit angehört, und wenn auch die moderne Kritik seine Auffassung des Märchens verwerfen mag, doch noch immer gerühmt werden kann, daß seine harmlos schalkhafte Darstellung und sein deutsch-gemüthlicher Sinn ihn als Liebling der Alten und Jungen erhalten. Weiter nach hinten stehen neben einer Dame zwei kräftige Jünglingsgestalten. Es sind Gäste Weimars: Frau v. Humboldt und jenes strahlende Brüderpaar, das in andern Geistesgebieten hohen Ruhm erwerben sollte, Alexander, der nach einem langen, der Erforschung der Natur gewidmeten Leben am 6. Mai 1859 aus der Welt schied, während Wilhelm, der geistvolle Staats- und Sprachenforscher, im Jahre 1835 zur ewigen Klarheit eingegangen ist. Weiter im Hintergrunde endlich halten sich zwei Männer, unter denen der Künstler sich ernste Forscher der Wissenschaft gedacht hat, die von Zeit zu Zeit als Gäste in Weimar einsprachen: Wolf und Fichte."

Schon der Feder des Schriftstellers wird es schwer, von Weimar zu scheiden; schwerer aber wird es demjenigen, der sich selbst nach Weimar begeben und in seine großen und wohlthuenden Erinnerungen an Ort und Stelle sich versenkt hat. Denn Fürstenhaus und Bürgerschaft haben diese Erinnerungen treulich gewahrt in dem Bewußtsein, daß durch seine große litterarische Vergangenheit Weimar geworden, was es gegenwärtig ist, die bedeutendste unter den Thüringischen Residenzen. Weimar ist eine Stadt der Denkmäler und der Reliquien. Das jetzige Schloß, die Karlsburg, das zu Goethes Zeit und nicht ohne seinen



Einfluß erbaut ist, hat ein Herder-, ein Goethe-, ein Schiller- und ein Wieland-zimmer, die mit bildlichen Darstellungen aus den Dichtungen dieser Meister geschmückt sind. Durch Goethes Haus, in welchem der Altmeister die letzten 50 Jahre seines Lebens wohnte, ist der Frauenplan zum Goetheplatz, durch Schillers Haus die Esplanade zur Schillerstraße, durch Herders Bildsäule der Töpfermarkt zum Herderplatz geworden. Auch ein Wielandplatz fehlt nicht mit der Wielandstatue, und tritt man in den Garten der Erholung ein, findet man das Standbild des Märchendichters Musäus, der ein Freund Wielands und ein gern gesehener Gast am Hofe der Herzogin Amalie war. Der Garten war einst sein Eigentum, und er liebte es, in demselben sich durch stille Gärtnerarbeit von der Schularbeit zu erholen.



Schillers Arbeitszimmer in Weimar.

Die besuchteste von allen Denkstätten Weimars ist das Schillerhaus, das allen geöffnet ist. Das Eckzimmer im zweiten Stock, des Dichters Arbeitszimmer, ist in dem Zustande erhalten, in dem es bei Schillers Leben und bei seinem Sterben war. Sein Schreibtisch, sein Sterbebett, sein Klavier und seine Tabakdose und manche andre Reliquien sind wohl geeignet, dem Besucher die Vorstellung von der Person des Dichters, von seinem Leben, Schaffen und Leiden sinnlich nahe zu bringen. Auch im Goethehause werden das Arbeits- und das Schlafzimmer Goethes in dem Zustande erhalten, in welchem sie beim Tode des Dichters waren, aber der Eintritt in dieses Allerheiligste wird wenigen vergönnt.

Das schönste und lebendigste Denkmal dieser Zeit ist aber das Gedeihen der Künste in Weimar auch nach dem Erlöschen des Musenhofes und nach dem Untergange der Literaturherrschaft in Deutschland. Die Pflege der Künste ist seitdem erblich geworden im großherzoglichen Hause. Die Schauspielkunst hat eine Heimstätte in Weimar behalten, die Musik hat eine solche besonders in der



Persön Franz Viszts gefunden, und für die Malerei ist in neuerer Zeit sowohl das schöne Museum als auch eine eigne Kunstschule gegründet. Damit haben die Nachkommen Johann Friedrichs wieder angeknüpft an die Zeit ihres Ahnherrn, der Lukas Cranach zu seinen treuesten Freunden zählte. Lukas Cranach ist ein Jahr vor seinem Herrn in Weimar gestorben und hat der Stadt in dem Altarbilde der Stadtkirche ein viel bewundertes Denkmal hinterlassen.

**Wasungen und der Wasunger Krieg.** Als eine Probe des Unsegens der Kleinstaaterie gestatte man uns, den Wasunger Krieg zu erzählen, der zwei ernestiniſche Länder gegeneinander bewaffnete und sich in dem freundlichen Verrathal zugetragen hat.

Meiningen war im Jahre 1680 durch Teilung der Hinterlassenschaft Herzog Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha Residenz des Herzogs Bernhard und Hauptstadt eines souveränen Herzogtums geworden. Nach Herzog Bernhards Tode führten seine drei Söhne eine gemeinschaftliche Regierung, von der sich indessen der jüngste der Brüder, Herzog Anton Ulrich, durch eine unebenbürtige Ehe gewissermaßen selbst ausschloß. Trotzdem mußte ihm nach dem Tode der älteren Brüder die Alleinregierung zufallen, aber da ihm durch die fruchtlosen Bemühungen, die rechtliche Gültigkeit seiner Ehe bei den Agnaten zur Anerkennung zu bringen, der Aufenthalt in seinem Herzogtum verleidet war, lebte er meist in Frankfurt am Main.

Es ist die Zeit des Absolutismus. Die Fürsten sind die Erdengötter, der Hofadel ist die weihräuchernde Priesterschaft dieser Gottheit, das Volk steht von fern und hängt nur aus treuherziger Gewohnheit an der Person seines Herrschers. Es ist befremdlich, daß unter diesen Umständen so häufig, sei es zur rechten, sei es zur linken Hand, Ehen zwischen Fürsten und Bürgerstöcktern vorkommen. Aber auch der absolute Fürst hörte nicht auf, menschlich zu fühlen, und gerade seine Anumschränktheit dem eignen Volke gegenüber ließ ihn auch die Schranken, die ihm Stand und Herkommen gezogen hatten, übersehen, wenn solch ein menschliches Liebesfühlen mächtig erwacht war.

Auch in der meiningenschen Hofgesellschaft befand sich ein Ehepaar, das durch mésalliance zusammengekommen war. Der Regierungsrath von Pfaffenrath war Hauslehrer bei einem Grafen Solms gewesen und hatte die Liebe der einen Gräfin Tochter zu gewinnen gewußt. Als er ihr Vaterhaus verließ, war sie ihm nachgereist und hatte nicht von ihm gelassen, bis sie mit Zustimmung ihrer Mutter des geliebten Mannes Weib werden konnte. Auch Kaiser Franz hatte seinen Segen dazu gegeben, indem er Herrn Pfaffenrath in den Adelstand erhob. Der Herzog Anton Ulrich, der nach dem Tode seiner Gemahlin einer Schwester der Frau von Pfaffenrath gewogen war, stellte Herrn von Pfaffenrath als Regierungsrath in Meiningen an und wies seiner Gemahlin die Rangstufe am Hofe an, welche ihr durch die Geburt verliehen war, d. h. er machte sie zur ersten Dame am Hofe.

Die Frau Landjägermeisterin von Gleichen, welche diese Stellung bisher inne gehabt hatte, erschrak nicht wenig, als ihr der Oberhofmeister kurz vor dem Beginne der Hofstafel Mitteilung machte von des Herzogs Befehl. Aber die Entrüstung über den ihr zugedachten Affront überwog den Schreck, und sie erklärte, sie werde ihren Posten maintainieren, als die Flügelthüren sich öffneten



und Frau von Pfaffenrath, die darauf gepaßt hatte, vor der Landjägermeisterin in den Speisesaal schritt.

Das Unheil war geschehen, aber Frau von Gleichen gab ihre Sache noch nicht verloren. Sie trat an den Kabinettsminister des Herzogs heran und erklärte, wenn Frau von Pfaffenrath nach der Tafel wieder ihr vorgehe, werde sie dieselbe mit Gewalt zurückhalten. Solchem Argerniß suchte der Minister durch den Rat vorzubeugen, daß Frau von Gleichen schon vor dem Schlußgebet den Saal verlassen möge, einen Rat, den die Landjägermeisterin mit halber Befriedigung befolgte.

Man darf auf solche Vorgänge nicht von Himmelshöhen herabsehen, wenn man nicht ungerecht sein will. Der Menschenwert, der vor Gott gilt, hat freilich mit dem Hofrang nichts zu thun. Aber ein Hof kann nicht bestehen, ohne die Rangverhältnisse, welche sich in der menschlichen Gesellschaft herausbilden, in ein System zu bringen, und auf der Wahrung dieses Systems beruht die Ehre des einzelnen Mitgliedes, wie der Frieden der gesamten Hofgesellschaft. Kriemhild und Brunhild streiten auch um Rang und Vortritt, und dieser Streit erscheint selbst in den großen Verhältnissen des heroischen Epos wichtig genug, um die erschütterndste Katastrophe heraufzuführen, welche die Welt kennt.

Frau von Gleichen richtete eine Beschwerdeschrift an den Herzog, wurde aber sehr ungnädig beschieden. Da griff sie zur Selbsthilfe, indem sie die Gegnerin, die in der Hofehre ihr vorgeschoben war, in ihrer Frauenehre empfindlich angriff. Sie ließ eine anonyme Schrift ausgehen, in welcher das Vorleben und Vorlieben der Frau von Pfaffenrath in ein höchst bedenkliches Licht gestellt war. Über diesen Angriff beklagte sich dann wieder Frau von Pfaffenrath, und der Herzog, dem die Erinnerung an den fruchtlosen Kampf, den er um seine eigne Mißheirat geführt hatte, den Eigenwillen noch stärken mochte, diktierte der Frau von Gleichen eine vernichtende Demütigung zu. Dieselbe sollte zu ihrer Feindin gehen und sie kniefällig um Verzeihung bitten.

Frau von Gleichen war eine charakterfeste Frau, sie antwortete: „Lieber sterben!“ und wurde dann — denn so lautete der herzogliche Befehl weiter — auf das Rathaus in Gewahrsam gebracht und von zwei Grenadieren bewacht. Auch ihr Mann wurde eingekerkert und so zum Mitträger einer Strafe gemacht, welche mitverschuldet zu haben ihm schwerlich zu beweisen war. Solcher Gewaltthat gegenüber fühlte sich Frau von Gleichen nur um so mehr im Rechte, und ohne dies Gefühl zu verhüllen, schrieb sie an den Herzog und bat um Freilassung ihres Mannes, um ihre eigne Entlassung aus dem Hofdienste und zugleich um die Erlaubnis, sich gerichtlich gegen ihre Gegnerin verteidigen zu dürfen. Dieser Troß steigerte die gewalthätige Laune des Herzogs. Nichts wurde der Armen bewilligt; wohl aber kamen zwei Musketiere in ihr Gefängnis, trugen sie in einen Wagen, und als der vor das Haus der Frau von Pfaffenrath gefahren war, auch in das Zimmer dieser Todfeindin, so sollte die Abbitte mit Gewalt erzwungen werden. Wahrlich, eine widerwärtige Lage! aber Frau von Gleichen war ihr gewachsen, sie weigerte mit der alten Entschiedenheit jedes abbittende Wort, wurde in den Wagen zurückgetragen und in diesem auf den Markt von Meiningen geführt, wo ein Kommando Soldaten ihrer wartete, das nunmehr einen Kreis um sie schloß. Als bald trat der Landrichter auf und verlas ein Dekret, nach welchem die Schmähschrift der Frau von Gleichen vor



ihren Augen durch den Schinder verbrannt werden sollte. Zugleich wurde jedemänniglich bei hundert Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängnis verboten, fernerhin von der Sache zu sprechen. In der That wurde die Schrift dicht neben dem Wagen der gepeinigten Frau verbrannt und sie selbst ins Gefängnis zurückgebracht.

Den Verwandten und Freunden des Gleichenschen Ehepaars blieb nichts übrig, als sich an das Reichskammergericht zu wenden, um die Befreiung der Eingekerkerten zu erlangen. Allein das Reichskammergericht, obwohl die höchste Instanz, die sich denken ließ, war nicht das Kammergericht in Berlin, auf dessen Autorität sich auch dem Großen Friedrich gegenüber die Unterthanen vertrauensvoll beriefen. Das Reichskammergericht sprach zu gunsten der Gleichen, aber Anton Ulrich beachtete es nicht: Herr und Frau von Gleichen blieben gefangen. Das Reichskammergericht wiederholte sein Mandat, wiederholte es zum drittenmal: Herr und Frau von Gleichen blieben gefangen. Es mußte also Exekution eintreten, und das Reichskammergericht übertrug dieselbe dem Herzog Friedrich III. von Gotha: „Er solle Herrn und Frau von Gleichen gegen alle fernere Gewalt beschützen und aus der Gefangenschaft in Meiningen in sicheren, doch ohnmachtigen Gewahrsam bringen.“ Herzog Friedrich verlangte nun die Auslieferung der Gefangenen, erhielt aber eine schnöb abweisende Antwort, und so war denn der Reichsexekutionskrieg nicht zu vermeiden.

Herzog Friedrich, der Truppen hielt, um sie an kriegsführende Staaten zu vermieten, sandte ein stattliches Korps über den Thüringer Wald gen Meiningen: Reiterei, Fußvolf und auch die Artillerie fehlte nicht. Von Tambach aus überschritt es den Kennsteig am sogenannten Rosengarten und erreichte die meiningensche Grenze bei dem Dorfe Niederschmalkalden. Im Meiningenschen hatte man sich zur Abwehr gerüstet, so gut man konnte; aber das wollte nicht viel sagen, man hatte eben fast nichts aufzubieten als Milizen, bei denen Offiziere wie Mannschaften selbst in den Waffen die Kennzeichen ihres bürgerlichen Gewerbes nicht verleugnen konnten. Aber sie hatten den herzoglichen Befehl und daneben den Stolz, von dem Staate Gotha, wenn er auch der ältere Bruder war, ihr meiningensches Vaterland nicht vergewaltigen zu lassen.

Vor Niederschmalkalden stand der Leutnant Zimmermann mit einigen zwanzig Mann Landmiliz und sperrte den Weg. Major von Bentendorf, der die gothaische Reiterei führte, forderte ihn auf, den Weg zu räumen. Zimmermann berief sich auf seinen Befehl und blieb stehen, Bentendorf wiederholte seine Aufforderung, aber für Zimmermann gab es keine Unterhandlung, er that, was ihm befohlen war, und war bereit, zu leiden, was er mußte. Da setzte denn Bentendorf mit seinen Reitern durch die Meininger hindurch, und Leutnant Zimmermann, den ein Pferd hart angerannt hatte, schoß im Zorne hinter den Reitern her und traf einen von ihnen „in den Hintern“. Ein anderer Reiter wollte das rächen, aber Zimmermann entkam ihm über einen Graben springend. Doch die Grenadiere von Gotha waren auch herangekommen, und einer von ihnen schoß den fliehenden Zimmermann hinters Ohr, daß er auf der Stelle tot blieb.

Nun war es Ernst geworden. Die Niederschmalkaldener erkannten das und räumten schleunig ihre bis dahin gesperrte Dorfstraße. Ihre Miliz aber war nach Schwallungen gelaufen, wo wiederum die Dorfmannschaft auf dem Posten stand. Ihr Offizier war ein Schuster, der auf die grause Kunde von Niederschmalkalden



seinen Posten aufgibt und mit seinen Leuten nach dem Städtchen Wafungen flüchtet, das sozusagen die nächste Etappe auf dem Wege nach Meiningen war. Und Wafungen war vom Schicksal bestimmt, diesem Kriege den Namen zu geben und der Schauplatz zu werden einer Kriegskrähwinkerei, wie sie nur unter jenem kleinstaatlichen Absolutismus möglich war.

Die Gothaer folgen der flüchtigen Miliz von Schwallungen, finden aber das Thor von Wafungen verschlossen und von Milizen besetzt. Major von Benkendorf verlangt, man solle öffnen. Die Wache erklärt, das könne sie nicht. Wer kann es denn? fragt Benkendorf. Der Herr Leutnant, antwortet die Wache. So hole man ihn, ruft Benkendorf. Da kam denn der Leutnant der Wafunger Miliz, das war seines Zeichens ein Bartpuher, wie Leutnant Rauch von den Gothaern, der Berichterstatter des Krieges, aus eigener Erfahrung versichern kann. Den Barbierleutnant herrschte Benkendorf an, er solle das Thor öffnen, denn es sei die Landstraße nach Nürnberg, die hindurchführe. Der Leutnant war halbtot vor Schreck, aber er konnte nicht öffnen, die Ratsherren hatten das Thor verschlossen. So sollte er die Ratsherren holen, verlangte Benkendorf. Dem Barbier fiel ein Stein vom Herzen, er lief fort und schickte die Ratsherren. Aber sie waren auch danach! „Der Bürgermeister war bis an die Kniekehlen voll Ruhdünner!“ Etwas reputierlicher sah der Ratsherr aus, der ihn begleitete. Auch von ihnen verlangte Benkendorf das Recht der Landstraße, d. h. den Durchmarsch. Aber die Wafunger Stadtobrigade, mochte sie noch so arg aussehen, sie wußte doch dem Befehle ihres Landesherrn zu gehorchen. Sie dürften kein fremdes Kriegsvolk passieren lassen, sagten sie. Der Bürgermeister fügte hinzu, wenn die Gothaer weiter wollten, könnten sie ja hinten herum marschieren. Er dachte also wohl mehr daran, seine Stadt des Feindes zu entledigen. Aber so war es von den Gothaern nicht gemeint, Benkendorf drohte, das Thor einhauen zu lassen. Das möge er thun, sagte der Ratsherr, sie seien durch ihres Herrn Befehl gebunden. Das Thor wurde eingehauen, die Gothaer zogen mit Trommeln und Pfeifen ein, und die meininger Miliz unter dem Barbier von Wafungen und dem Schuster von Schwallungen präsentierte das Gewehr.

Nun erst begann die Not für die armen Wafunger. Die Gothaer marschierten nicht weiter, sondern verlangten Quartier und Verpflegung. Der Rat versammelte sich, und obwohl die Gothaer gedroht hatten, im Falle die Stadt sich sträube, würden sie selbst nach Willkür und mit Gewalt die Einquartierung ins Werk setzen — dennoch verweigerten sieben Ratsherren das Quartier, und erst der letzte, der achte, erklärte, er wolle lieber die ihm zukommende Anzahl ins Haus nehmen, als von den Gothaern nach Willkür behandelt werden. Das Beispiel wirkte, die Gothaer wurden einquartiert.

Auch in Meiningen hatte man einen Eindruck von dem Ernst der Lage bekommen. Man glaubte die Hauptstadt selbst am besten vor dem heranrückenden Feinde bewahren zu können, indem man Frau von Gleichen freiließe. Aber Frau von Gleichen ging nur zögernd auf eine Freilassung ein, an der sie die vollständige Wiederherstellung ihrer Ehre vermischte, und begab sich dann nach Wafungen, um sich dort unter den Schutz der Exekutionsarmee zu stellen, die von einigen gothaischen Räten als kaiserlicher Kommission begleitet war.

Die Meininger erreichten ihren Zweck, die Invasion gerieth ins Stocken. Der Herzog von Gotha sandte den Befehl, man solle sich mit der Okkupation



von Wasungen begnügen und sich dort einstweilen in der Defensiv halten. Demgemäß kehrte der Höchstkommandierende, Oberstleutnant von Goldacker, nebst dem vorher erwähnten Major von Benkendorf und der Hälfte der Truppen nach Gotha zurück, und das Kommando in Wasungen wurde einem Major Schütz übergeben, der für die Defensiv zu genügen schien.

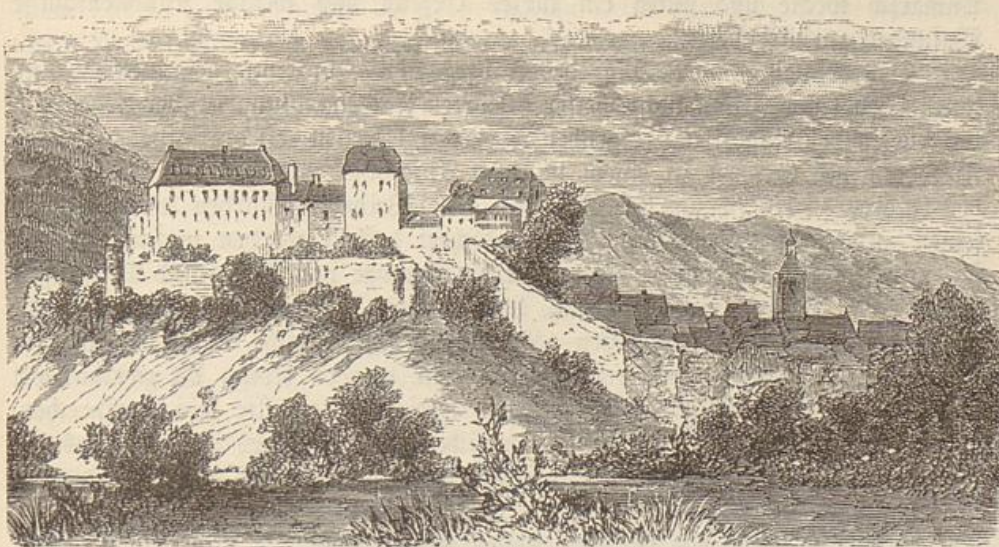
Dieser Okkupation suchten sich die Meininger auf Befehl ihres Herzogs dadurch zu entledigen, daß sie die Wasunger anwiesen, dem Feinde die Nahrungsmittel zu verweigern. Aber ein Mittel, das im Skythenlande gegen Darius, in Rußland gegen Napoleon wirksam gewesen sein mag, braucht darum nicht auch im meininger Ländchen zum Ziele zu führen. Den Gothaern wurde die Proviantierung verteuert, aber nicht abgeschnitten. Sie bezogen Brot, Bier und Fleisch aus dem benachbarten Hessischen oder aus dem Ritterschaftlichen, und namentlich die Juden machten sich die Konjunktur zu nütze und wurden fleißige Fleischlieferanten. Das überwältigte die patriotische Haltung der Wasunger, sie besannen sich auf ihren Vorteil, buken wieder und brauten und schlachteten und setzten ihre Ware an den Feind ab.

Nun beschloß man in Meiningen, zur Offensiv überzugehen. Das Gerücht davon drang bis nach Wasungen und erfüllte die Räte der Kommission, den Major Schütz und die meisten andern gothaischen Offiziere, die ihre Frauen nach Wasungen hatten nachkommen lassen, mit banger Besorgnis. Ein Kriegsrat wurde gehalten und der Rückzug beschlossen, aber dem durch seine Tüchtigkeit bekannten Leutnant Rauch verbarg Major Schütz diesen Beschluß dadurch, daß er ihn anwies, Plan und Anordnung zur Verteidigung Wasungens zu treffen. Rauch that das mit allem Eifer, obwohl ihn nach Westen abfahrende Kutschen, überhaupt eine gewisse Unruhe der Abreise in der Stadt bedenklich machte. — Sein Plan wurde von Major Schütz gebilligt, und so wurden die Mannschaften auf dem Markte zusammenberufen, um ihre Ordre zu empfangen. Rauch kommandiert: „Nicht euch, und alles Plaudern hab' ein End!“ aber kaum hat er mit dem Nichten angefangen, als er den Befehl erhält, mit dreißig Dragonern den Wagen der Herren Räte nach Schwallungen zu eskortieren. Sein Sträuben hilft ihm nichts, er muß gehorchen, und sowie er weg ist, schießt der Major die Leute in ihre Quartiere, um ihre Sachen zu holen und zum Abmarsch wieder anzutreten. Die Flucht gehört bekanntlich zu den Gedanken, die, wenn sie einmal gefaßt sind, mit stets steigender Eile zur Ausführung drängen. In fieberhafter Eile befahl Major Schütz den Abmarsch und ließ den Vorposten, der gegen Meiningen ausgestellt war, ließ die Familien der Offiziere und Soldaten und ließ sogar die Kanonen zurück. „Wie das Vieh austreibt“, schreibt Rauch, „liefen sie zum Thor hinaus.“ Da triumphierten die Bürger von Wasungen, „am Tage sind sie hereinmarschiert“, riefen sie aus den Fenstern, und des Nachts laufen sie fort wie Schelme und Diebe!“

Rauch, der sein „Bißchen Lumpen“ in Wasungen gelassen hatte, erfuhr in Schwallungen, daß er dorthin nicht wieder zurückkehren könne, daß Wasungen aufgegeben war. Er geriet in gerechten Zorn und bemühte sich nicht, denselben zu verbergen. Aber was half das, die Wasunger Okkupationstruppe war schon unterwegs; selbst ein eben einlaufender Befehl des Herzogs, Wasungen sollte unter allen Umständen gehalten werden, konnte Rauch wohl ein Gefühl des Triumphs, aber der Sache keine augenblickliche Abhilfe schaffen.

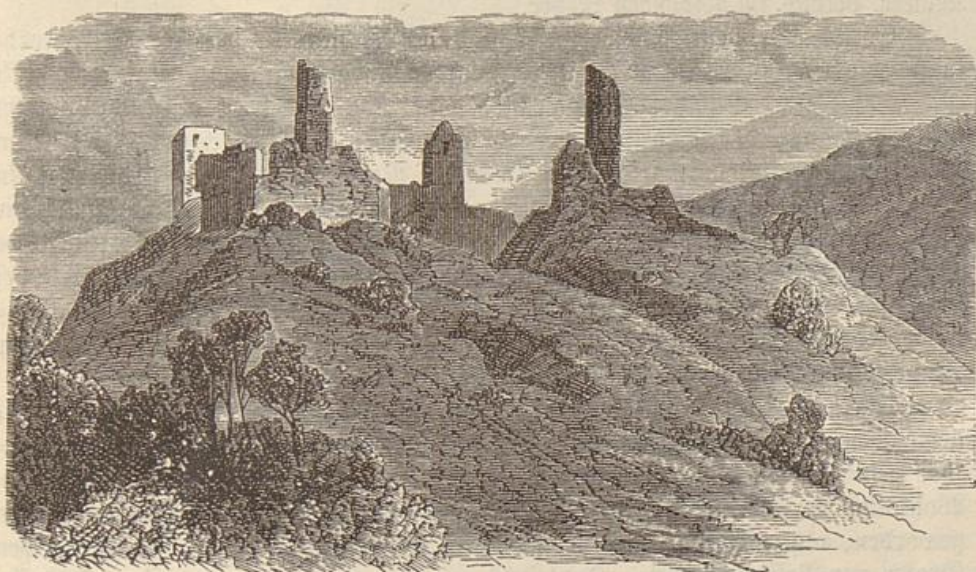


Als endlich bei Nacht und Regen die Truppe angekommen war, herrschte allgemeine Verwirrung, und Rauch, der den Befehl erhielt, die Soldaten in ordre de bataille zu stellen, hatte einen schweren Stand.



Aus dem Werrathal. Ansicht von Kreuzburg.

Da schlug eine Stimme an sein Ohr, die ihm wie Trost klang. Es war Major Bentendorfs Stimme, der vom Herzog mit Verstärkungen gesandt war.



Aus dem Werrathal. Ruine Brandenburg.

Die angreifenden Meininger hatten sich nicht so beeilt wie die flüchtenden Gothaer, sie hatten sich vorsichtig zurückgehalten, bis auch die bösen von den Gothaern verlassenen Kanonen diesen hatten nachgeführt werden können. Dann eroberten sie Wajungen, nahmen einen vergessenen Vorposten und die Zurückgebliebenen, auch die Weiber und Kinder der Gothaer gefangen und überließen



sich dann mit den Wasunger Landsleuten einer patriotischen Siegesfreude. — Aber sie hatten zu früh und auch zu lange triumphiert; denn sie hatten ihren Siegesrausch noch nicht ausgeschlafen, als Major Bentendorf sie durch seinen Anmarsch weckte und durch ein kurzes Gefecht und wenige Kanonenschüsse Wasungen zurückeroberte.

Das geschah am 23. Mai des Jahres 1747, die nun beginnenden und durch kriegerische Aktion nicht weiter gestörten Unterhandlungen aber zogen sich hin bis in den August des folgenden Jahres und kamen erst durch Vermittelung Friedrichs des Großen zu einem völligen Abschluß. Als nämlich im Anfang des Jahres 1748 Herzog Ernst August von Weimar gestorben war und für seinen unmündigen Sohn eine Vormundschaft bestellt werden mußte, standen sich mit dem Anspruch auf diese wieder die Herzöge von Gotha und Meiningen gegenüber. Da versprach Friedrich, dem Herzog Friedrich von Gotha sowohl die Vormundschaft zu verschaffen als auch die Gleichensche Sache endlich zum Austrag zu bringen, wenn der Herzog dafür an den König die zweihundert Mann starke weimarische Garde abträte. Friedrich erfüllte sein Versprechen, und es ist erklärlich, daß in dem überreichen Kranze seines Ruhmes das bescheidene Blättchen lange Zeit unbemerkt geblieben ist, das er sich durch Beendigung des Wasunger Krieges erworben.

Herr und Frau von Gleichen haben diesen Ausgleich nicht mehr erlebt. Sie hatten sich nach ihrer Entlassung aus dem Meiningener Gefängnis nach Kömhild zurückgezogen, aber das erfahrene Unrecht hatte sie gebrochen, der unbefriedigte Zorn hatte sie aufgerieben, sie starben, die Frau kurz nach dem Manne, bereits im folgenden Jahre.

Es ist eine bemerkenswerte Zügung des Schicksals, daß die Kriegskrähwinkerei gerade in Wasungen ihren Platz gefunden hat, denn Wasungen teilt mit Krähwinkel, Schilda, Schöppenstedt das Los, durch städtisches Vorrecht dem Neide und der Spottlust der umwohnenden Landgemeinden, d. h. dem Bauernwitz verfallen zu sein. Da sollen die Ratsherren einen Kürbis für ein Pferdeei gehalten, ins Brutnest gelegt und selbst bebrütet haben. Da sollen die Wasunger einen Galgen nur „für ehrsame Bürger“ der eignen Stadt, beileibe für keinen Auswärtigen, gebaut haben. Da sollen sie ferner eine von Walldorf durch die Werra angeschwemmte Leiche erst dann begraben haben, als die Walldorfer den Gegendienst versprochen hatten, für den Fall, daß eine Wasunger Leiche stromaufwärts bei Walldorf anschwimmen würde.

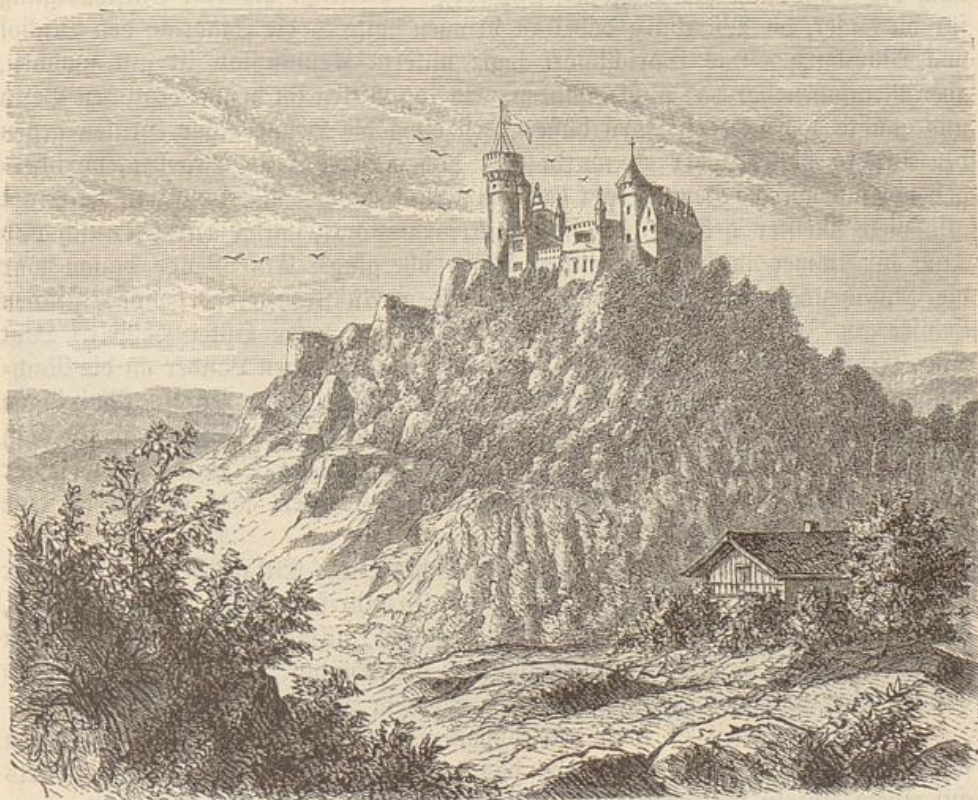
Übrigens liegt in diesem Spott eine offenbare Undankbarkeit der Dorfgemeinden; denn von Wasungen ist der Tabaksbau ausgegangen, der im Werrathal getrieben wird und auch dem kleinen Grundbesitzer zu einem gewissen Wohlstand verhilft. Zur Stadt ist Wasungen wohl zu hennebergischen Zeiten geworden, als noch das Schloß auf dem Schloßberge stand und öfters den Grafen zur Residenz diente. Jetzt steht nur noch ein Turm von diesem Schlosse, am Fuße des Berges aber liegt das dazu gehörige Gut, die herzogliche Domäne Maienlust.

Unser Gedankengang hat es mit sich gebracht, daß der Leser gerade durch den Wasunger Krieg in das Werrathal eingeführt ist. Niemand mag sich dadurch das schöne und geographisch wie geschichtlich bedeutende Thal verleiden lassen. Die Werraquelle oder richtiger die Werraquellen bezeichnen die Grenzen



zwischen Thüringer Wald und Frankenwald, der Fluß selbst bildet für die ganze Länge des Thüringer Waldes die Grenze gegen die Rhönberge. Kein Wunder, daß sein Thal von einer Eisenbahn durchzogen ist, die eine wichtige Verkehrsader bildet. Sie verbindet die große Straße Mitteldeutschlands, die von Osten nach Westen führt, mit der nach Süden führenden bayerischen Staatsbahn.

Am anmutigsten ist das Werrathal bei Meiningen, das zugleich geschichtlich die interessanteste Stadt des Thales ist. Zunächst ist sie so alt, daß von ihrer Entstehung keinerlei brauchbare Nachricht auf uns gekommen ist.



Schloß Landsberg bei Meiningen.

Der Chronist von Meiningen, Johann Sebastian Gütthe, berichtet, die Fosen, ein Zweig des Cheruskerstammes, hätten an der Werra einen Viehhof gehabt, „Einingen“, dessen Name unter dem Frankenherzog Dagobert in „Meiningen“ umgewandelt sei. Dagegen ist zu sagen, daß sich die sprachliche Kritik dieses zufällige, man möchte sagen oktroyierte *M* nicht gefallen läßt. Sachlich angesehen scheint Einingen oder vielmehr „die Eininge“, ein Wort, das dem Verfasser mit einem mundartlichen *H* also in der Form „Heininge“ sehr wohlbekannt ist, nicht sowohl einen Viehhof, als vielmehr eine gemeinsame Viehweide zu bedeuten. Von einer solchen bis zur Stadt ist ein weiter Weg, und so ist denn auch sachlich diese Erklärung höchst unwahrscheinlich.

Sicherlich ist Meiningen entstanden als eine Station, wenn man so sagen darf, an der so langen und so wichtigen Straße von Süddeutschland nach Norddeutschland, wie sie das Werrathal bildet. Meiningen hat denn auch in seiner



Weise die Wahrheit des Wortes erfahren: „Wer an den Weg baut, hat viele Meister.“ In früher Zeit sind die Ungarn des Weges gekommen, im 17. Jahrhundert die Scharen des Dreißigjährigen Krieges, und alle waren sie der Stadt Meister, wenigstens im Plündern und Zerstören.

Überhaupt hat Meiningen keine glückliche Jugend gehabt. Zwar kam es, nachdem es die unselige Babenberger Fehde mitgetragen, unter die Verwaltung der Könige, und Heinrich I. soll es gegen die Ungarn befestigt haben, wie er in seinen alten Ländern der Städteerbauer war. Aber Heinrich II. gab ein Jahr nach der Gründung des Bistums Bamberg — vielleicht als eine Entschädigung für die Opfer, die Würzburg dabei zu bringen hatte — die Stadt an den Bischof von Würzburg. Das Sprichwort sagt: unterm Krummstab ist gut wohnen, aber Meiningen hat das nicht erfahren. Es lag mitten im hennebergischen Besitz und mußte daher jeden Zorn büßen, den etwa die Henneberger Grafen gegen den Bischof hatten, oder es wurde von diesem als Pfand vergeben, vorübergehend auch an die Henneberger Grafen. Auch in diesem Sinne hat die Stadt also viele Meister gehabt, bis sie im Reformationszeitalter durch Tausch und Kauf für immer in hennebergischen Besitz überging. Eine Folge davon war die Einführung der Reformation, die nach dem Aussterben des hennebergischen Hauses im Jahre 1583 an den Ernestinern gar treue Hüter erhielt. Laut eines Erbvertrages fiel der größte Teil der hennebergischen Länder an die Nachkommen Johann Friedrichs des Mittleren. Seitdem zeigte sich in Meiningen einiges Gedeihen; aber erst nachdem der Dreißigjährige Krieg vorüber war und nach mehrfachen Teilungen Bernhard I. das ihm zugefallene Meiningen zu seiner Residenz erhob (im Jahre 1680), konnte es das werden, was es jetzt ist, eine hübsche und blühende Stadt.

Herzog Bernhard baute das Residenzschloß, die Elisabethenburg, wie er es seiner Gemahlin zu Ehren nannte. Der Grundriß war ursprünglich ein E, der Anfangsbuchstabe des Namens der Herzogin, allmählich aber ist der Bau aus dieser Form herausgewachsen, und nur der Rundige erkennt in dem großartigen Bau noch das anfängliche Spiel mit dem Buchstaben.

Bekannter, weil es auch den Vorüberfahrenden erfreulich in die Augen fällt, ist das Schloß Landsberg, das etwa eine halbe Stunde thalabwärts auf einem einzeln stehenden Felsen liegt. Es ist auf der Trümmerstätte einer im Bauernkriege zerstörten Burg von Herzog Bernhard II. (1836) im Stile der alten Ritterburgen erbaut und gereicht der Landschaft zur höchsten Zierde.

Weniger glücklich ist Schloß Henneberg gewesen, das südlich von Meiningen an der Straße nach Melrichstadt über dem gleichnamigen Dorfe liegt. Es ist auch im Bauernkriege zerstört worden, hat aber nicht wieder aufstehen dürfen, obgleich es das Stammschloß des gefürsteten Grafenhauses ist, das einst hier weit und breit das Land beherrschte, und dessen letzter Sproß, wenn auch sonst die Residenz Schleusingen war, in Henneberg wenigstens gestorben ist. Übrigens gehört Henneberg schon ganz zu Franken. Laufen auch die Wasser von seinen Höhen sowohl zur Werra wie zum Main, der Blick von dort wendet sich nach dem Süden, der ihm offen liegt, während der Norden durch den Thüringer Wald und schon durch die Uferberge der Werra verschlossen ist.

Und doch bitten wir noch einen Augenblick hier im hennebergischen Frankenlande verweilen zu dürfen. Es gilt dem Dörfchen Bauerbach, das wenig



östlich von Henneberg liegt. Es ist ein unscheinbares Örtchen, aber es ist berühmt geworden durch unsern großen Schiller, der nach seiner Flucht aus Stuttgart in Bauerbach seine erste sichere Zuflucht fand. Wir sind gewohnt, uns Bauerbach als eine traurige Einöde vorzustellen, kommen wir aber im Sommer dahin und sehen das Dorf im Wiesengrund und die Hügel rings mit Wald gekrönt, so möchten wir glauben, gar nicht in Schillers Bauerbach zu sein. —



Suhl.

Und doch ist es das richtige Bauerbach, nur kam Schiller im Winter dorthin, Thalgrund und Berge lagen voller Schnee, er war wie abgeschnitten von der Welt, die Einsamkeit, vor der ihn bis dahin Freund Streicher bewahrt hatte, lastete auf ihm, und so faßte er die trübe Lage mit getrüübter Seele auf. Dieser Eindruck ist nun im Publikum haften geblieben, und das Mitleid hat ihn nach seiner Art wohl noch zu verschärfen gesucht. Daß Schiller bald mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem spätern Schwager, befreundet wurde, von diesem Bücher erhielt und sehr erfolgreiche Studien zu seinem Don Karlos machte, wird dann vergessen, ebenso, daß er Stimmung genug hatte, hier Rabale und Liebe zu vollenden. Und die wilde Unzufriedenheit, welche Schiller später, und gerade in der Frühlingszeit, an den Tag legt, kommt nicht auf Rechnung Bauerbachs, sondern auf Rechnung einer hoffnungslosen Liebe, die er zu Charlotte von Wolzogen, der Tochter seiner Beschützerin, gefaßt hatte.

Aber was habe ich Bauerbachs Lage und Umgebung zu verteidigen? Das Dorf, in welchem Schiller in den Jahren 1782 und 1783 unter dem Namen



Dr. Ritter verborgen war und so dem deutschen Volke erhalten wurde, ist an und für sich des Andenkens und auch des Besuches würdig. Daher hat denn auch der jetzige Besitzer des früher Wolzogenschen Gutes das Zimmer, in welchem Schiller gewohnt und gedichtet hat, als „Schillerzimmer“ herrichten lassen. Es soll dem deutschen Volke ein Denkmal sein jener wunderlichen Zeit, die das stürmische Genie zwar noch verfolgte, es aber doch nicht mochte umkommen lassen.

Wir wenden uns noch einmal ins Werrathal zurück, um Hildburghausen zu begrüßen und dann in gerade nördlicher Richtung über Schleusingen und Suhl in unsre Thüringer Berge zurück zu gelangen. Es sind — man verzeihe den Ausdruck — drei gefallene Größen, die eben genannten Städte, aber voll echter Lebenskraft, und angehaucht von süddeutschem Frohsinn, liefern sie den Beweis, daß man die Größe einbüßen kann, ohne unglücklich zu werden.

Hildburghausen hat seine große Zeit gehabt vom Jahre 1684 an, da es aus der hennebergischen Erbschaft den Ernestinern zufiel und die Residenz des Herzogs Ernst wurde, bis zum Jahre 1828, wo bei der Erbteilung der gotha-altenburgischen Lande es an Meiningen fiel und damit aufhörte, Mittelpunkt des Landes und Residenz des Fürsten zu sein. Wie zum Ersatz dafür verlegte in demselben Jahre Joseph Meyer sein Bibliographisches Institut nach Hildburghausen, welches nunmehr den Namen in alle Welt trug und am Ende eine solche Ausdehnung gewann, daß es im Jahre 1874 nach Leipzig verpflanzt werden mußte. Ein andres erfreuliches Lebenszeichen Hildburghausens ist die vom Oberkonsistorialrath H. V. Konne gegründete Dorfzeitung, welche wenigstens zur Zeit ihrer Blüte mit Recht als das Muster eines politischen Volksblattes betrachtet worden ist.

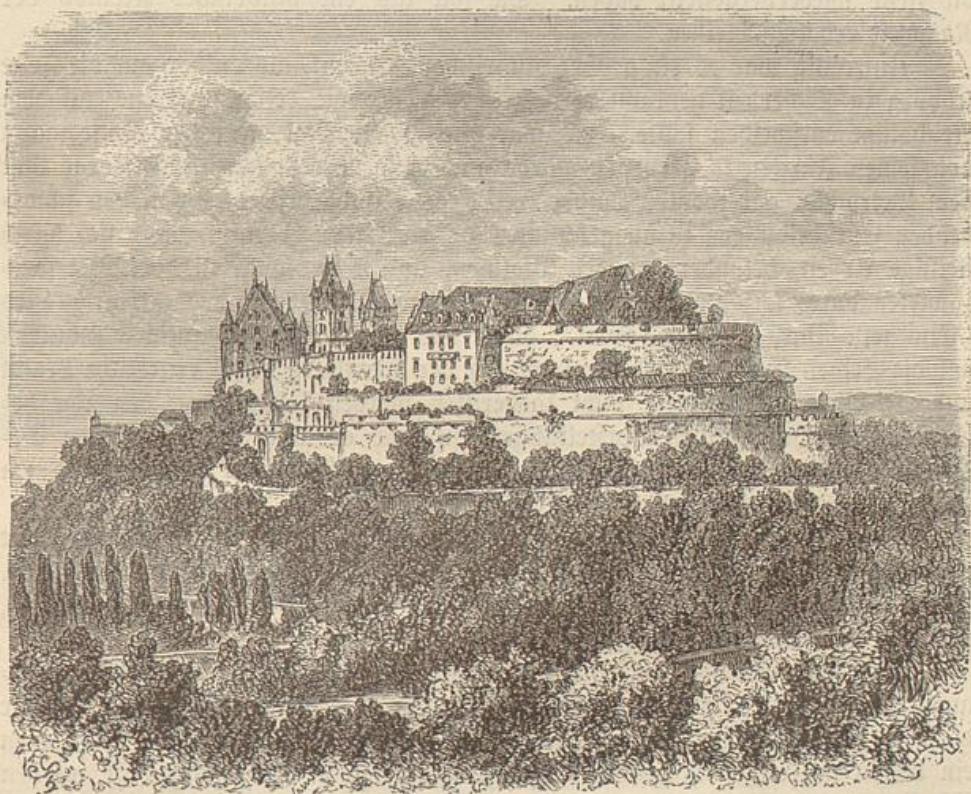
Auch Schleusingen ist, wie wir bereits wissen, eine Hauptstadt und Residenz gewesen, die Residenz der Grafen von Henneberg, und wenn das Residenzschloß in Hildburghausen zur Kaserne geworden ist, so ist die Bertholdsburg in Schleusingen in den Sitz eines preußischen Landrats umgewandelt. Denn Schleusingen, das von den Hennebergern an Kurachsen gefallen war, kam 1815 an Preußen und wurde ein Kreis des Regierungsbezirks Erfurt. Auch das Rathaus der Stadt ist ursprünglich ein gräflich hennebergischer Bau, der Witwensitz der letzten Gräfin. Und es gibt der Spuren geschwundener Größe noch mehr, aber der Rückblick auf diese Vergangenheit hat der Stadt den freundlichen Frohsinn nicht rauben können, der den Fremden schon beim Eintritt als herrschender Eindruck empfängt. Die Umgebung ist eines so freundlichen Mittelpunktes würdig, denn die Schleuse, der bedeutendste Nebenfluß der Werra, nimmt hier mehrere Zuflüsse auf, deren Thäler den Einblick in das vorliegende Gebirge erschließen, während die Gewässer selbst mit ihrem Mühlenbetrieb und ihrer Flößerei für die Staffierung der Landschaft sorgen.

Suhl liegt schon höher im Gebirge, trägt aber denselben freundlichen Charakter. Die Mächtigkeit des Gebirges wird aufgewogen durch die Wiesen des Lauterthales und durch den reizenden Blick auf die Stadt, wie man ihn am schönsten vom Ottilienstein aus hat. Suhl ist bekannt durch seine Gewehrfabriken, ja es hat eine Zeit gehabt, wo man es die Waffenschmiede oder das Zeughaus von Deutschland nannte. Das ist die geschichtliche Größe, die Suhl gehabt und die es verloren hat, als Dreyses das Büdnadelgewehr erfand, und der preußische Staat zur Wahrung des Geheimnisses die Gewehrfabrikation in



die eigne Hand nahm. Trotzdem blüht die Fabrikation in Suhl fort, wenn sie auch mehr auf das Jagdgewehr beschränkt ist, und die Stadt blüht mit ihr zur Freude aller, die einmal ihre Freundlichkeit empfunden haben.

Wenn ich endlich an dieser Stelle auch die Feste Koburg erwähne, so geschieht das nicht, weil ich sie zum Thüringer Wald und zur Thüringer Hochebene rechnet, sondern weil sie sozusagen bedeutend hineinragt in den Gesichtskreis des Thüringer Waldes und in die Geschichte des Thüringer Volkes. Selbst die sächsischen Fürsten, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Vermählung Friedrichs des Ernsthaften mit einer hennebergischen Gräfin das Ländchen an sich brachten, nannten es „unsre Pflanze in Franken“.



Die Feste Koburg.

Und in der Bevölkerung scheint die Erinnerung nicht ganz erloschen zu sein, daß sie einst zu dem Kern des Deutschen Reiches, d. h. zu dem ursprünglich herrschenden Stamme gehört hat; denn sie soll geneigt sein, sich als „stolze Franken“ von den thüringischen Staatsangehörigen zu unterscheiden. Dagegen haben zu ihren sächsischen Fürsten die Koburger immer treu gestanden. Nur nach dem sächsischen Bruderkriege in der Mitte des 15. Jahrhunderts mußte dem widerspenstigen Apitz von Bixthum die Feste Koburg nebst zwei andern Burgen mit Gewalt wieder entzogen werden.

Seit der Reformation war Koburg die südliche Warte des sächsischen Protestantismus. So erscheint uns die Feste namentlich zur Zeit des großen Augsburger Reichstages im Jahre 1530, als Johann der Beständige Luther



dorthin gebracht hatte, damit er dem Reichstage so nahe wie möglich, doch in Sicherheit sei. Und in der That war die Feste Koburg nicht eine Burg gewöhnlichen Schlages, sondern eine Festung, die hoch auf einem Bergvorsprunge gelegen und mit dreifacher Ringmauer, mit Bastionen und Thürmen versehen, jener Zeit schier für uneinnehmbar gelten konnte. Selbst Wallenstein vermochte im Jahre 1632 das „Nest“ dem schwedischen Obersten Taupadel nicht zu entreißen, obwohl es ebensowenig wie Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen war. Erst im folgenden Jahre ist es, aber durch List, von den Kaiserlichen genommen worden. Freilich unsrer gegenwärtigen Kriegskunst gegenüber kann es nur für ein Werk der Pietät gelten, wenn die letzten Herzöge von Koburg die Feste wiederhergestellt haben. Sie soll als ein historisches Kleinod der Nachwelt erhalten bleiben.

Unstreitig war es ein großer historischer Moment, als Luther auf die Feste Koburg in Sicherheit gebracht war, während sich die religiöse Frage auf dem Reichstage entscheiden sollte. Es war das zweite Mal, daß der Gottesmann von seinem Fürsten so geborgen wurde, und diese landesväterliche Fürsorge thut dem Betrachter gar wohl. Luther freilich war nicht zufrieden, von den schwedenden Entscheidungen so ausgeschlossen zu sein, aber er entschädigte sich durch fleißige Arbeit, besonders an den Psalmen, und wußte auch in der Welt fortzuwirken durch unzählige Briefe, die er aussandte, und durch das gewaltige Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, durch das er seinen todesmutigen Glauben auf die Seinen übertrug. Und wie er auf der Wartburg durch ritterliche Tracht und ritterliche Lebensweise nicht losgerissen werden konnte von den ihn beherrschenden theologischen Vorstellungen, so war er auch hier mit seinen Gedanken so in Augsburg gegenwärtig, daß er in den geschwätzigen Dohlschwärmen auf seiner Feste den beratenden Reichstag sah.

Auch bei Johann Friedrichs Rückkehr aus der kaiserlichen Gefangenschaft erscheint Koburg als der südliche Vorposten des sächsischen Protestantismus. Wir haben oben gesehen, wie in Koburg der glückselige Triumphzug begann, mit dem der glaubenstreue Fürst heimkehrte.

Eine Beschreibung der Feste und der in ihr gesammelten historischen Reliquien ist unfruchtbar für den Schreiber wie für den Leser. Wer Sinn hat für die deutsche Vergangenheit, der steige selbst hinauf, und die Räume, von denen ein bis in unsre Zeit hochbedeutungsvolles Fürstengeschlecht ausgegangen ist, werden sich ihm wunderbar beleben. In dem Luther- und im Reformatorenzimmer, vor dem Schwert Johanns des Beständigen, das er auf dem Augsburger Reichstage trug, vor dem Beil, damit Grumbach gevierteilt wurde, vor der Rüstung Bernhards von Weimar, kurz, überall wird die Geschichte hinter ihm stehen, wird ihn an die Schulter rühren und fragen: Weißt du noch, wie das so groß und schön, oder so graus und schrecklich war? Denn durch die Geschichte sind wir gegenwärtig auch in der Vergangenheit.





## Wanderung in den thüringischen Vorbergen.

Der Hirsfelberg und seine Sagen. — Erfurt und sein Dom. — In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten. — Arnstadt und die Gleichen. — Über die Hainleite nach Sondershausen. — Die Sachsenburg. — Der Kyffhäuser und die Goldene Aue.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch der Kulturwelt zu seinem Bergnügen wohl aus den Vorbergen in das Gebirge, nicht aber aus dem Gebirge in die Vorberge zu wandern pflegt. Das Gebirge, zumal der Thüringer Wald, gewährt ununterbrochene Unterhaltung, während die Ebene — und die Vorberge sind der Anfang der Ebene — dem nichts gewährt, der sie nicht, sei es wissenschaftlich, sei es malerisch, aufzufassen, oder ihr aus dem eignen Geiste sozusagen ein Inneres zu leihen vermag. Im Waldgebirge empfangen wir nur; es ist eine Kontinuität von Eindrücken wie von großartigen Naturgebilden. In der Ebene, in den Vorbergen ist das anders, da herrscht nicht ein gleichmäßig erfüllter Raum, sondern die besondere Örtlichkeit kommt weit mehr zu ihrem Rechte. Stadt oder Dorf, Berg oder Hügel, Baum oder Busch ziehen die Aufmerksamkeit auf sich und erhalten um so größere Bedeutung, als die Umgebung gleichgültige Ebene, also nur der Grund ist, auf dem das Gebilde erscheint. Eine Ebene ohne diese Verschiedenartigkeit mit hervorragenden Punkten ist Steppe, und die haben wir hier nicht, am wenigsten in den thüringischen Vorbergen.



Tacitus sagt von unsern Altvorderen: „Colunt diversi ac discreti, ut fons, ut campus, ut nemus placet.“ Man sieht, die alten Germanen haben Sinn gehabt für diese anziehende Verschiedenartigkeit des Bodens, ja sie haben in ihr die Heimatfähigkeit des Landes erkannt und darum vorzugsweise nach ihr die Wohnsitz gewählt. Nun heißt es bei den Naturmenschen: Was den Menschen recht ist, ist den Göttern billig; die Götter werden nach dem Menschenbilde geschaffen und auch nach Menschenart gedacht und behandelt. So wohnen und weilen denn auch die Götter, ut fons, ut campus, ut nemus placet, und noch heutigen Tages bevölkert der Aberglaube dergleichen Örter im freien Raume vorzugsweise mit seinen Spukgestalten. Goethe läßt in seinen „Wahlverwandtschaften“ Mittler sagen: „Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.“ Wenden wir das auf den Raum an, wie wir es dürfen, so haben wir den Grund, warum bei uns Deutschen Sage und Aberglaube mehr auf der punktierten Ebene als im an und für sich „bedeutenden“ Waldgebirge ihr Wesen treiben. Jene kann es vertragen, ja sie bedarf es, daß da die göttliche Naturmacht als gegenwärtig und wirkend markiert wird, während diese im Waldgebirge sich jederzeit fühlbar macht.

**Der Hörselberg und seine Sagen.** Wenn man von der Wartburg aus der Fülle der Eindrücke hinübersieht auf den östlich vorliegenden Hörselberg, wie er sich fahl und grau an der thüringer Bahn dahinzieht, ist man nicht geneigt zu glauben, daß auch dieser reizlose Berg seinen inneren Reichtum, seinen Sagenschatz hat. Und doch ist es so, der Naturmythus hat ihn belebt, wie fast keinen andern Punkt des Thüringer Waldes.

In dem Berge ist eine Höhle, die, wie sie auch entstanden sein mag, dem Volke als Wohnort der Frau Holle galt. Frau Holle gehört zu den guten hilfreichen Gottheiten, die sich der guten Menschen gegen die bösen annehmen. Es war ja ursprünglich die segensbringende germanische Göttin der Ehe und Fruchtbarkeit. So kennen wir sie auch aus dem Märchen. Aber die Naturkräfte können mild und heftig, segensreich und verderblich auftreten. Ebenso die Naturgottheiten, die verkörperten Naturkräfte. So erscheint denn Frau Holle auch an der Spitze des wütenden Heeres, der wilden Jagd, die sonst von einer Männergestalt, in der man leicht den Wodan erkennt, angeführt wird. Vor Frau Holles Höhle, dem „Hörselloch“, sitzt der alte „treue Eckart“, der, wenn Frau Holle sich zum Sagen erhebt, dem Zuge warnend vorausschreitet.

Offenbar haben wir in Frau Holle eine „bergentrückte“ Gottheit vor uns, vielleicht die Freia. Bisweilen aber durchbricht sie mit entfesselter Naturkraft die Entrückung, die Verzauberung, und das ist denn ihre wilde Jagd. Es ist, als habe sich die Heidengöttin vor der Übermacht des Christentums oder der verfolgenden Priester in die Berghöhle geflüchtet. Auch der alte Barbarossa, mit dem eigentlich der gegen die päpstliche Übermacht kämpfende Kaiser Friedrich II. gemeint ist, muß verzaubert schlafen, bis die Raben, d. h. die Priester, abgezogen sind.

Aber auch innerhalb ihres Zauberberges hat man der Göttin keine Ruhe gelassen. Der mönchische Gedanke, daß das Weib die Verführerin von Anfang sei, ist ihr nachgefolgt und hat aus ihr die Frau Venus gemacht, die an sich



lockt, verführt und endlich ihre Opfer dem ewigen Verderben überliefert. Darauf gründet sich denn die bekannteste Sage, die von dem Hirsberg im Schwange geht, die Sage vom Tannhäuser, die für uns ebenso ergreifend wie merkwürdig ist, weil in ihr das gesunde Volksgemüt den mönchisch-priesterlichen Bann durchbricht, und weil dies nicht etwa nach der Seite des Heidentums, sondern nach der Seite der unendlichen göttlichen Gnade geschieht. Die Sage verdient es, daß die Dichtkunst sich mit ihr beschäftigt, und so haben denn in neuerer Zeit Richard Wagner, in neuester Julius Wolff den Schatz von Poesie, der in ihr liegt, zu heben gesucht. Ich werde sie nach dem Volksliede erzählen, das uns aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts auf einem fliegenden Blatte überliefert ist.

Der wackere Ritter Tannhäuser konnte der Begierde nicht widerstehen, die Wunder des Venusberges mit eignen Augen zu schauen. Ein Jahr lang hat er bei Frau Venus in unmännlicher Minne, in liebeleerer Wollust zugebracht, da packt ihn die Reue, und er bittet um Urlaub. Frau Venus will ihn nicht lassen, sie bietet ihm eine ihrer Gespielinnen, die sie als sinnverrückenden Hofstaats um sich hat, zu seinem beständigen Weibe an. Aber Tannhäuser denkt an kein Weib mehr als an Maria, die reine Magd, er will, er muß hinaus, es drängt ihn, seinen Frieden mit Gott zu machen. Frau Venus lockt ihn zu ihrem roten Mund, zum Minnespiel, des er sich so oft gefreut. Aber Tannhäuser hat sie als Teufelin erkannt, sagt ihr das, und als er dann ausruft:

„Maria Mutter, reine Maid,  
Nun hilf mir von den Weiben!“

da vermag ihn auch Frau Venus nicht länger zu halten. Man bannt eben den Teufel und löst sich von ihm, indem man sich Gott anheimstellt. — Da schied Tannhäuser aus dem Berge und pilgerte nach Rom, denn wenn sonst auch nirgends, bei Papst Urban doch hofft er Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Offenen Herzens tritt er vor den heiligen Vater und beichtet ihm alle seine Sünden. Als der aber vernimmt, daß er ein Jahr lang im Venusberg gewesen ist, da weist er auf ein Stäblein hin, das er in der Hand hielt und das ganz dürr war, und spricht:

„So wenig das Stäblein grünen mag,  
Kommst du zu Gottes Hulde.“

Da zog Tannhäuser wieder hinaus aus der heiligen Stadt in Jammer und in Leid und rief noch einmal die Jungfrau Maria an; es war zum Abschied, denn er war ja nun auf ewig von ihr getrennt. Und damit war die Schranke zwischen ihm und Frau Venus gefallen, er zog wieder in den Venusberg und diesmal für immer. Frau Venus empfing ihn mit Freuden; in Rom aber begab sich ein Wunder, am dritten Tage begann der Stab zu grünen. Der Papst sandte Boten in alle Welt, Tannhäuser zu suchen und ihm die Vergebung zu verkündigen, aber sie fanden ihn nicht; Tannhäuser war wieder in dem Venusberge, er hatte im Glauben an das Wort des Papstes seine Wahl getroffen, die Wahl des Verderbens, dem er doch schon verfallen schien.

„Drum muß der vierte Papst Urban  
Auch ewig sein verloren.“

Ein andres Volkslied über denselben Gegenstand schließt mit der Moral:

„Drum soll kein Papst, kein Kardinal  
Keinen Sünder nie verdammen;  
Der Sünder, mag sein so groß er will,  
Kann Gottes Gnad' erlangen.“



Es ist wunderbar, wie die Sage, die im Kampfe mit den christlich-kirchlichen Vorstellungen ihre höchste Schönheit empfängt, sich verschlechtert, sobald sie diesen Kampf aufgibt und ganz in christlichen Aberglauben versinkt. Da wird der Hörselberg zu einem Hörseelenberg; denn ein Getöse, das aus der Tiefe des Hörselloches herauftönen soll, wird für das Geseufze und Geächze der im Fegefeuer schmachtenden Seelen genommen. Da ist denn also das Hörselloch ein Eingang in die Hölle, wie das griechische und italische Heidentum gewisse Zugänge zur Unterwelt kannte.

Chroniken erzählen — das Volk weiß nichts davon, und sogar der Herr Professor Philippi in seinem Abriss einer gründlich gefaßten thüringischen Historie sagt dazu, hiermit gebe er den Herren Kritikern was zu raten auf, was er nicht herausbringen könne. Also Chroniken erzählen:

„Die Königin Keinswigis von England hatte ihren Gemahl verloren, that aber auch an dem Verstorbenen Treue und Wohlthat, indem sie ihn durch Milde gegen die Armen und durch Seelmessen, die sie lesen ließ, aus dem Fegefeuer zu erlösen trachtete. Da kam des Nachts eine Stimme zu ihr und sprach, ihres Mannes Seele litte die Qualen des Fegefeuers in einem Berge bei Eisenach. Und die Königin zog nach Thüringen, fand den Berg und hörte auch das jämmerliche Geschrei der gequälten Seelen, auch wohl der Teufel aus der Tiefe dringen, darum die Umwohner den Berg den Hörseelenberg nannten. Unter dem Berge baute die Königin eine kleine Kirche und ein Dorf dabei, das sie Satans Stätte nannte, jetzt aber heißt es Sättelstädt. In dieser Kirche betete die Königin mit ihren Jungfrauen für die Seele des Gatten und that Wohlthat und gute Werke bis an ihr Ende. Sterbend ließ sie ihren Jungfrauen viel Geld und Gut, und sie zogen nach Eisenach in St. Nikolaus' Kloster zur Landgräfin Adelheid und wohnten da etliche Jahre.“

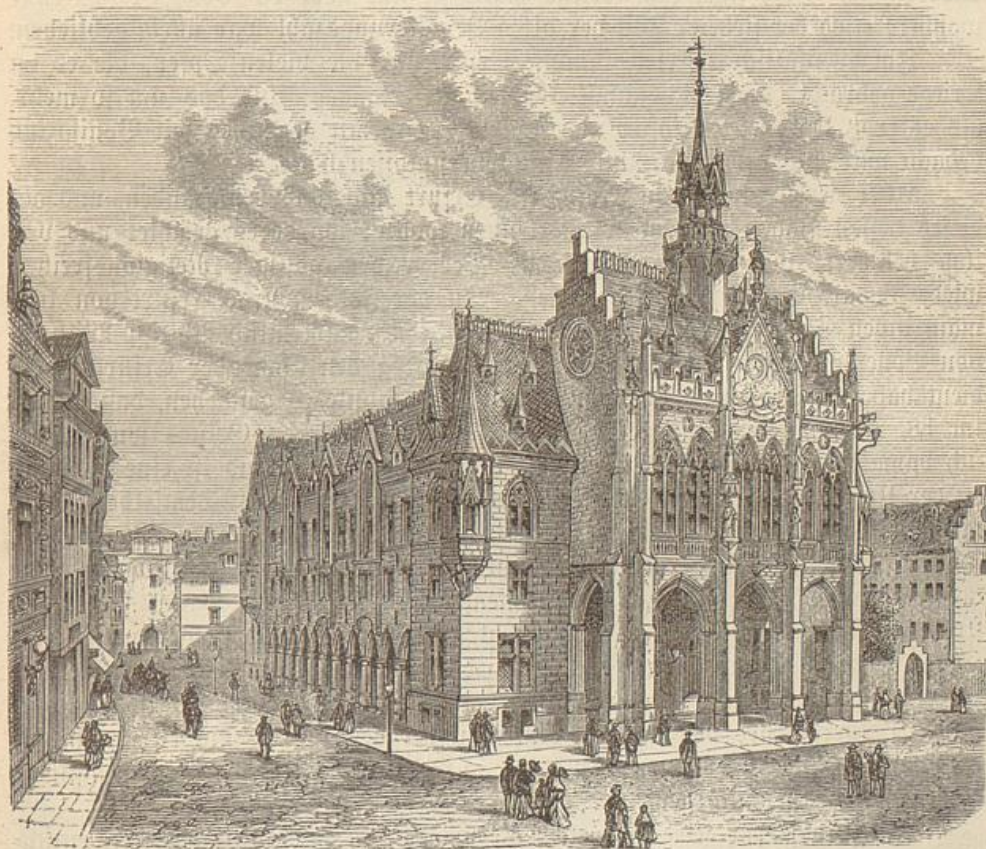
Zur Sage zu heimatlos, zum Märchen zu arm an Poesie, scheint das die tendenziöse Erfindung eines Mönchs zu sein.

**Erfurt und sein Dom.** Etwa in der Mitte zwischen dem Seeberg bei Gotha und dem Ettersberg bei Weimar liegt Erfurt, man könnte sagen ohne Berg, wenn es nicht an seiner Südseite den Steiger hätte, der ihm gegeben zu sein scheint, damit man von seiner Höhe die interessante alte Stadt und das sie umgebende Gartenland angenehm übersehen könne. Die Stadt liegt mit ihrem Kerne eingeschmiegt in den gekrümmten Arm der wilden Gera, während ein anderer Arm der Gera in ähnlicher Krümmung sie etwa in der Mitte durchfließt. Auch die Hauptader des städtischen Verkehrs, der Anger und als seine Fortsetzung die Johannisstraße, hält sich dem Flußlauf parallel, indem sie im Bogen die Stadt ihrer Länge nach durchzieht und zur Verbindung der östlichen und der westlichen Seite zahlreiche Querst Straßen entsendet. Es sieht aus, als hätte die Stadt sich um ihr höchstes Kleinod, ihren Dom, schützend herumlegen wollen, sei aber in dieser Bewegung gehemmt durch den Petersberg, der freilich als Citadelle für den Schutz gegen Westen ausreichen mochte. Ob nunmehr, seit Erfurt aufgehört hat, eine Festung zu sein, die Stadt den Petersberg über- und so den Dom umwachsen wird, das wird erst die Zukunft lehren. Gegen Südwesten hat Erfurt noch eine zweite Citadelle, die Cyriaksburg. Jede von beiden Citadellen hat ein Kloster von seiner Stelle gedrängt; die Namen erinnern noch



daran. In diesem Wechsel kündigt sich uns im großen und ganzen die Geschichte Erfurts an. Erst hat geistliches Regiment es verhindert, Reichsstadt zu werden, dann hat die Bestimmung zur Festung, und zwar zur Festung ersten Ranges, dem Wachstum der Stadt seine Grenze gesetzt.

Schon Bonifazius fand Erfurt als Stadt vor und gründete in dieser ein Bistum, das aber später vom Bistum Mainz verschlungen wurde. Dadurch geriet Erfurt in eine Abhängigkeit, die es zum Unwillen reizte und wenn auch nicht sein äußeres Wachstum, so doch sein Selbstgefühl kränkte oder niederdrückte.



Rathaus in Erfurt.

Erfurt war wie dazu geschaffen, der Mittelpunkt des thüringer Landes und Lebens zu sein; nun war es eine bischöflich mainzische Stadt und konnte höchstens den mainzischen Anforderungen und Ansprüchen sich mit mehr Nachdruck widersetzen, als es die schwächeren Orte Thüringens doch eben auch thaten.

Allerdings groß und reich ist Erfurt unter oder, soll ich sagen, trotz des Mainzer Krummstabs geworden. Man spricht von 30 000 geharnischten Rittern und Knappen, die es Rudolf von Habsburg zur Verfügung gestellt hätte, als er gegen das Ende seiner Laufbahn nach Erfurt kam und dann zur Sicherung des Landfriedens die Burgen der räuberischen Ritter brach. Seine höchste Blüte aber und auch seine größte Bedeutung hat Erfurt erst am Ende des Mittelalters erreicht. Der neu erwachte wissenschaftliche Geist drängte zur



Stiftung von Universitäten. Auch Erfurt wurde eine solche (Genehmigung des Papstes Clemens VII. 1378, Eröffnung 1392), und die Universität zu Erfurt genoß eines solchen Ansehens, daß Luther, der sie ja kennen mußte, sagen konnte, die andern seien dagegen wie Schützen Schulen gewesen. Schützen hießen bis in jene Zeit die angehenden oder auch die fahrenden Schüler. Eine Spur von dieser Bedeutung hat sich in ABC-Schütz erhalten. Noch in die 30 Jahre des furchtbaren deutschen Krieges trat Erfurt als blühende, mächtige Stadt ein. Sie war die Lieblingsstadt Gustav Adolfs, der ihrem Schutze seine Gemahlin anvertraute. Aber nach dem Kriege zählte sie nur noch 13000—14000 Einwohner; etwa der siebente Teil der alten Bevölkerungszahl war übrig geblieben.

Im Westfälischen Frieden hoffte Erfurt für die vielen Opfer, die es im Kriege gebracht, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, und das um so mehr, als es trotz der vielen Klöster und Pfarrkirchen, mit denen es seit Bonifazius bedacht war, sich der Reformation nicht verschlossen hatte.

Aber der Kurfürst von Mainz ließ Erfurt nicht aus den Händen, und als dieses dessen Hoheit nicht mehr anerkennen wollte, wurde es geächtet und von ihm belagert, bis es ihn gegen das Versprechen völliger Religionsfreiheit wiederum als Gebieter einziehen ließ. In der Folge wurde Erfurt von kurmainzischen Statthaltern verwaltet, von denen sich namentlich Philipp Wilhelm von Böhmburg und Karl Theodor von Dalberg den Dank der Erfurter verdient haben. Bei dieser unabhängigeren Lage konnte es geschehen, daß Erfurt im 18. Jahrhundert eine rechte Pflegestätte des freieren Geistes wurde, der sich damals in Kunst und Wissenschaft regte. Selbst Wieland ist eine Zeitlang an der Universität Erfurt Professor gewesen; er wurde aber in demselben Jahre nach Weimar berufen, in welchem Dalberg die Statthaltertschaft übernahm (1772). Dalberg aber hat sich geradezu berühmt gemacht durch seine ebenso vornehme als freisinnige Denkweise und durch offenes Ohr und offene Hand, die er für strebende Talente hatte. Und Erfurt hat an diesem Ruhme teilgenommen: die Stadt hatte wiederum hauptsächlich durch ihre Universität eine allgemeinere Bedeutung gewonnen. In dieser Zeit berührte sich der Kreis, dessen Mittelpunkt Dalberg war, vielfach mit dem weimarischen und jenaischen Gelehrtenkreise; und wenn dieser jenen allmählich in Schatten stellte, so ist es wenigstens nicht Dalbergs Schuld gewesen.

Als infolge der Kriege, welche die französische Revolution über Deutschland, nein, über Europa brachte, das Deutsche Reich seinem Ende zuwankte, wurde Mainz im Frieden von Luneville 1801 an Frankreich abgetreten. Der letzte Kurfürst von Mainz erlebte es noch, starb aber 1802, ehe die Entschädigung, welche ihm der Reichsdeputationshauptschluß zubilligte, perfekt geworden war. Diese Entschädigung war mit einem Tausch verbunden, durch welchen Erfurt an Preußen kam. Dalberg verließ Erfurt und wurde unter dem Titel Kurerzkanzler der Nachfolger der Mainzer Kurfürsten; seine Residenz wurde Regensburg.

Preußen erfreute sich seines neuen Besitzes nicht lange. Im Oktober 1806 mußte es Erfurt an Napoleon abtreten, der daselbst 1808 den berühmten Kongreß hielt und von dort, nachdem er sich der friedlichen Gesinnung des Kaisers Alexander von Rußland versichert hatte, nach Spanien abging. Der spanische Krieg ist der erste, den Napoleon nicht zu bewältigen vermochte, und so bezeichnet dieser Kongreß zu Erfurt gewissermaßen den Höhe- und Wendepunkt seiner Laufbahn.





Der Dom zu Erfurt.



Nach der Schlacht bei Leipzig blieb Erfurt noch von den Franzosen besetzt, bis es die Preußen durch Belagerung und Bombardement zurückgewannen (Anfang 1814). Durch dieses Bombardement hat Erfurt das prächtige Peterskloster verloren, aber einen Platz gewonnen, der zu den größten in Deutschland gezählt wird, den Friedrich-Wilhelmsplatz. Zweihundert Häuser, welche am Fuß des Petersberges lagen, wurden nach dem Bombardement nicht wieder aufgebaut und dadurch dem dort bereits vorhandenen Platze eine Größe gegeben, die sowohl zum Exercieren der Truppen als auch zur Abhaltung der Märkte ausreicht.

Im Jahre 1816 wurde die bereits fast eingeschlafene Universität aufgehoben und aus ihren Mitteln ein Gymnasium nebst andern Bildungsanstalten gestiftet. Aber auch ohne Universität hat sich Erfurt unter preussischer Herrschaft sehr gehoben, nicht sowohl weil es Hauptstadt eines Regierungsbezirkes ist, sondern weil es von außen wie im Innern Frieden gehabt hat, und die Sicherheit, unter welcher die der Stadt von jeher eigne Betriebsamkeit ihre Früchte bringen konnte.

**In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten.** Erfurt liegt an der Hauptstraße, die Mittelrhein und Mittelelbe verband. Später, zur Zeit der Hansa, wurde diese noch gekreuzt von der Verkehrsstraße zwischen Nürnberg und den norddeutschen Hansastädten. So war Erfurt schon durch seine Straßen zum Handel bestimmt. Aber Erfurt hat auch stets den Schatz zu heben gewußt, den es in dem äußerst fruchtbaren Boden seines Gebietes besaß. Lange Zeit ist es die Hauptstelle für Waidbau und Waidhandel gewesen. Daneben wurden andre Handelsgewächse gebaut und vertrieben. Als dann der Indigo den Waid verdrängte, trat eine großartige Gärtnerei an die Stelle des Waidbaues. Gemüse und Blumen, Gurken und Rosen, Brunnenkresse und Sämereien, es wird alles in Massen gezogen, und die Weite und Breite, in welcher Erfurt den Markt beherrscht, bürgt für die Güte der Erzeugnisse. Und wie der Ackerbau, so hat sich in Erfurt auch die Gärtnerei mit Industrie verbunden. Die schönsten Kränze und Sträuße wurden schon längst aus Erfurt bezogen; in neuerer Zeit aber hat man sich auch auf das Trocknen und Färben der Blumen gelegt und vermag nun Blumengebilde herzustellen, die nie trocken werden, weil sie es schon sind, die aber in ihrer naturwahren Farbenpracht wie frische aussehen, bis man sie mit den Händen berührt. Es scheint unglaublich, aber es wird versichert, daß jährlich viele hundert Zentner dieser getrockneten Ware ins Ausland versendet werden. Das ist für die Diners der reichen Leute. Aber wenn wir hier im Lande durch ein Gebirgsdorf gehen und aus dem Fenster des armen Mannes nicht uns eine Levkoje, eine Fuchsia, eine Aster entgegen — die stammen ja auch alle aus dem Haupt- und Vorort unsrer Gartenkultur, aus Erfurt. Als den hochverdienten Begründer dieser Gartenkultur hat Erfurt den Ratsmeister Johann Christian Reichardt (gest. 1774) anerkannt, indem es ihm im Jahre 1867 am Anfange des Dalbergweges ein Denkmal setzte.

Es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß Erfurt nach allen schweren Leiden, die es seit dem Ausgange des Mittelalters zu erdulden gehabt hat, nunmehr wieder als die in ihren Blumen blühende Stadt vor uns steht. In der Stadt selbst gibt es nur eins, was mit den Erfurter Blumen um unser Interesse wetteifern kann, das ist der Dom, der seit dem 13. und 14. Jahrhundert — denn im ersteren ist er begonnen, im andern vollendet — alle Schicksale der



Stadt mit angeschaut hat und doch so herrlich dasteht wie am ersten Tag. Am mächtigsten wirkt er auf den Beschauer beim Eintritt in das Innere. Die Größe des Raumes, die Höhe der Wölbung und die wunderbare Farbenpracht der Fenster erregen in uns diese Verwirrung, an der wir die Nähe des Erhabenen spüren. Ob nicht Goethe an den Erfurter Dom gedacht haben mag, als er die Verse schrieb:

„Schaut man vom Markt in die Kirche hinein,  
Da ist alles dunkel und düster.

-----  
Kommt aber nur einmal herein!  
Begrüßt die heilige Kapelle;  
Da ist's auf einmal farbig helle u. s. w.“

Eine Beschreibung im einzelnen darf ich an dieser Stelle mir und dem Leser erlassen. Ich verweise auf die Illustration, die auch nur wenig geben, aber immerhin mehr Anschauung gewähren kann als eine Beschreibung. Nur das bemerke ich noch, daß der Platz, auf dem der Dom steht, schon von Bonifazius geweiht war, der dort eine kleine Kirche erbaut hatte, die aber nach einigen Jahrhunderten zerfiel; und ferner, daß auf dem Turm des Domes sich die „große Glocke“ befindet, die als das Wahrzeichen Erfurts gilt. Sie heißt Maria gloriosa, aber die Erfurter nennen sie noch gern mit dem Namen ihrer Vorgängerin, der im Jahre 1251 geschmolzenen Susanne.

Der Dom ist dem katholischen Gottesdienste verblieben, obwohl die sehr große Mehrzahl der Einwohner evangelisch ist. Aber an der Schönheit des Domes darf sich auch der Andersgläubige erbauen, und wer seine Andacht befriedigen will, muß dazu nicht gerade einen Dom nötig haben.

**Arnstadt** ist für Erfurt sozusagen der Schlüssel des Gebirges. Die Gera und Eisenbahn verbinden beide Städte und führen von Arnstadt aus durch den freundlichen Plaueschen Grund tiefer ins Gebirge hinein. In Plaue freilich muß man sich entscheiden, ob man weiter fahren will nach Elgersburg und Ilmenau, oder ob man im Gerathal — wir empfehlen besonders das Thal der wilden Gera — rüstig aufsteigen will zur Schmücke und zum Schneekopf. Das ist die Gebirgsseite von Arnstadt; aber die vorliegende Ebene steht ihr nicht nach, denn sie ist, wenn ich meinen obigen Ausdruck wiederholen darf, höchst interessant punktiert durch die sogenannten drei Gleichen.

Arnstadt selbst ist die Hauptstadt der oberen Herrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen und außerdem ein besuchtes Soolbad. Als solches hat Arnstadt in neuerer Zeit einen unverkennbaren Aufschwung genommen und den alten Kern der Stadt namentlich nach dem Plaueschen Grunde hin und auf der hohen Bleiche mit villenartigen Gebäuden durchbrochen. Die Industrie der Stadt ist im wesentlichen eine Verwertung der Bodenkraft des Stadtgebietes und eine Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der anliegenden fruchtbaren Ebene. Die Gartenkultur erinnert an Erfurt. Wurst und andre Fleischwaren erinnern an Gotha, nach welcher Stadt ja die exportierten thüringer Würste meistens genannt werden. Thüringen ist überhaupt ein schweinereiches Land und ist es wohl infolge seiner Eichenwälder und Eichelmast schon in ältester Zeit gewesen. König Heinrich I. gewann sich die Zustimmung der Thüringer zu seiner Wahl durch Erlass eines Schweinetrübts, den das Land seit seiner



Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft durch Theoderich I. von Aufrasien, welcher Hermansfried besiegte, also seit dem ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts, hatte zahlen müssen.

Mühlen, Brauereien, Gerbereien, Schuh- und besonders Handschuhfabriken — überall ist ein unmittelbarer oder wenigstens mittelbarer Zusammenhang mit der Landwirtschaft zu erkennen, und das macht Arnstadt trotz des nahen Erfurt zu dem Mittelpunkt seiner Umgegend und gibt ihm eine erfreuliche, auf sich beruhende Selbständigkeit.

Freilich hat Arnstadt glänzendere Zeiten gehabt. Wenn ich wieder nach meiner Art auf diese Vergangenheit hinweise, möchte ich mich zur Entschuldigung auf Ciceros Wort berufen, daß, wer nichts von dem weiß, was vor seiner Geburt geschehen ist, immer ein Kind bleibt. In der That ist es des Mannes würdig, in dem Gegenwärtigen auch das Vergangene, in dem Gewordenen auch das werdende zu sehen.

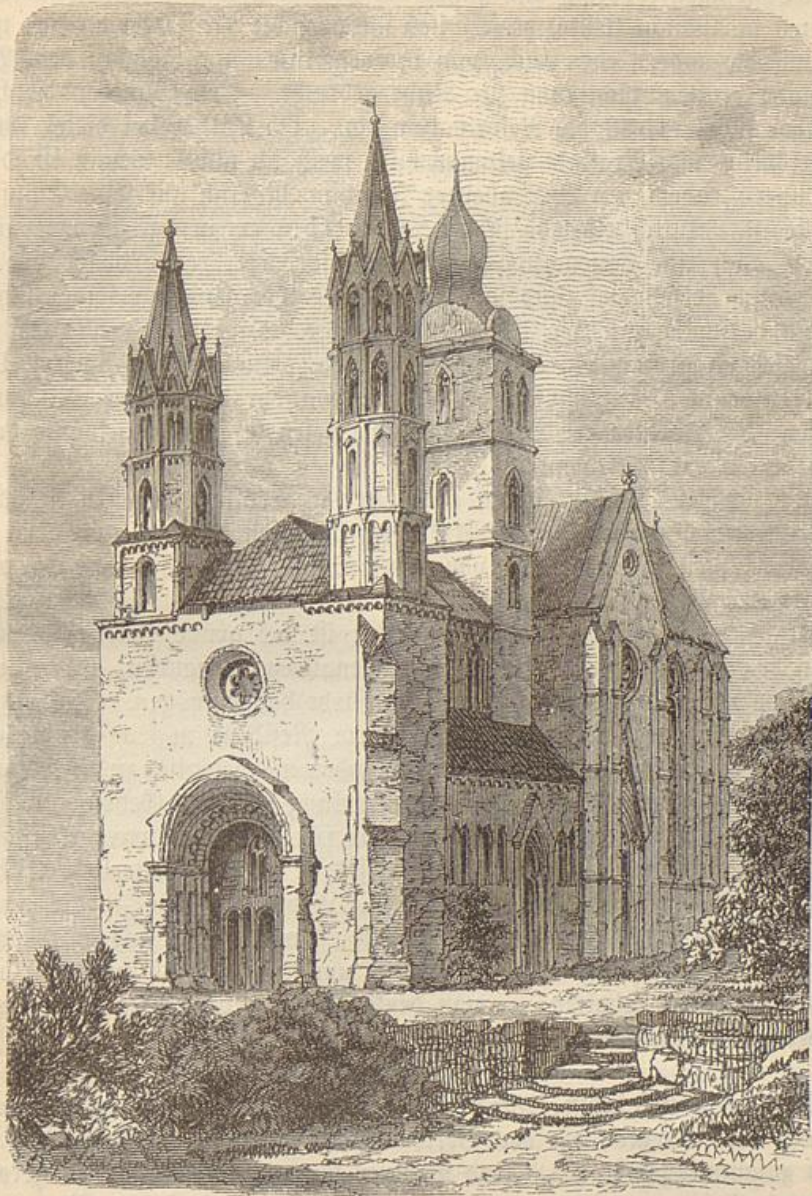
Daß Arnstadt sehr alt ist, gibt jeder zu, nicht aber, daß es um die Zeit des Hunnensturmes von König Merobig gegründet sei. Gewiß ist, daß es schon im Anfang des 8. Jahrhunderts (704) unter geistliche Herrschaft kam, zuerst von dem Bischof Willibrord von Utrecht, dem es Herzog Heden als Belohnung oder als Stützpunkt für seine Missionsbestrebungen in Thüringen schenkte, später von dem Abt von Hersfeld regiert wurde. Unter dem Hersfelder Krummstab scheint Arnstadt seine große Zeit gehabt zu haben. Denn schon 954, als Otto der Große hier eine Fürstenversammlung veranstaltete, um seinen natürlichen Sohn Wilhelm zum Erzbischof von Mainz und zugleich zum Statthalter über Thüringen einzusetzen, scheint Arnstadt hersfeldisch gewesen zu sein. Das war die Zeit, als Kaiser Otto der Große das Reich durch die Empörung seines Sohnes Rudolf, der die Ungarn gerufen hatte, und durch die Untreue des bösen Erzbischofs Friedrich von Mainz in große Gefahr gebracht sah. Der Tod des letztern im Jahre 954 gab Erleichterung und zugleich Veranlassung zu der Arnstädter Versammlung. Rudolf verzagte nun, kam reuig zu seinem Vater bei Saufeld an der Elm und erhielt Verzeihung.

Ähnlich wurde Arnstadt im Jahre 1198 der Sammelplatz der thüringischen und sächsischen Anhänger des Hohenstaufenhauses, welche hier die nach dem unerwarteten Tode Heinrichs VI. zu ergreifenden Maßregeln berieten. Philipp von Schwaben wünschte als Vormund seines Neffen, des bereits zum König gewählten Friedrich II., anerkannt zu werden. Aber die thüringischen und sächsischen Großen meinten, ein Vormund würde der welfischen Partei nicht die Spitze bieten können, und bestimmten Philipp, sich selbst zum Könige wählen zu lassen, was demnächst in Mühlhausen in Thüringen geschah. Andre verlegen jene Verhandlungen statt nach Arnstadt in das nahegelegene Zschershausen, was der geschichtlichen Wahrhaftigkeit zuliebe hier wenigstens erwähnt werden soll. Es geschah dies zur Zeit Landgraf Hermanns, der jener Versammlung nicht beiwohnte, weil er von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande noch nicht zurückgekehrt war, bald aber offen zu Otto IV. übertrat, dem erwählten Kaiser der Welfenpartei.

Im Jahre 1279 extorpten sich die Grafen von Keubernburg, die von Otto dem Großen die Hälfte des Arnstädter Gebietes geschenkt erhalten hatten, vom Kloster Hersfeld das Schutzrecht über die Stadt und machten sie zu ihrer Residenz. Aber schon im Anfang des 14. Jahrhunderts verkauften die Erben



von Graf Günther VIII. — es waren seine zwei Schwiegersöhne, die Grafen Otto von Orlamünde und Heinrich von Honstein — ihren Anteil an die den Hebernburgern verwandten Schwarzburger Grafen.



Die Liebfrauenkirche zu Arnstadt.

Von ihnen nahm Graf Heinrich im Jahre 1322 Arnstadt zur Residenz und wußte denn auch bald den Hersfelder Anteil an der Stadt käuflich zu erwerben. — Der tapfere Graf Günther, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts sich von der Wittelsbachschen Partei als deutschen König aufstellen ließ und bald das Opfer einer ränkevollen Politik wurde, hat hier residirt und von hier aus an dem thüringischen Grafenkrieg einen rühmlichen Anteil genommen.



Von der Reformation haben die Arnstädter früher Heimsuchung als Segen gehabt. Ihr Graf, Günther XXVIII., haßte die Glaubensneuerung und duldete die Einführung derselben nicht. Als aber im Jahre 1525 der Bauernaufbruch auch in Thüringen losbrach und außer der Glaubensfreiheit noch manche andre Freiheiten in Aussicht stellte, da schlossen sich auch die Arnstädter an und wurden dann, wie die andern eben auch, von ihrem Grafen und Johann dem Beständigen unter ernster Züchtigung zur Ruhe gebracht. Erst Günthers Sohn und Nachfolger führte 1533 die Reformation ein. Ob Luther bei dieser Gelegenheit persönlich nach Arnstadt gekommen ist, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß der erste Superintendent, ein Wittenberger Joachim Mörlin, auf seine Empfehlung angestellt ist. Durch eifernde Reden, in welchen er zu der Erneuerung des Glaubens auch eine Erneuerung des Lebens forderte, reizte dieser die in der Stadt herrschende Partei, und so fand er eines Morgens vor seiner Thür ein paar Wanderschuhe mit der Überschrift: Surge et ambula. Mörlin schrieb unter dieses Epigramm ein andres, das lautete: Hic mos est horum, Undant in sine laborum. Ein hübsches Pröbchen von der damaligen Mischung der Sprachen: die Sprache der Humanisten, die gelehrte Sprache, konnte doch der Muttersprache nicht entraten.

Daß übrigens Luther einmal oder öfter in Arnstadt gewesen ist, läßt sich von vornherein annehmen. Die Arnstädter beweisen es aber auch gern damit, daß sie behaupten, Luther habe von ihrer Stadt gesagt, sie läge da wie die Krebsse in der Petersilie.

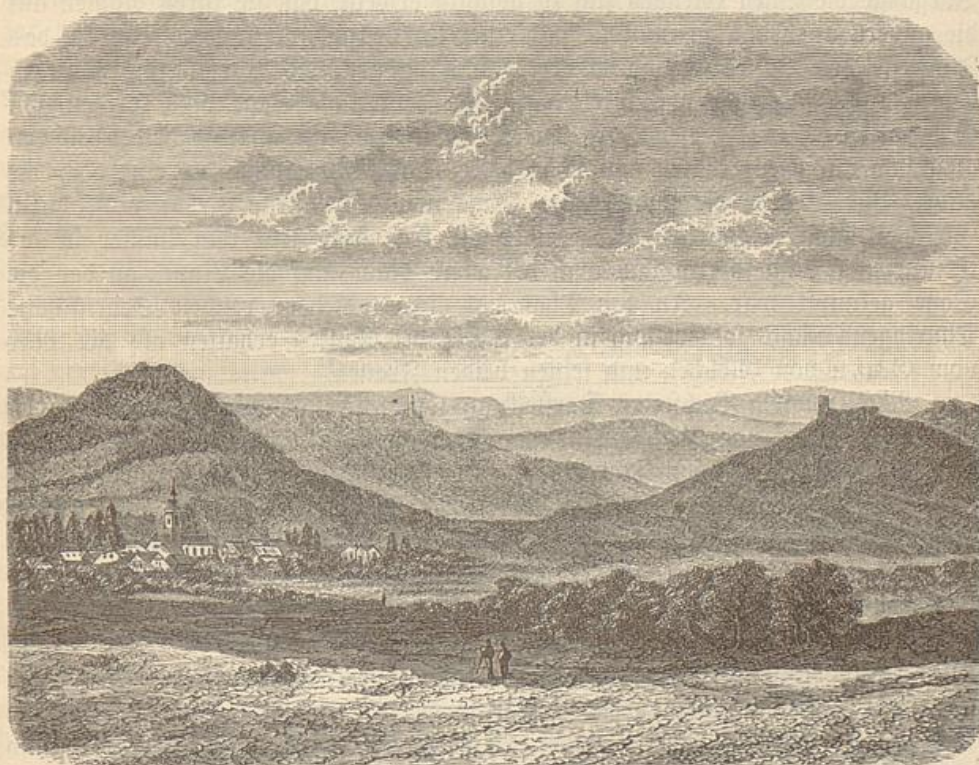
Und das wird schon so gewesen sein; ist die grüne Petersilie doch noch heute in den umgebenden Gärten und Lindenalleen vorhanden, wenn auch die roten Ziegeldächer inzwischen sich mehr entfärbt haben mögen. Ja, als 1716 Arnstadt an Sonderhausen fiel und aufhörte, Residenz zu sein, drohte es dem Fernerstehenden in diesem Grün zu verschwinden und lediglich zu einer Landstadt zu werden, die ihren Beruf in der Vermittelung zwischen Gebirge und Ebene erfüllte. Eine allgemeinere Bedeutung hat für die Gegenwart Arnstadt erst wieder durch sein Bad erhalten. Durch dieses ist die mittelalterliche Architektur der Stadt — man denke vor allem an die Liebfrauenkirche — die einst auch einen Willibald Alexis an Arnstadt fesselte, durch dieses sind überhaupt die geschichtlichen Erinnerungen, welche in und um Arnstadt sich zum Teil an verwitternden Spuren erhalten — man denke an die Keubernburg — wieder weiteren Kreisen erschlossen.

**Die drei Gleichen.** Wer die thüringer Bahn entlang gefahren ist, kennt die drei Burgen, die der Volksmund unerklärlicherweise in den einen Namen zusammengefaßt hat. Und wäre er hundertmal des Weges gekommen, er schaut doch immer wieder gern hinaus auf dies merkwürdige Burgendreieck. Auch die thüringische Volksfrage hat nicht gleichgültig vorübergehen können, sondern hat eine ihrer bekanntesten Blüten auf die Burg Gleichen niedergelegt. Das ist die Burg, welche ziemlich genau in der Mitte zwischen Gotha und Arnstadt bei dem preußischen Dorfe Wandersleben auf einem einzeln stehenden Berge liegt. Sie wird zuerst genannt bei Gelegenheit der unglückseligen innern Kriege, in die Kaiser Heinrich IV. am Ende des 11. Jahrhunderts geriet. Der damalige Besitzer der Burg war Markgraf Ekbert II., der, als er hier von



Heinrich belagert wurde, das Glück hatte, wenn das ein Glück sein kann, seinen Kaiser in die Flucht zu schlagen. Eberts Erbe, der Pfalzgraf Wilhelm bei Rhein, schenkte die Burg dem Erzbischof Adalbert von Mainz, und dieser gab sie den Grafen von Tonna zu Lehen, von denen Erwin II. als derjenige bezeichnet wird, welcher sich zuerst Graf von Gleichen nannte.

Etwas eine Stunde weiter nach Süden liegt auf einem Bergrücken über dem preussischen Dorfe Mühlberg das Mühlberger Schloß, auf das in neuester Zeit ein Strahl der Dichtung gefallen ist, der es weithin bekannt gemacht hat. Es ist das „Nest der Zaunkönige“ aus Freytags Romanchklus „Die Ahnen“.



Die drei Gleichen.

Östlich von hier und in etwa gleichweiter Entfernung von beiden vorgenannten Burgen liegt die Wachsenburg auf einem freistehenden, ziemlich fahlen Bergkegel, der die ganze Ebene beherrscht. Die Wachsenburg hat vor ihren Schwestern den Vorzug, noch wohlerhalten und auch bewohnt zu sein. Erbaut ist sie etwa um das Jahr 933 vom Abte von Hersfeld zum Schutze der umliegenden hersfeldischen Besitzungen. Das bedeutendste geschichtliche Ereignis, auf das die Wachsenburg zurückblicken kann, ist die Belagerung, die es im Jahre 1452 durch die Erfurter erlitten hat. Pfandinhaber der Burg war damals Apel von Bixthum, der nach dem Ende des sächsischen Bruderkrieges seiner Güter verlustig erklärt war, aber das Seinige mit heillosener Energie festzuhalten trachtete. Da beauftragte Herzog Wilhelm die Erfurter mit der Belagerung, die denn auch durch Kanonen und Minen der Feste Meister wurden. Zwei Erfurter Kugeln sieht man noch heute zum Denkzeichen im innern Hofe eingemauert.



Was aber bedeutet die Zusammenfassung der oben im einzelnen vorgeführten drei Schlösser in den Gesamtnamen der drei Gleichen?

Geschichtlich ist dieselbe durch nichts zu rechtfertigen: die drei Schlösser sind nie zusammen gewesen unter der Herrschaft der Grafen von Gleichen. In Bau und Lage haben sie allerdings etwas Gleichartiges, was verleiten kann, sie als zusammengehörig zu betrachten, aber warum mußte der Name Gleichen auf alle drei übertragen werden? Daß die Vorstellung der einen ohne weiteres die Vorstellung der beiden andern Burgen hervorruft, darf uns bei ihrer Lage und Gleichartigkeit nicht Wunder nehmen; wenn aber bei diesem psychologischen Vorgange die Burg Gleichen sich so mächtig erweist, daß sie ihren Namen auf die andern ausdehnt, so muß sie mit einer Vorstellung verbunden sein, die das Interesse des Volkes besonders erregt und dadurch die Vorstellung von den beiden andern Burgen verdunkelt hat. Ich denke, die Sage vom Grafen von Gleichen ist es, was dieser Burg den Vorrang verschafft und die beiden andern gleichsam an ihren Namen annektiert hat. Das Volk mochte die eine oder die andre Burg sehen, die wunderbare Sage von dem durch Liebe, nicht durch Gleichgültigkeit erfochtenen Siege über die Eifersucht trat ihm immer in die Erinnerung, und so trat ihm auch der eine Name auf die Lippe, an den die Sage geknüpft war. In der That hat sich aus dem reichen Sagenschatz Thüringens nichts so lebendig in der Seele des Volkes erhalten als die Mär vom Grafen von Gleichen und seinen beiden Frauen.

Nach Ludwig Bechsteins Darstellung lautet sie: „Ludwig (andre nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm teil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrichs II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden und soll mit einer Gräfin Drlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Acon und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen geriet der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Agyptens verkauft und nach Elfair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sklavenarbeit verrichten und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sela hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim Ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken und ihr zu sagen, daß er bereits in seiner fernen Heimat eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der mohammedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoffnung auf Befreiung und vielleicht die eigne Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem



Fluchtplane sich entgegenstellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Weltteilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaar noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den Großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und teilte dem Papst sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der heiligen Taufe und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug; und als er noch zwei Tagereisen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf teilte nun seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Hilfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie im Triumph in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen sich schwesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal“ genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan der „Türkenweg“.

Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demut und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist gehört worden, daß irgend ein Mißverständnis oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Innig- und Freundlichkeit allezeit lieb und wert gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt aber es blieben ihr Kinder versagt; um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demut, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petristift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schwesterlichen Freundin zugesellt.

Der Graf selbst verschied im sechzigsten Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwischen die beiden Frauen bestatten, auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind; denn derselbe Stein ist vom St. Petriberge herabgebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. — Das Grafengeschlecht ist erst 1631 ausgestorben.



**Über die Hainleite nach Sondershausen.** Die Nordgrenze der thüringer Ebene bildet ein Höhenzug, der, vom Eichsfelde ausgehend, unter verschiedenen Namen, die wir beim Panorama vom Inselberg genannt haben, bis zu den Uferbergen der Saale fortsetzt. Das Becken zwischen diesem Höhenzuge und dem Thüringer Walde mag einst ein mächtiger See gewesen sein, aus dem nur Höhen wie der Ettersberg hervorragten, und der seine Wellen lange Zeit vergeblich gegen den nördlichen Wall warf, ehe es ihm gelang, denselben zu durchbrechen. Die Stelle, wo dies geschah, wird die Pforte Thüringens genannt, eine Pforte, durch die jetzt die Unstrut, nachdem sie sich kurz vorher mit der Wipper vereinigt hat, in behaglichen Krümmungen dahinfließt. Der durchbrochene Bergzug heißt auf der Nordseite Hainleite und zieht sich mit schöner Bewaldung bis in die Nähe von Sondershausen. Das südliche Bruchstück heißt Schmücke und ist völlig entwaldet, verschwindet aber in seinem weiteren Verlaufe vor der schön bewaldeten Finne, die der Schmücke parallel läuft.

**Die Sachsenburg.** Am Fuß der Hainleite, also am linken Unstrutufer, liegt das Dorf Sachsenburg, dessen Bewohner früher Pächtmänner geheißen und die Verpflichtung gehabt haben sollen, den wichtigen Paß zu schützen. Ob die beiden Burgen, die über dem Dorfe auf der Hainleite stehen, demselben Zwecke gedient haben, läßt sich bezweifeln. Wenigstens wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg sie als Raubburgen zerstört habe. Allerdings lagen sie zur Raubritterschaft an der Straße von Erfurt nach Magdeburg sehr gelegen.

Doch wir wollen uns auf die Geschichte der dortigen Burgen nicht einlassen, sie ist dunkel und wenig ergiebig. Ein Blick in die Sagenzeit wird erquicklicher, vielleicht auch förderlicher sein. Denn es handelt sich dabei keineswegs um pure Phantasiegebilde, sondern um Schlüsse, die aus Namen und aus geschichtlichen Verhältnissen gezogen sind. Ich hole weit aus und gewinne dadurch die Gelegenheit, die so schön gelegene und geschichtlich so interessante Burg Scheidungen zu erwähnen, an der meine Darstellung sonst vorbeigestreift sein würde.

Als der Frankenkönig Theoderich im Bunde mit den Sachsen den König Hermansfried von Thüringen aus dem Felde geschlagen und in Burg Scheidungen eingeschlossen hatte, verständigten sich heimlich die beiden Könige, — denn auch Theoderich hatte wenig Gefallen an den wilden freien Sachsen — daß sie gemeinschaftlich über die Sachsen herfallen wollten; Hermansfried war dann bereit, sich dem Frankenkönige zu unterwerfen. In der Ruhe und Friedenshoffnung, die dieser Verständigung folgte, ging ein Thüringer mit seinem Falken aus der Burg hinab an die Unstrut, um Reiher zu jagen. Da flog ihm der Falke über den Fluß und ließ sich von einem Sachsen fangen. Der Thüringer liebte den Vogel sehr und bat den Sachsen inständig, aber der blieb taub gegen jede Bitte. Da sagte der Thüringer, er wisse einen Plan, der dem Sachsen und allen seinen Brüdern das Leben kosten werde; gegen den Vogel sei er bereit, den Plan zu verraten. Man wurde handelseins, der Thüringer ging mit seinem Falken in die Burg, der Sachse mit seiner Kunde ins Lager. Dort beriet man alsbald, was zu thun sei. Manche dachten sich dem verräterischen Plane durch die Flucht zu entziehen. Da erhob sich der alte Hathagat, den man den Vater nannte, und erklärte, so alt er sei, fliehen hätte er bei den Sachsen nicht gelernt. Man solle ihm folgen, in der Nacht die Stadt angreifen, die im Vertrauen auf den



verrätherischen Plan unvorbereitet sein würde, und man werde sich durch Sieg retten. Und so geschah's; die Sachsen eroberten Scheidungen, Theoderich aber lobte ihre Tapferkeit und teilte das eroberte Thüringen mit ihnen. Die Unstrut sollte die Grenze sein. Was nördlich von ihr gelegen, sollte den Sachsen gehören, was südlich, den Franken. Nur den Besitz der Salzquellen auf dem linken Ufer behielten sich die Franken vor und bauten dort bald darauf die Feste Frankenhäusen. Die Sachsen aber, um ihre Grenze zu sichern, bauten auf der Hainleite die Sachsenburg, weiter oberhalb an der Wipper Sondershausen.



Sondershausen vom Pöfenturm gesehen.

Nun sind aber das, was man die Sachsenburg nennt, zwei vollständig getrennte Burgen, von denen die eine oben auf dem Gipfel, die andre gleich an dem ersten steilen Abhang des Berges über der Unstrut liegt. Diese letztere hat den besondern Namen Hagfenburg und hat dem wackern Haghagat gehört, von welchem das Geschlecht derer von Hagke sich abzustammen rühmt.

Die Aussicht ist schön, von der Hagfenburg hinab in den Vordergrund, wo die Unstrut sich gar wundersam durch Wiesengrün und Weidengebüsch windet, von der oberen Burg, der noch ein ziemlich hoher Turm erhalten geblieben ist, rings in die Ferne. Lockend winkt da von Süden und Südwesten der Thüringer Wald herüber und weckt die Gebirgssehnsucht im Herzen des Beschauers besonders durch den Inselberg, der auch in dieser Entfernung seine eigentümliche Schönheit schon erkennen läßt. Aber der erregten Sehnsucht zum Troß wenden wir uns nach der andern Seite und gehen auf dem Kamm der Hainleite durch schönen Wald nach dem weimarischen Flecken Oldisleben hinüber, der früher



ein Kloster war, jetzt aber durch seinen Vergnügungsort „Vorn Holze“ den Sammelpunkt für die fröhlichen Gesellschaftskreise der Umgegend bildet. Die Aussicht, die von hier über das Wipperthal sich bis in die Goldene Aue erstreckt, umfaßt zahlreiche blühende Dörfer auf fettgrünem Grunde und erweckt die Vorstellung der Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit.

Von Oldisleben zieht sich die Hainleite in ziemlich gerader nordöstlicher Richtung bis Sondershausen. Gleich oberhalb Frankenhäuser, wohin wir schon einmal mit Thomas Münzer gezogen sind, hat sich die Frankenhäuser Wipper zwischen Hainleite und Kyffhäusergebirge ihr Thal gebildet, das eine zugleich freundliche und wichtige Verkehrsstraße abgibt. Auf ihr kommt man in der Nähe des Dorfes Kottleben an der in der Weihnachtswoche 1865 entdeckten, unter den Ruinen der Falkenburg belegenen Falkenhöhle (auch Kyffhäuser- oder Barbarossahöhle genannt) vorüber, einer 300 m langen, stellenweise über 30 m breiten und 3—7 m hohen Gipsöhle mit unterirdischen Seen, deren Besuch sehr lohnend ist. Die Gipsbildungen an der Decke des Gewölbes und an den Wänden sind wundervoll und setzen durch ihre unendliche Mannigfaltigkeit in Erstaunen.

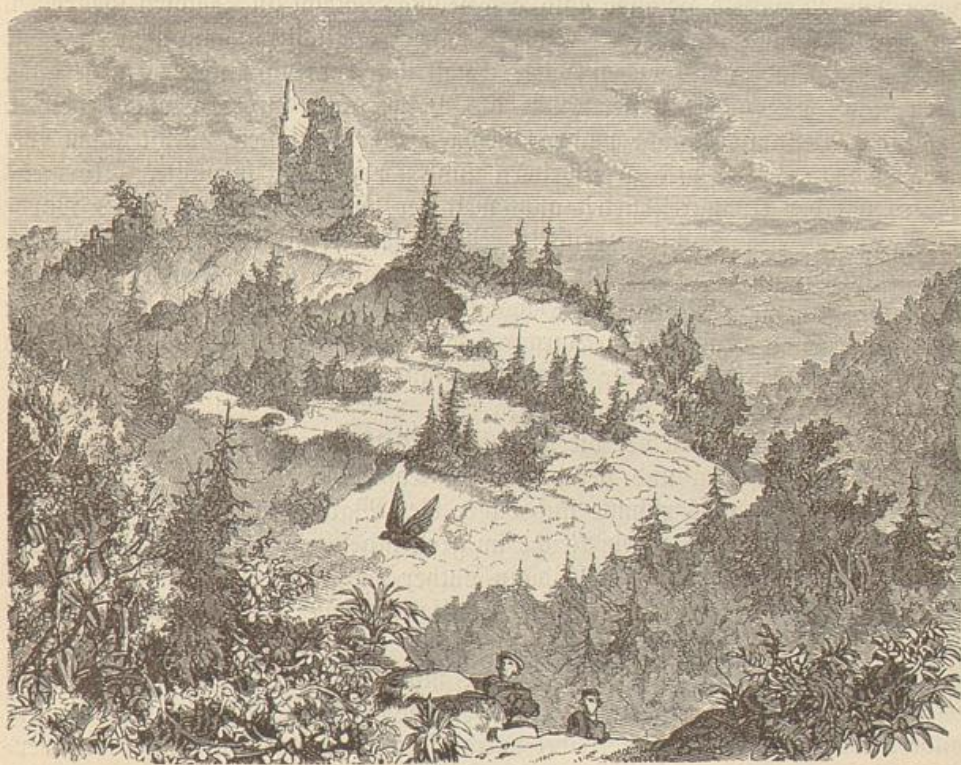
Sondershausen liegt am Fuße der Hainleite im freundlichen Thale, aber es verrät sich weithin durch den auf dem höchsten Punkte der Hainleite errichteten Possenturm. Die nördliche Seite des Thales wird durch eine Hügelreihe gebildet, die man wohl mit dem Gesamtamen die Hardt oder Harth bezeichnet, und welche die Wasserscheide zwischen Wipper und Helme bildet. Die Abhänge rechts wie links sind wohl bebaut und Gärten und öffentliche Anlagen ziehen sich rings um die Stadt. Man kann sie mit Arnstadt vergleichen, nur ist die Lage Sondershausens noch offener, freundlicher, und die Stadt selbst hat die Vorzüge der Residenz. Von diesen Vorzügen kleiner Residenzen haben wir oben ausführlicher gesprochen; darum mag es hier genügen, einen eigentümlichen Vorzug hervorzuheben; der an Sommersonntagen aus weiter Umgegend zahlreiche Besucher nach Sondershausen zieht. Ich meine die Lohkonzerte.

Wenn man von dem hochgelegenen Residenzschloß in westlicher Richtung niedersteigt, kommt man durch das Lohholz, einen üppigen Buchen- und Eichenwald, der jetzt in den zum Schlosse gehörigen Park mit hineingezogen ist. In diesem Holze befindet sich, von einem Arme der Wipper umgeben, das Loh, ein wunderschöner Platz, der dem Vergnügen gewidmet ist und den am Ende des vorigen Jahrhunderts Fürst Günther Friedrich Karl I. nicht bloß seinen Sondershäusern, sondern auch weiteren Kreisen öffnete und anziehend machte durch die Konzerte, welche er an den Sommersonntagen nachmittags und abends von seiner ausgezeichneten Kapelle geben ließ. Und diese Einrichtung ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Eine ausgezeichnete Kapelle ist am Hofe traditionell geworden, und die musikliebenden Thüringer genießen das unentgeltlich dargebotene Vergnügen mit fröhlich dankbarem Herzen. Selten hat ein von oben her angeordnetes Vergnügen, oder darf ich sagen Fest, eine solche Dauer und ein solches Gedeihen gehabt; man sieht, die Sondershäuser Fürsten haben mit ihrer Anordnung ins Schwarze, d. h. ins Herz des Thüringers getroffen.



**Der Kyffhäuser und die Goldene Aue.** Was ich zu Anfang dieses Kapitels von der Punktualität der Ebene gesagt habe, wird durch nichts mehr bestätigt als durch den Kyffhäuser, den großen Sagenherd der Goldenen Aue. Daß er das ist und sein muß: man fühlt es, wenn man ihn in stiller Hoheit aufragen sieht aus der öden Fruchtbarkeit der Feldflächen.

Wie Baum und Busch in der Ebene längst gerodet und verschwunden sind und die Vögel des Himmels sie verlassen haben, um im Wald und Gebüsch des Gebirges Schutz und Heimat zu suchen, so ist auch die Poesie auf den Kyffhäuser gezogen und hat ihn berühmt gemacht, wie kein anderer Berg Deutschlands durch die Sage berühmt geworden ist.



Der Kyffhäuser.

Freilich, daran scheint auch die Geschichte ihren Anteil gehabt zu haben; aber auch diese geschichtlichen Momente gehören der Ebene an und sind von dem Sagenherde angezogen worden. Die Gegend am Kyffhäuser scheint seit den sächsischen Kaisern königliches Eigentum gewesen zu sein. In Tilleda, das unmittelbar am Fuße des Kyffhäusers gelegen ist, war ein Königshof, in welchem nachweislich Otto II., Otto III., Konrad II., Heinrich III. und Friedrich Barbarossa zeitweise gewohnt haben.

Im Jahre 1194 endlich hatte Heinrich VI. hier die berühmte Zusammenkunft mit Heinrich dem Löwen, in welcher eine, wenn auch kurz währende, Versöhnung zwischen dem welfischen und dem hohenstaufischen Hause zustande kam.

Die Burg Kyffhausen scheint zum Schutze dieses Königshofes erbaut worden zu sein. In welcher Zeit, mag dahingestellt sein. Vielleicht haben diejenigen



recht, welche sie erst nach der Schlacht am Welfesholz vom Pfalzgrafen Friedrich von Bottendorf, dem Stieffohn Ludwigs des Springers (vergleiche oben), erbaut werden lassen. Wenigstens wird bei Gelegenheit der Sachsenkriege Heinrichs IV. unter den Bergfesten des Königs, über welche die Sachsen sich beschwerten, die Burg Kyffhausen noch nicht genannt. Freilich ist mit der Nachricht des Goseder Mönches, daß Pfalzgraf Friedrich (etwa im Jahre 1116), „gestützt auf den königlichen Beistand, sich des Kyffhäuserberges bemächtigt, ihn mit Besatzung versehen und die tapfersten Männer geheißt habe, darauf zu bauen“, noch keineswegs gesagt, daß nicht schon früher eine Burg dort oben gestanden habe. Pfalzgraf Friedrich stand als Freund des Kaisers, nachdem Hoyer von Mansfeld gefallen und des Königs Macht in Sachsen gebrochen war, schutzlos und allein. Er bedurfte einer möglichst unangreifbaren Feste zum Schutze seiner umliegenden Güter. Daß ihm der Kyffhäuser dazu geeignet schien, kann wegen der steilen Höhe des Berges und wegen der anliegenden königlichen Besitzungen nicht wunder nehmen; am wenigsten, wenn schon eine Burg da war, die er nur zu erweitern und zu verstärken brauchte. Ubrigens war es mit der Unangreifbarkeit nicht weit her, schon im Jahre 1118 wurde die Burg von den Sachsen zerstört. Aber der ruhmreiche Kaiser Friedrich Barbarossa hat sie, wie es scheint, in den ersten Jahren seiner Regierung wieder aufgebaut, und unter Rudolf von Habsburg erscheint ein Graf von Reichlingen unter dem Titel: Kaiserlicher Burggraf von Kyffhausen. Später kam nach mannigfachem Besitzwechsel die Burg erst pfandweis, im Jahre 1407 aber als Lehen an die Grafen von Schwarzburg.

Das ist die Zeit, in der die Burg ihre Bedeutung bereits verloren hatte. Man ließ sie verfallen und stellte nur die Kapelle wieder her, die sich eines wunderthätigen Kreuzes rühmte und daher viele Wallfahrer anzog. Es geschah eben hier im kleinen, was dem Reiche im großen geschah: die Kirche wuchs über die weltliche Macht hinaus. Als dann Luther die Macht der römischen Kirche in Deutschland brach, verfiel auch die Wallfahrtskirche, die Raben zogen vom Kyffhäuser fort.

Sehen wir nun, wie sich die Sage mit dem, was die Geschichte überlieferte, verbunden hat. Sie erzählt uns, Kaiser Friedrich sei gar nicht gestorben, sondern weil ihm die Welt verleidet wurde, sei er in den Kyffhäuserberg verschwunden. Da sitzt er nun, die Stirn in die Hand geneigt, und er nickt mit dem Kopfe und es zwinkern die Augen. Sein Bart wächst um den Tisch herum, zweimal hat er ihn schon umrankt, und wird die dritte Windung voll, wird der Kaiser erwachen: dann wird er hervortreten und seinen Schild an einen dürren Baum hängen, welcher darob wieder grünen wird zum Zeichen, daß eine bessere Zeit angebrochen ist.

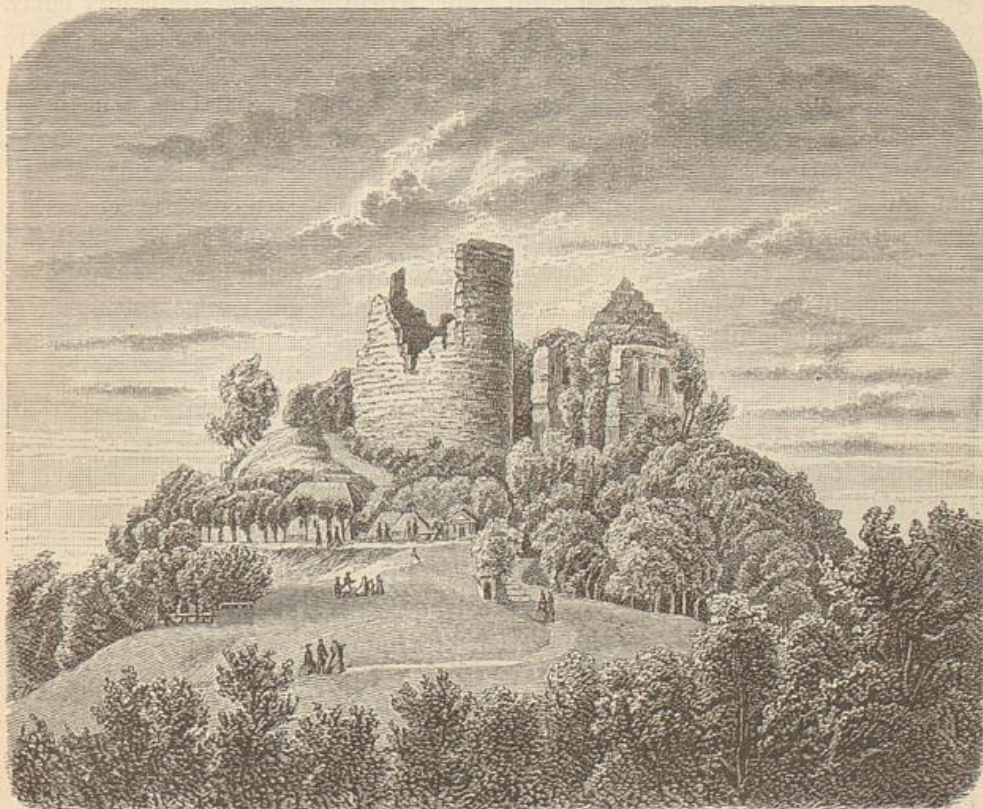
Aber auch wachend und wandelnd hat Friedrich sich sehen lassen. Ein Schäfer hatte ein Lied gepfiffen oder auf der Schalmei geblasen, da tauchte aus dem Gebüsch ein ehrwürdig Haupt vor ihm auf. „Wem zu Ehren hast du das Lied gespielt?“ fragte es. „Das habe ich Kaiser Friedrich zu Ehren gespielt“, antwortete der Schäfer.

Und der Greis mit dem ehrwürdigen Haupte führte den Schäfer in den Berg hinab in eine hohe Halle; darin standen gewappnete Ritter, die neigten sich vor dem Greise, also daß der Schäfer in ihm den Kaiser erkannte. Der aber



brach von einem goldenen Handsfaß einen Fuß ab und schenkte ihn dem Schäfer zum Lohne. Ein andrer Schäfer wurde von einem Zwerge in die tiefe Halle geführt; den fragte der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg flögen, und als der Schäfer es bejahte, sprach der Kaiser trübe: „So muß ich aber (wieder) schlafen hundert Jahre.“

Das ist der Grundstock der Sage. Wie der noch reich und schön umrankt ist von andern Sagen und Märchen, kann man am vollständigsten bei L. Beckstein nachlesen. Uns genüge es, diesen Grundstock selbst leichthin zu betrachten.



Die Rotenburg.

Daß wir wieder eine Bergentrückung vor uns haben, wie beim Hörselberge, liegt auf der Hand. Ob dabei an eine bestimmte Gottheit gedacht ist, ich möchte es bezweifeln. Wenn J. Grimm durch den feuerfarbenen Bart an Thor erinnert wird, so scheint es näher zu liegen, daß man diesen Bart kurzweg von dem Beinamen des Kaisers herleite. Vom Göttermythos ist wohl nur die Form der Bergentrückung entlehnt, die einer gewissen heidnischen Messiashoffnung entspricht. Der heilbringende Gott ist verschwunden, aber er wird einst wiederkommen. Ist es nicht natürlich, daß diese Vorstellung mit erhöhter Energie wiederkehrte, als christliche Priester mit Hilfe der weltlichen Macht dem unüberzeugten Volke seine alten Götter nahmen?

Sie waren verdrängt, entrückt, nur an verborgenen, geheim gehaltenen Plätzen wagte man sich ihnen zu nahen; aber man hoffte auf ihre Wiederkehr, bis die alten Götter zu Gespenstern, Wodan zum wilden Jäger, Frau Holle zur Frau



Venus geworden waren. Und als nun das deutsche Kaisertum von der römischen Kirche zersezt und untergraben, als das Hochgefühl des deutschen Volkes herabgedrückt war, als seine Hoffnung auf Befreiung des Heiligen Landes — denn darauf war damals der Gedanke der Welterlösung gerichtet — von der Erkenntnis geknickt war, daß das Papsttum auch damit nur Welt Herrschaft erstrebe: da senkte sich der nunmehr gesicherte christliche Gemütsinhalt des Volkes wieder in die alte heidnische Form der Entrückung hinein. Die Helden, die für des Reiches Größe und für des Heiligen Landes Erlösung gestritten hatten, Friedrich I. und Friedrich II., wurden ihm zu dem einen Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuser harrt, bis seine Zeit gekommen ist. Waren sie doch beide in der Ferne gestorben, und so lebten sie dem Volke noch; denn das, wofür sie gelebt, konnte ja nicht untergehen.

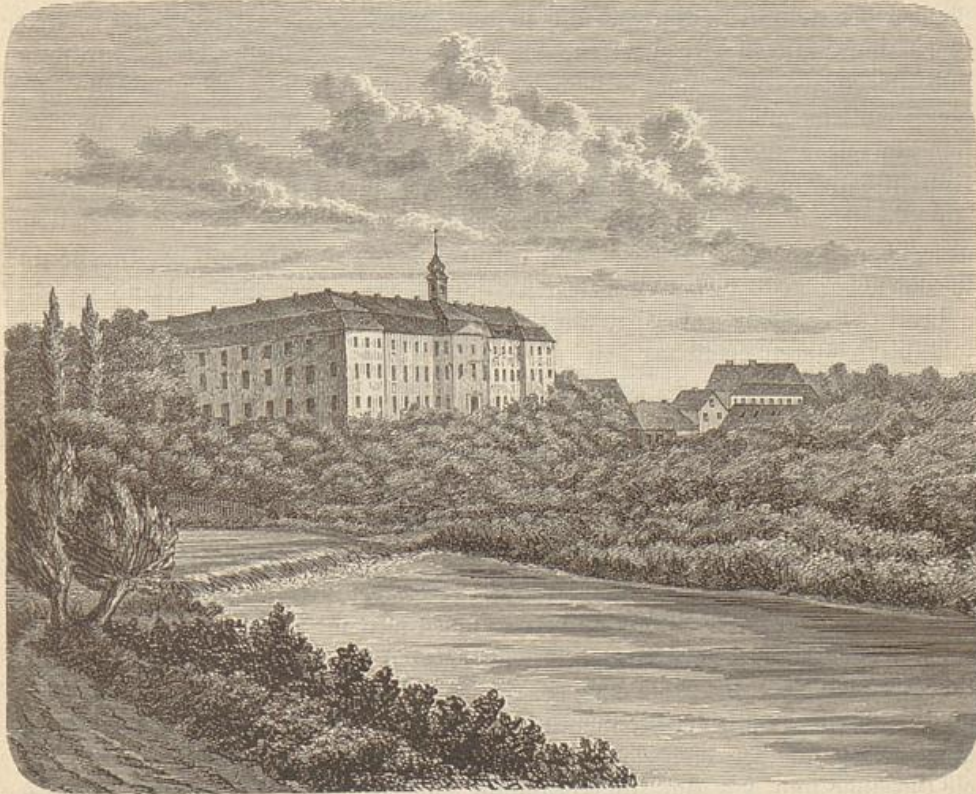
Wie nachhaltig unsre Sage auf das Volksgemüt gewirkt hat, beweist die Thatsache, daß noch in Luthers Todesjahre ein Mann von sich reden machte, der in Busch und Getrümmern des Kyffhäusers seinen Sitz aufgeschlagen hatte und auf Befragen vor den Leuten, die herbeigeströmt waren, erklärte, er sei der Kaiser Friedrich und werde die ersuchte bessere Zeit bringen. Und er hielt sich wirklich für den Kaiser, ob er gleich in verwilderter Dürftigkeit dasaß; ja er fand auch so viel Glauben, daß man es für geraten hielt, ihn einzusperrern. Die Nachforschungen ergaben bald, daß er ein Schneider aus Langensalza war. Danach konnte man ihm die Freiheit wiedergeben, von der er hinfort einen durchaus harmlosen Gebrauch machte. Wie man hat sagen können, aus diesem Vorgange erst sei die Sage vom Kaiser Friedrich entstanden, ist unbegreiflich. Die Sage mußte erst da, mußte lebendig und wirksam sein, um dem armen Schneider zu Kopfe steigen zu können. Ubrigens ist die Sage auch viel früher nachweisbar.

Die Kaiserpfalz in Tilleda, die von Friedrich I. erbaute Burg auf der Höhe des Berges und die Wallfahrtskirche mit ihrer Priesterschaft scheinen mir an Ort und Stelle die historischen Momente zu sein, welche die Sage veranlaßt haben.

Kehren wir nun zur Gegenwart und Wirklichkeit zurück, um uns, ehe wir den Berg verlassen, an der Aussicht zu erfreuen. Es ist die Aussicht in die Goldene Aue und über dieselbe hinaus. Die Goldene Aue ist das Thal der Helme, die im großen Bogen um die Nord- und Ostseite des Kyffhäusergebirges herumfließt, bis sie eine Stunde unterhalb Arterns bei Kalbsrieth sich in die Anstrut ergießt. Da liegen denn im grünen Fruchtgebilde die Dörfer zahlreich verstreut; im Norden bildet der Harz den Hintergrund, und vom Osten her schauen Sangerhausen, Allstädt, Artern über die Aue herüber. Allstädt, das einst auch eine Pfalz hatte wie Tilleda, winkt besonders lockend mit seinem hochgelegenen Schlosse, das dem Großherzog von Weimar gehört und auch jährlich zur Jagdzeit von ihm besucht wird. Nach Westen, also nach Nordhausen und Sonderhausen, ist der Blick durch das Gebirge verstellt; man mag ihn aber von der Rotenburg zu gewinnen suchen, der Schwesterburg des Kyffhäusers, die auf einem nördlichen Vorsprunge des Gebirges liegt. Auch sie ist Ruine, aber eine viel besuchte, heiter belebte. In und an den Trümmern hatte seit dem Jahre 1839 ein Mann sich eine Sommerheimat, den Besuchern einen Rastort geschaffen, von dem aus sie mit vollem Behagen sowohl die Aussicht auf Harz und Aue, als auch die näher liegende auf den wunderschönen Waldabhang, welcher der Burg westlich gegenüberliegt, genießen können. Beyer hieß dieser Schöpfer des Vergnügungsortes, man nannte ihn aber den „Einsiedler auf der Rotenburg“; und



in der That, seine grottenartige Einrichtung, sein langes Haar, sein langer Vollbart machten dem Namen alle Ehre. Aber keiner halte ihn für einen Figuranten in der selbstgeschaffenen Szene. Seine Wald- und Bergeinsamkeit hatte ihn innerlich ergriffen, er war zum Dichter geworden. Und wer mit ihm in die Mondnacht hinein vor seiner Klause gesessen hat, der schätzt die Poesie in diesem reichen reinen Gemüthe. Nun ist er längst tot, aber noch lange wird sich in Thüringen die Erinnerung erhalten an den Einsiedler auf der Rotenburg. Dieser einfache Mann ist in der That eine charakteristische und historisch gewordene Gestalt Thüringens.



Kloster Rosleben.

Gewisse Gelehrte freilich pflegen ihn unbeachtet zu lassen und ihre Aufmerksamkeit dem — Püsterich zu widmen. Das war eine plumpe, erzgeformte Menschengestalt, die man auf der Rotenburg vorgefunden hatte. Es sollte gar wunderbare Eigenschaften haben; man hielt es für ein Götzenbild aus heidnischer oder wendischer Zeit und schaffte es nach Sondershausen, wo es, irre ich nicht, noch heute im Schlosse aufbewahrt wird. Endlich fiel ein Lichtstrahl in diesen Nebel, in dem man altertümelnd umhertappte, und man erkannte das Ding als einen Ofen. Saul suchte die Eselinnen und fand eine Krone; hier war es umgekehrt.

Die Rotenburg, die geschichtlich nie mit der Burg Kyffhausen zusammengehangen hat, ist auch von der Kyffhäusersage unberührt geblieben. Aber einen Ort gibt es noch auf dem Gebirge, auf den die Sage wenigstens einen Tropfen hinübergesprüht hat. Es ist das Ratzfeld, eine gerodete Fläche an der Erfurt-Nordhäuser Straße zwischen Frankenhausen und der Rotenburg gelegen.



Gegenüber liegt ein Wirtshaus an der Straße und hinter diesem im Walde ein Jagdschloß, das, wie das ganze Gebirge, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt gehört. Auf diesem Felde nämlich wird der Sage nach der dürre Baum stehen, an welchen Kaiser Friedrich einst seinen Schild hängt.

Der Name „Goldene Aue“ umfaßt ursprünglich nur den Helmegau, den wir vom Kyffhäuser und von der Rotenburg aus überblickt haben. Aber wo die Aue der Helme aufhört, öffnet sich die Aue der Unstrut, deren Wiesengründe ebenso wie an der Helme das Nied genannt werden. Bei der Ähnlichkeit der beiden Thäler hat es nicht ausbleiben können, daß auch die Unstrutaua sich den Namen der goldenen beigelegt und so den Begriff dieser erweitert hat. Beide Auen sind einst ein See gewesen, bis die Unstrut den Gebirgswall durchbrach und sich einen Abfluß schaffte nach der Saale hin. Diese Durchbruchstelle heißt die Steinklewe oder -klebe (denn die Thüringer unterscheiden b und w ebensowenig wie h und p) und ist also die Grenze des Unstrutrieds. Diese Stelle des Unstrutthales gehörte einst zu den liebsten Jagdgründen der sächsischen Kaiser. In Memleben, am Fuße des plateauartigen Orlasberges und der Steinklewe gegenüber, hatten sie ihren Hof, und Heinrich I. sowohl wie Otto der Große sind in Memleben gestorben. Begraben freilich ist der erstere in Quedlinburg, der andre in Magdeburg; aber das Herz Heinrichs, in eine goldene Kapsel geborgen, soll in Memleben geblieben sein. Otto II. ehrte das Andenken Beider dadurch, daß er im Todesjahre des ersteren in Memleben ein Kloster stiftete, von dem noch heute die schöne Kirchenruine und die vollständig erhaltene Krypta zu bewundern ist. Das Klostergut gehört jetzt der Landesschule Pforta.

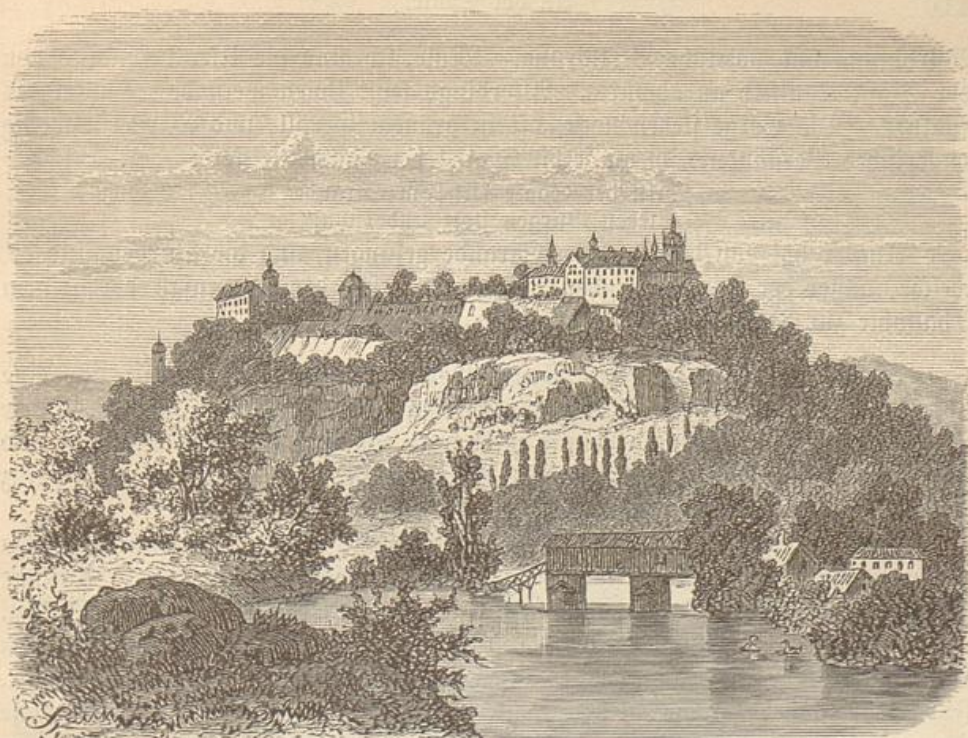
Wenig oberhalb schaut die alte Feste Wendelstein von steilem Felsen ins Thal. Sie ist im Dreißigjährigen Kriege zerstört, aber zum Teil wieder bewohnbar gemacht und auch wirklich bewohnt. Besitzer des Schlosses wie des dazu gehörigen großen Landgutes ist seit 1815 der preussische Staat.

Wieder eine halbe Stunde aufwärts finden wir die Klosterschule Rosßleben, einen großen schloßartigen Bau, dem man es nicht ansieht, daß er der still innerlichen Arbeit des Unterrichts und der Erziehung gewidmet ist. An seiner Stelle stand einst ein Augustiner-Nonnenkloster; als dies infolge der Reformation einging, erbat sich der bisherige Schirmvogt desselben, Heinrich von Wipleben, die Gebäude und das Gut zur Errichtung einer gelehrten Schule. Die sächsische Regierung willigte ein und verordnete, daß fortan für die Schule, wie ehemals für das Kloster, stets ein Wipleben Erbadministrator sein sollte.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen der Familie von Werthern und der kleinen Klosterschule Donndorf, die etwa ein Stündchen flußaufwärts auf dem Abhange der Finne malerisch am Walde liegt. Hier erhielt Leopold Ranke seine Vorbildung für Schulpforta. Schon in Donndorf hinterließ derselbe bei seinem Abgange eine Arbeit über das Geschichtsstudium. Sein Geburtsort ist das Rosßleben gegenüber am Fuße der Finne gelegene Städtchen Wiehe.

Ich enthalte mich fernerer Aufzählung, sie gibt eine Reihe, aber kein Bild. Versichern kann ich, daß die Einwohner der Goldenen Aue nicht stolzer auf ihre Heimat sind als die der Unstrutaua. Wenn Botho von Stolberg nach seiner Heimkehr aus dem Morgenlande gesagt hat: „Ich lasse jedem das Gelobte Land, ich lobe mir die Goldene Aue“, so ist das die Tonart, in der auch der Thüringer der Unstrutaua von seiner Landschaft redet.





Schloß Dornburg.

## An der Saale.

Zwei verhängnißvolle Waldstätten. — Kößen. — Saaleck und Rudelsburg. — Die Weinberge am Saalufer. — Vater Jahn in Freiburg.

Jedes Dorf braucht sein Wasser nicht bloß zum Trinken für Mensch und Vieh und Pflanze, sondern auch, damit die Kinder daran spielen, die Mütter sich ängstigen, damit die Knaben Steine hineinwerfen, die Mädchen Uferblumen, und die einen die Tiefe, die andern die ewige Bewegung, den ewigen Wandel des Lebens ahnen lernen. In dem Wasser tritt dem Menschen ein lebendiges Unendliches geheimnißvoll nahe, im Binnenlande namentlich in den Flüssen, die man daher die poetische Ader ihrer Landschaft, ihres Landes nennen möchte, wie sie in der Wirklichkeit eine Lebens- und Verkehrsader desselben sind. Für ganz Deutschland ist der Rhein diese Ader, für Thüringen die Saale. Wie der Rhein nur den Westen Deutschlands, so durchfließt die Saale nur den Osten Thüringens. Die Unstrut fließt von Westen nach Osten mitten durch Thüringen, sie vereinigt die Wässer des Harzes und des Thüringer Waldes, dennoch haben Geschichte und Dichtung die Saale als den Hauptfluß Thüringens festgestellt.

Wie schon oben erwähnt, ist die Saale als die Grenze gegen die Sorben schon in alter Zeit mit einer Reihe von Burgen bewehrt worden, die allmählich zu Städten wurden. Der Verkehr, der sich das Thal hinab und hinauf zog, mag weitere Burgen und Städte hervorgerufen haben, wie denn Fluß und Ufergelände wohl dazu aufforderten. Von den Städten wurden zwei zu Universitäten, und nun erst, von seiten der studentischen Jugend, fand das Saalthal rechte



Würdigung und poetische Verklärung. Malerisch sind die Ufer besonders von der Stadt Saalfeld an abwärts. Allerdings fehlt ihnen meist das Dunkel des Waldes. Die Berge stehen nackt, oft in grauem Geröll, und es verrät wenig malerisches Verständnis, wenn selbst Daniel den Dichter zitiert:

„An der Saale kühlem Strande  
Stehen Burgen stolz und kühn.“

Rugler hat von dem hellen Strande gesungen, und die Burgen sind es, welche, außer der Formation der Berge und außer dem Gegensatz der grünen Thalsohle zur Bergeshalbe, die Saalufer malerisch machen.

**Zwei verhängnisvolle Wallstätten.** An Saalfeld knüpft sich eine schmerzliche Erinnerung. Wenig nordwestlich von der Stadt bei dem Dorfe Wölsdorf liegt ein Steinwürfel und nicht weit von ihm steht ein Denkmal, und beide tragen die Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland der Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oktober 1806.“

Endlich hatte Preußen das Band zerschnitten, an dem es von Napoleon gegängelt war. Die Preußen standen kampfbereit zwischen Gotha, Erfurt, Weimar und an der Saale bei Jena. Napoleon rückte von Bamberg aus gegen Norden. Da kam die Nachricht, daß General Tauenzien, der mit preußischen Vortruppen bei Hof stand, zurückgedrängt sei. Saalfeld mit seinen Magazinen schien in Gefahr. Fürst Hohenlohe, der die an der Saale stehende Armee befehligte, hatte seine Avantgarde unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand über Saalfeld hinaus vorgeschoben. Dieser war es, der schon so lange in Berlin an der Spitze der Kriegspartei gestanden hatte. Endlich sah er sich an dem Ziele, das still heranzuwarten ihm bei seiner reichen Begabung und seinem feurigen Mute so unsäglich schwer geworden war: er sah sich dem gehafteten Feinde gegenüber und hoffte die norddeutsche Kraft an ihm zu bewähren. Mit 8000 Mann, größtenteils Sachsen, stieß er am 10. Oktober bei Saalfeld mit 14000 Mann vom Lanneschen Korps zusammen. Der Feind war nicht bloß übermächtig, er umging auch des Prinzen Stellung. Der Rückzug schien unvermeidlich, aber man wehrte sich noch; da kam die Reiterei von einem Angriff in Unordnung zurück. Der Prinz versuchte sie zum Stehen zu bringen und wieder zu ordnen. Vergebens, er wurde mit fortgerissen, der Feind drängte nach; jetzt mochte sich retten, wer konnte. Der Prinz setzte über einen Zaun, aber sein Pferd blieb mit einem Fuße hängen, er wurde eingeholt. Der Wachtmeister Guindet vom 10. Husarenregiment hieb ihn über den Hinterkopf und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Der Prinz gab eine trotzige Antwort und setzte sich zur Wehre, aber schon stieß ihm sein Gegner den Säbel in die Seite. Sterbend brach der Prinz zusammen, und nicht einmal sein Leichnam konnte den Feinden entrisen werden.

Das war das traurige Vorspiel der Schlacht bei Jena. Aber in dem mutigen Soldatentode des Prinzen und in der Stimmung, mit welcher das Volk denselben aufnahm, kündigte sich doch eine bessere Zeit, kündigte sich die große Zeit von 1813 leise an. Noch im Anfange der dreißiger Jahre habe ich als Kind einen Bänkelsänger von Prinz Ludwigs Ferdinands Tode singen hören, und das war das erste, was ich davon vernahm. Die Verse lauten:

„Des Freitags um halb zehne,  
Da ging das Vorspiel an,  
Da floß so manche Thräne

Von manchem braven Mann:  
Prinz Louis mußte bleiben,  
Das gab ein großes Weh, u. s. w.“



Es ist freilich noch der Ton einer gewissen weichlichen Humanität, nicht der des nationalen Zornes, der in dem Liede angeschlagen wird; aber die allgemeine Teilnahme, die das Lied entstehen ließ, bürgt doch für eine Gemeinsamkeit des Fühlens in Norddeutschland, und das um so mehr, als das Lied von einem Sachsen herzurühren scheint, der sich ja bald nach der Katastrophe mit Napoleon im Frieden befand. — In dem Gefecht bei Saalsfeld kündigte sich das Schicksal an, das sich vier Tage nachher bei Jena und Auerstädt vollzog. Napoleon drang im Saalthal heran, sandte aber zugleich Truppen nach Naumburg und Leipzig, um Sachsen zu bedrohen.



Tod des Prinzen Ludwig von Preußen.

Der Herzog von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der preußisch-sächsischen Armee, mußte sich also entweder zu einer Entscheidungsschlacht oder zum Rückzug hinter die Anstrut entschließen. Er wählte den letzteren; eigne Unentschlossenheit und die Unzufriedenheit der Offiziere, welche eine Heerführung erwarteten, wie sie von Friedrich dem Großen noch in der Erinnerung war, mögen ihn dazu bestimmt haben. Hohenlohe sollte bei Jena den Feind abwehren, bis die Hauptarmee ihre Bewegung vollbracht hätte. So geschah es, daß am 14. Oktober auf zwei getrennten Feldern, bei Jena und bei Auerstädt, die Schlacht geschlagen wurde, welche Preußen niederwarf und die preußische Armee überzeugte, daß sie auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen sei. Napoleon griff Hohenlohe in Jena an, Davoust aber sollte sich in Besitz des Defilees von Kösen setzen, um Hohenlohe abzuschneiden. Da traf nun dieser bei Auerstädt auf den Herzog von Braunschweig und nahm die Hälfte der verhängnisvollen Schlacht auf sich.



Den Ausgang der Schlacht, die ratlose Flucht, die schmählische Kapitulation von Prenzlau und die viel schmählidere Ergebung der Festungen — wer kennt das nicht, und wer mag ohne Not davon reden! Und doch, eins zu sagen glaube ich dem preussischen Volke schuldig zu sein: soweit es damals im Heere enthalten war, hat es auch in dieser Schlacht seine Schuldigkeit gethan. Es ist freudig in den Kampf gegangen und hat stand gehalten, solange es möglich war; das war freilich nicht lange, denn der Soldat von 1806 hatte ein größeres Recht, zu sagen: wir sind schlecht geführt worden, als es jener Grenadier nach der Schlacht bei Kollin einem Friedrich gegenüber haben konnte. Hohenlohe war wunderbarerweise ziemlich unvorbereitet in die Schlacht geraten, weil er gemeint hatte, Napoleon zöge mit dem Hauptheer östlich an seiner Stellung vorüber, und Ferdinand von Braunschweig wurde mitten in der Schlacht durch den Kopf geschossen, so daß ihm sofort das Augenlicht erlosch und damit das einheitliche Oberkommando aufhörte. Napoleon gestattete dem tödlich Verwundeten nicht, in seiner Heimat, seinem Lande zu sterben. Er ließ das Herzogtum besetzen und der todwunde Herzog flüchtete nach Ottensen bei Altona, wo er im Grabe Frieden gefunden hat, den sich sein Vaterland erst sieben Jahre nachher erkämpfen konnte.

Im Eifer der Schlacht sind wir an mancher Zierde des Saalthales achtlos vorübergegangen. Nicht einmal der Fuchsturm, dieses Wahrzeichen von Jena, hat eine Erwähnung gefunden. Er ist der letzte Rest dreier Kirchbergischer Schlösser, die, ursprünglich gegen die Sorben errichtet, den Gipfel des Heusberges krönten. Er steht kahl auf kahler Höhe, und der Reisende begnügt sich meist, ihn aus der Ferne, wär's auch nur im Vorüberfahren, anzusehen. Dasselbe pflegt der Kunizburg zu geschehen, die, malerisch am Abhange des Gleißberges gelegen, dem bösen Apel von Bixthum nur als Ruine entrissen werden konnte.

Anderwärts steht es um Dornburg. Da ragen noch jetzt drei Schlösser am Bergesrand, und das größte, nördlich gelegene enthält wenigstens noch Teile von der alten Kaiserpfalz, die besonders zu den Zeiten der sächsischen Kaiser öfters der Schauplatz wichtiger Vorgänge gewesen ist. Otto I. hat hier Hof gehalten, Otto II. einen Reichstag und die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg im Namen ihres Neffen Ottos III. einen thüringischen Landtag versammelt. Von hier entführte damals Graf Werner die schöne Tochter des Markgrafen Eckart, Luitgarde, und entzog sie dadurch den gefährlichen Werbungen Ottos III.

Aber das liegt alles so weit dahinten. Für die Gegenwart beruht die Anziehungskraft Dornburgs in der geradezu entzückenden Aussicht, die man von dem mittleren Schlosse, dem sogenannten „neuen Schloßchen“, in den Saalgrund hat, und in den Erinnerungen an Goethe, welche das dritte Schloß enthält. Der Rosenflor der großherzoglichen Gärten ist eine dankenswerte Zugabe und für die Nachbarschaft wohl auch oft der eigentliche Grund des Besuchs. Goethe, der Dornburg früher namentlich bei seinen amtlichen Reisen — er hatte die Kriegs- und Wegekommission übernommen — kennen und lieben gelernt hatte, im Jahre 1828 aber nach dem Tode Karl Augusts sich auf zwei Sommermonate hierher zurückzog, hat in einem Briefe aus dieser Zeit an den Obersten von Beulwitz Dornburg, seine Lage und seine Aussicht eingehend beschrieben. Auf diesen Brief bescheiden wir uns den Leser zu verweisen.



**Köfen.** Wir nähern uns nun der anziehendsten Gegend des Saalthales, d. h. Köfen, wie es da zwischen Rudelsburg und Saaleck einer- und der Landesschule Pforta anderseits an einem Punkte gelegen ist, der, wie der Name der Landesschule selbst beweist, lange, bevor die neuere Kriegskunst den Paß würdigte, als das Eingangsthor nach Thüringen betrachtet wurde. Die Berge treten zwischen Köfen und Saaleck nahe an den Fluß heran, während Köfen selbst Raum genug hat, sich behaglich auszudehnen. So ist Köfen, das ursprünglich ein dem Kloster zur Pforte gehöriges Vorwerk war, erst durch die Saline, sodann durch das Bad ein blühender Ort geworden, dessen Grund und Boden zwar noch immer größtentheils der Pforte gehört, der aber wenigstens auf eignen Füßen steht, weil seine Lebensquellen, Bad, Fremdenverkehr, Holzhandel von jener Zugehörigkeit unabhängig sind. Das Salzwerk ist 1859 eingegangen. — Ostern erwacht das große Geschäftsleben in Köfen mit der Holzmesse. In zahllosen Flößen sind die Kinder des Thüringer Waldes den Strom herabgetrieben; in Köfen werden sie an den Mann gebracht, und damit beginnt die Zerstreung, denn eine weite Umgegend kauft hier ihr Langholz. Dann kommen die Bade- und Sommer-



Rudelsburg.

gäste, und einige Monate lang ist Köfen sozusagen ganz Bad. Im Herbst tritt die Ebbe ein und der Köfener atmet auf; aber freilich der Winter dauert lange genug, um ihn endlich den Wiederbeginn der Saison herzlich herbeiföhnen zu lassen.

**Saaleck und Rudelsburg.** Das Sommerleben Köfens bewegt sich über eine ganze Reihe von Vergnügungsorten hin, die theils an der Saale, theils auf den Bergen gelegen sind und deren Aufzählung und Beschreibung wir einem Bädeler überlassen dürfen. Nur die klassischen Stätten, denen das Saalthal seine poetische Verherrlichung, seine ideale Belebung vorzugsweise zu verdanken hat, hier Rudelsburg und Saaleck, dort die Landesschule Pforta, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die humanistisch gebildete Jugend, Schüler und Studenten bringen Sang und Klang in die Landschaft und empfangen dafür von ihr poetische Impulse.

Als vor Erbauung der thüringer Bahn und der Saalbahn der Studentenverkehr zwischen Halle und Jena noch zu Fuß thalauß- und thalabwärts ging: auf der Rudelsburg wurde sicherlich eingekehrt, und der alte Samiel brachte den Schoppen, und weil er von der Rudelsburg war und vom alten Samiel,



mundete er jederzeit vortrefflich. Man trank eben Vergnügen, landschaftliche und Burgromantik mit, und die letztere erschien in der Person des alten Samiel ins Studentische übersezt.

Pfingsten ist die Rudelsburg der Versammlungsort der Korpsburschen, und seit die Eisenbahnen es möglich machen, senden auch ferne Universitäten ihre Vertreter dahin. Da geht es denn an ein wildfröhliches Kommerzieren, wobei in früherer Zeit die Erstürmung der von den älteren Korpsburschen verteidigten Burg durch die reichlich begossenen Fische den lustigsten Akt bildete. Wird aber auch das Maß nicht immer gehalten, späterhin verklärt sich die Erinnerung, und die „alten Herren“ blicken mit heller Freude auf die Tage von Rudelsburg zurück. — Im Sommer finden sich jedes Jahr Scharen von Gästen, namentlich Turner, Studenten, Schüler, Sängervereine u. s. w., dort ein, die alle in froher Stimmung weiterziehen.

Franz Kuglers mehrerwähntes Lied: „An der Saale hellem Strande“ ist erweislich auf die Rudelsburg zu beziehen, oder, sofern es von Burgen stolz und kühn spricht, auf Rudelsburg und Saaleck, die beiden Schwesterburgen, die man mit einem Blicke zu umspannen gewohnt ist. Das Lied stammt aus dem Sommer 1826; und da seit dem Jahre 1825 das Soolbad Rösen durch Hufelands Empfehlung in Aufnahme kam, wird man kaum irren, wenn man annimmt, daß die „Gestalten zart und mild“ mit den holden Augen und dem lachenden Munde, die dem wandernden Studenten Kugler hinauf und wieder hinab winkten, der Rösener Badegesellschaft angehörten. So hat das Lied ein gewisses lokalgeschichtliches Interesse, und man begreift es, warum bei dem Liede an Rudelsburg und Rösen, bei Rudelsburg und Rösen an das Lied gedacht wird. Es ist das eine auf Wirklichkeit und zugleich auf Schönheit beruhende Gedankenverbindung.

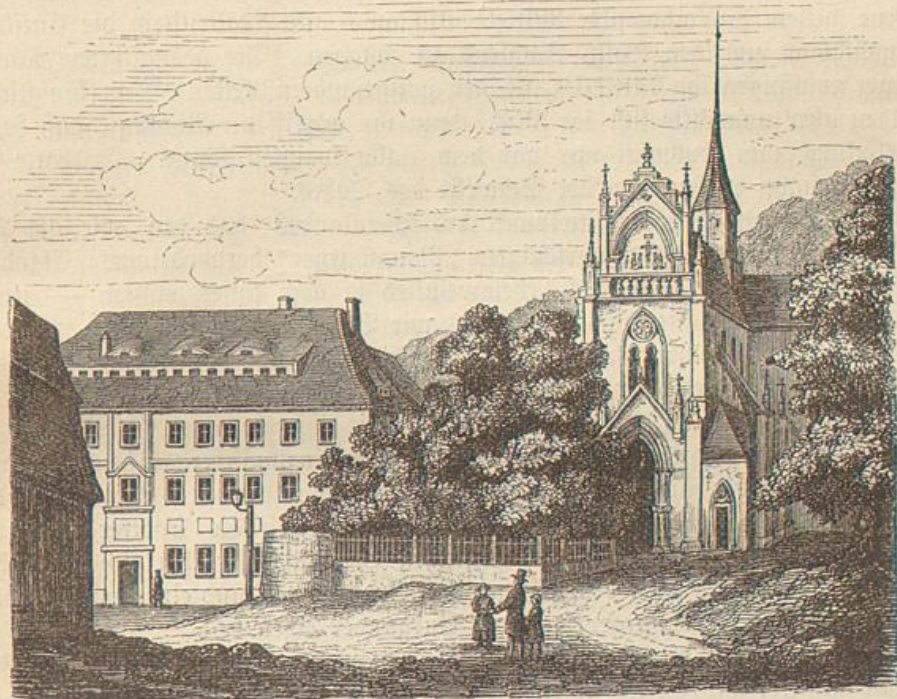
Weniger anmutend ist die Verbindung, welche bei dem anwohnenden Thüringer und selbst in weiteren Kreisen die Burg Saaleck mit dem Liede eingegangen ist. Die beiden, jeder für sich stehenden Türme lassen die mangelnde Verbindung in erster Linie ins Gefühl fallen, und man hört wohl von einer Zahnücke sprechen, wenn man vorüberfährt. Der Thüringer aber denkt dabei an das Malheur auf der Regelbahn, wenn im Kammenspiel die beiden Gassenegel stehen bleiben, die auch ohne alle Verbindung und niemals mit einer Kugel zu treffen sind. Und wen dies Malheur trifft, dem singt die Gegenpartei spottend das Lied von den Burgen stolz und kühn und denkt an Burg Saaleck. Der Fremde schaut dann verwundert drein und möchte mit Heine dagegen singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

So ist Burg Saaleck eine Art von Kinderspott geworden, und hat doch auch ihre ehrwürdige Geschichte und eine anmutige Aussicht auf die Dörfer Saaleck und Stendorf und auf die Saale, die zwischen ihnen durchfließt, auf die Felder am Abhang und auf die Wiesen im Grunde. —

Die nahe Schulpforte erreicht die Saale von Rösen aus erst in einem großen Bogen. Schulpforta liegt an einer lauschigen Stelle des Thales, d. h. an einem der wenigen schön belaubten Hänge des Ufers. Von dem dunklen Grunde dieses Waldhanges, des Pforten- oder Knabenberges, heben sich die Gebäude der Pforta deutlich ab und bieten jedem Wanderer an „der Saale hellem Strande“ ein mit hohem Reiz geschmücktes Landschaftsbild dar.



Pforta gehört zu den berühmten drei Fürstenschulen, welche Moritz von Sachsen noch als Herzog aus säkularisierten Klostergütern errichtete. Die Gründungsurkunde ist vom Jahre 1543. Durch die Abtretung, welche der Wiener Kongreß dem königlichen Sachsen auferlegte, kam Pforta an Preußen, ohne darum von seiner ursprünglichen humanistischen Tendenz, als deren Hauptpflegestätte seit der Reformation Sachsen anzusehen war, mehr einzubüßen, als der veränderte Zeitgeist gebieterisch forderte. Doch über Wesen und Richtung der Schule zu sprechen ist hier noch nicht der Ort.



Schulpforta.

**Die Weinberge am Saaluser. — Naumburg.** Wir lassen uns nun mit dem Zuge der Saale weiter treiben und gelangen so nach Naumburg. Naumburg gehört zu den vornehmsten und beliebtesten Städten des Saalthales. Hohe Häuser in altertümlicher Bauart und namentlich der stattliche Marktplatz geben ihr schier reichsstädtischen Charakter. Doch ist sie von Anfang an bischöflich gewesen, ja sie ist erst dadurch zur Stadt geworden, daß Bischof Hildeward von Zeitz im Jahre 1029 das Hochstift von Zeitz nach Naumburg verlegte. Nur unter dieser Bedingung war von den Grafen Eckart II. und Hermann der Ort dem Bistum geschenkt, nur unter dieser Bedingung von Kaiser Konrad II. ihm Stadtrecht verliehen. Im Reformationszeitalter — es war im Jahre 1542 — machte der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen dem Bistum ein Ende, indem er, allerdings mit dem Titel Bischof, Nikolaus von Amstorf als evangelischen Superintendenten von Luther einsetzen ließ. Das währte, bis nach der Schlacht bei Mühlberg der vom Domkapitel gewählte katholische Bischof Julius Pflug



den evangelischen Bischof wieder verdrängte. Aber nach dem Vertrage von Passau, als der aus der Gefangenschaft heimkehrende Johann Friedrich zu Raumburg sich mit seinem Vetter, dem Kurfürsten August von Sachsen, im Jahre 1554 verständigt hatte, vollzog sich die Säkularisation Raumburgs ohne Schwierigkeit. Als hervorragende Denkmale der bischöflichen Zeit sind geblieben die schöne, in neuester Zeit wieder ausgebaut Domkirche und das aus den Einkünften des Domstifts erhaltene Domgymnasium.

Wie fest die Raumburger seitdem auf der evangelischen Seite gestanden haben, beweist der Enthusiasmus, mit dem sie Gustav Adolf im Jahre 1632 empfingen. Gustav Adolf kam von Erfurt dahergezogen, um in der sächsischen Ebene, diesem Schlachtgefilde Mitteldeutschlands, mit Wallenstein die Entscheidungsschlacht um den Besitz Sachsens zu schlagen. Die geängstigten Raumburger empfingen ihn kniefällig als den gottgesandten Retter. Dem königlichen Helden aber umwölkte sich der Blick, denn ihn ergriff die Ahnung, daß solche Verlockung zum Hochmut nur vor dem Falle kommen könne. Er hatte sich nicht getäuscht, er stand an der Schwelle des Todes.

Raumburg ist der Mittelpunkt des Weinlandes, das den, wie die Anwohner behaupten, stets unterschätzten „Raumburger“ hervorbringt. Claudius — denn man wird ihm das Rheinweinkied ja doch lassen müssen — nennt ihn allerdings ein Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht. Aber in Raumburg und Nachbarschaft geht ein Geschichtchen um von einem Gastgeber, der sich wegen seines Weines mit den Worten rechtfertigt: „Es soll veritabler Raumburger sein, ich bin aber schändlich mit ihm betrogen.“ Nun ist es bekanntlich nicht geraten, sich in Geschmackssachen einzumischen; lassen wir daher den Raumburgern ihr Urteil und dem Claudius und seinen Anhängern das ihrige. Aber wenn die Raumburger behaupten, daß die Spötter selbst oft genug den verspotteten Wein als trefflichen Burgunder trinken, so mag schon etwas Wahres daran sein; denn ein gewisser Erdgeschmack und eine gewisse Erden schwere ist dem Raumburger wie dem Burgunder eigen.

Überhaupt ist die Weinproduktion mehr auf den Export als auf den Verbrauch an Ort und Stelle berechnet. In Trauben und gekeltert, ja selbst zu Champagner verarbeitet, wird der Wein weithin ausgeführt; und stehen auch die Weinstuben nicht leer, haben auch die Jahrmärkte der Umgegend ihre Weinbuden und ihre Weinräusche, das herrschende Getränk bleibt doch hier wie an der ganzen Saale, ja wie in ganz Thüringen das Bier.

Auch die Uferberge der Anstrut, die sich wenig unterhalb Raumburgs in die Saale ergießt, bis zu dem Städtchen Laucha hin bringen Wein hervor, und die Südabhänge bei Freiburg und dem gegenüberliegenden Dorfe Bscheiplitz sollen zu den besten Lagen gehören. Wir haben die Gegend von Freiburg und Bscheiplitz schon oben berührt, als wir von den thüringischen Landgrafen erzählten. Bei Freiburg liegt der vielgenannte „Edelacker“, und bei Bscheiplitz sündigte und büßte nachher Adelheid, die Frau von der Weisenburg.

Das Freiburger Schloß liegt auf stolzer Höhe; die Stadt scheint zu ihr hinaufklettern zu wollen, aber sie vermag es nicht; selbst der alte Turnvater Jahn hat sein Haus nur gleichsam an die Schwelle des Schloßberges zu stellen gewagt. Man begreift es, daß die Freiburg oder, wie sie damals hieß, die Neuenburg, nächst der Wartburg der Lieblingsitz der Landgrafen war. „Wenn



mir Elisabeth nur die Wartburg und die Neuenburg läßt, sagte Ludwig der Heilige, im übrigen mag sie freie Hand haben, zu verschenken, was sie will.“ Die alte Burg ist von Adolf von Nassau im Kampfe mit den Söhnen Albrechts des Unartigen zerstört worden; ihre gegenwärtige Gestalt hat sie von Herzog August, dem Bruder und demnächst Nachfolger des Kurfürsten Moritz, erhalten; und da sie in neuerer Zeit restauriert ist, so lohnt sie einen Besuch nicht bloß durch die Aussicht, die sie namentlich von dem hohen Wartturm aus bietet, nicht bloß durch die Romantik alten Burggemäuers, sondern auch durch das zum Teil wohnlich, zum Teil prächtig eingerichtete Innere, das dem Besucher gern gezeigt wird.

**Vater Jahn in Freiburg.** Dennoch ist das Schloß nicht die gesuchteste Merkwürdigkeit Freiburgs. Das kleine Haus an der Schwelle, räumlich hat es nicht hinauf gekonnt zur alten Burg, aber in der Werthschätzung der Neuzeit hat es dieselbe überstiegen. In diesem Hause ist ein vielbewegtes Leben zur Ruhe gekommen, das Leben des alten Turnvaters Jahn. Wie man auch über den alten Jahn denken mag — denn er hat sich ja manche Verunglimpfung gefallen lassen müssen — auf den Blättern der Geschichte, die von Preußens Erhebung, von dem Erglühen eines nationalen Hasses gegen die Welschen und gegen Napoleon und von der Entwicklung eines deutschen Patriotismus berichten, steht sein Name untilgbar geschrieben.

Jahn stammt aus dem Dorfe Lanz, das in dem Winkel der Priegnitz gelegen ist, der sich zwischen die Altmark, das Vöneburgische und das westliche Mecklenburg hineinschiebt. Es ist ein sandig Stücklein Erde; aber Sand gibt Sehnsucht, hab' ich die Leute dort sagen hören. Sie meinen Heimatsehnsucht, und ich denke, die Erfahrung bestätigt den Spruch. Sand gibt zunächst Einsamkeit, und die Einsamkeit stellt den Menschen auf sich selbst. Was die äußere Welt versagt, muß durch die innere ersetzt werden. Der junge Mensch ergeht sich in Träumen und schwärmerischen Gedanken, er durchlebt, was er liest und hört, in ungestörter Innerlichkeit. Dies innerliche Glück glaubt er der Umgebung, dem Orte zu verdanken, an welchem er es genossen und erlebt; andre Örtlichkeit, reichere Umgebung, lebhafterer Verkehr erscheint als Störung, als Trennung von der altgeliebten Welt, und so ist das Wort richtig: Sand gibt Sehnsucht, Sehnsucht nach der Heimat.

Die Heimatliebe ist der Keim der Vaterlandsliebe; sie liegt noch ganz in der Hülle des Gemütes, und der Mensch muß erst zum Bewußtsein des Vaterlandes erwacht sein, ehe sie die Hülle durchbricht und zum Patriotismus wird. Je mehr der Patriotismus von jener Gemüthshülle behält, d. h. je näher er der Heimatliebe steht, desto leidenschaftlicher pflegt er zu sein und desto persönlicher in seinem Haß gegen des Vaterlands Bedränger. Man erzählt von Blücher, er habe in der Fliege an der Wand Napoleon gesehen. Das mag nicht wahr sein, aber in einem Städtchen der Mark Brandenburg habe ich einen Irfsinnigen gekannt, der noch 20 Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in jedem Reiter, der des Weges kam, Napoleon sah, eine Stange ergriff, ihn verfolgte und immer wieder vergebens die Erfahrung machte, daß der Reiter schneller war als er. Ob dem Manne der Napoleonshaß den Kopf verrückt hat, weiß ich nicht und glaube es nicht einmal, aber daß es nirgends einen erbitterteren



Volkshafß gegen Napoleon gegeben hat als im altpreußischen Flachlande, besonders in der Mark Brandenburg, steht mir fest. Noch 1870 zeigten sich Spuren davon, wenn auch abgeklärt in einen siegesfähigeren Humor. Der Knecht auf einem Pfarrhose bekommt in jenen Julitagen die Ordre als Reservist. „Herr Pastor“, sagte er, „ich wollte eigentlich morgen Wendsfahre pflügen; aber da müssen wir doch wohl Napoleon erst die Jacke voll hauen.“

Unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm war noch märktisches Heimatsgefühl der Herzschlag des preußischen Lebens; ein Gefühl, das nur darin ein beginnendes Staatsbewußtsein verriet, daß es sich treu und ganz mit der Person des Fürsten verbunden hatte. Die Thaten Friedrichs des Großen erweiterten und erhöhten dies Gefühl zu jenem preußischen Patriotismus, der nicht ohne Stolz auf überlegene Kraft und überlegene Klugheit war. In dieser Sinnesart ist Jahn herangewachsen. Er ist stolz, ein Märker, stolzer, ein Preuße zu sein.

Er hat auf Jahrmärkten zunächst wohl in dem heimatischen Lenzen, später auch in andern Städten Angehörige anderer deutscher Staaten, in Pommern auch Schweden mit den Preußen in Streit gesehen: immer blieben die Preußen Sieger, und das Ergebnis des Streites war das Anerkenntnis: Ein Preuße bezwingt drei Sachsen, Hannoveraner, Mecklenburger oder Schweden. Man sieht, das Kraftideal war früh in Jahns Seele lebendig.

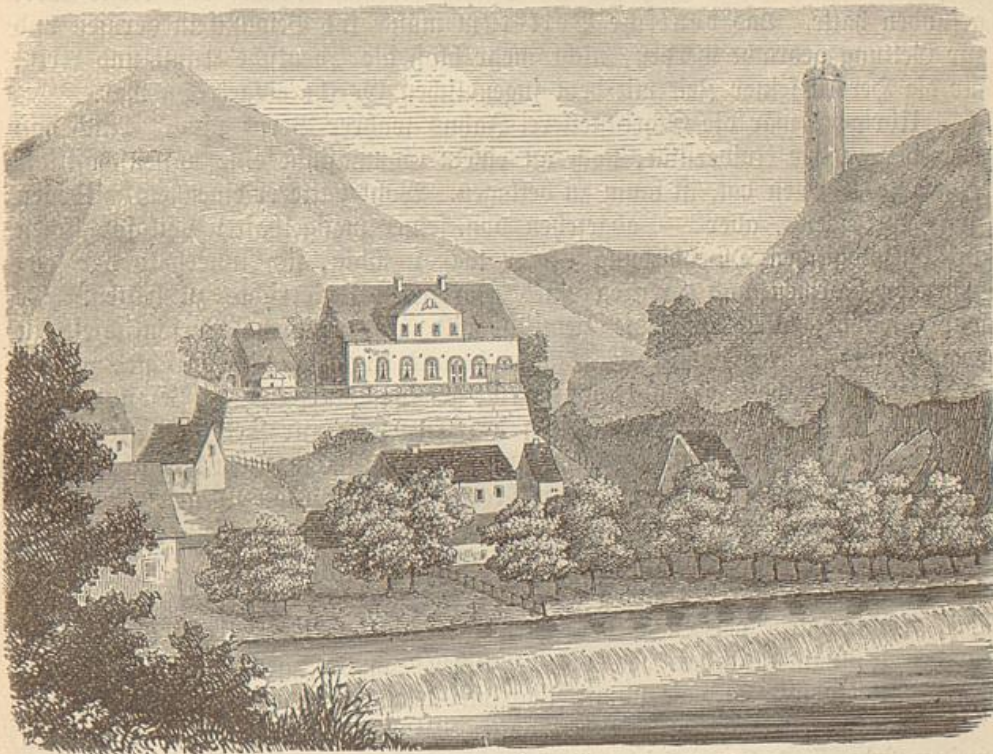
Dieser preußische Stolz wurde durch die Schlacht bei Jena tief gekränkt. Jahn, der sich damals in Göttingen aufhielt, war abenteuernd herzugereist, um die Entscheidung mit zu erleben. Er sah noch das Ende des Kampfes, folgte dann als abenteuernder Vaterlandsfreund dem flüchtenden Heere und ließ sich durch die Katastrophen von Prenzlau und Lübeck den Stachel seines patriotischen Schmerzes noch tiefer ins Herz drücken. Die preußische Ratlosigkeit, die Übergabe der Festungen empören ihn, aber die Wurzel des Unheils und der Gegenstand seines Hasses bleibt Napoleon. „Nieder mit ihm!“ war der Grundton seines Lebens, „nieder mit ihm!“ aber den Namen sprach er nicht aus, der verstand sich von selbst.

Bis zum Jahre 1809 blieb Jahn in dieser wilden Stimmung und bei seinem abenteuernden Leben. Als aber Schill vernichtet war, ehe ihn Jahn hatte erreichen können, als Österreich wieder zum Frieden gezwungen war, und der Herzog von Braunschweig sich tapfer und glücklich nach England gerettet hatte, da wurde es auch einem Jahn klar, daß Napoleon mit Abenteurern nicht zu bezwingen war. Er ging am Ende des Jahres nach Berlin, um dort dem Einzuge des geliebten Königspaares beizuwohnen.

Dieser Einzug war ein Zugeständnis, das man den Wünschen Napoleons machte, aber immerhin war er eine Wiederkehr und erregte in manchem preußischen Herzen die Hoffnung, daß auch bessere Zeiten wiederkehren würden. Napoleon irrte, wenn er meinte, daß König und Königin in Berlin lediglich dem französischen Einfluß anheimfallen würden. Berlin war inzwischen die Schmiede geworden, in der das Feuer des Franzosenhasses am kräftigsten glühte, und in der man angefangen hatte, Waffen gegen den Bedrücker zu schmieden, die dieser zu wenig kannte, um sie ernstlich zu fürchten. In Berlin hatte Fichte seine mannhaften Reden an die deutsche Nation gehalten, in Berlin drang Schleiermacher fort und fort auf Erneuerung des religiösen Geistes, kurz, in Berlin erwuchs



der Gedanke, daß eine Umbildung des Volksgeistes, eine Erziehung not thäte, um das preußische, nein, um das deutsche Volk der Freiheit würdig zu machen, die ja allen fehlte. Aus diesem Gedanken entstand geräuschlos, schier möchte man sagen: selbwwachsen die Berliner Universität, denn zu den führenden Geistern in Berlin waren nach der Aufhebung der Universität Halle durch Napoleon größtenteils die Hallischen Universitätslehrer gekommen, berufen und bereit, in das große Werk der Volkserziehung mit einzutreten.



Zahn's Haus in Freiburg.

Es ist ein ergreifender Vorgang, wenn ein hochsinniges Volk, vom Feinde daniebergeworfen, sich entschließen muß, auf Rache und Befreiung zu warten, bis das jüngere Geschlecht schwertmäßig geworden ist, und nun still und getrost an die Arbeit geht, um die Jugend an Leib und Seele zum Befreiungskampfe zu erziehen. Damit geschah eine hochbedeutsame Wendung im deutschen Geistesleben. Das Wort der Königin Luise: „Wir waren auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen“, trifft wesentlich die preußische Armee. Es that jetzt mehr not, als diese Armee zu eigener Thatkraft zu erwecken, es galt, das gesamte deutsche Volk von der litterarischen Tendenz abzurufen, der es sich, von politischen Anforderungen nicht gestört, völlig überlassen hatte. Diese litterarische Tendenz hatte herrliche Früchte gezeitigt, und Schiller hatte sogar am Abend seines Lebens und am Vorabend der preußischen Katastrophe erschütternde Worte von nationaler Ehre, von Freiheit und Vaterlandsliebe in seine Dramen eingeflochten, aber der Grund, in dem diese litterarische Bildung wurzelte, und das Ideal, zu dem sie hinstrebte, war doch das klassische Altertum. Jetzt fühlte



man das Bedürfnis, die Jugend mit heimischer Kost zu nähren, in Sage und Geschichte ihr die deutsche Vergangenheit zu erschließen und sie so zur Achtung der eignen Volksart und Sitte zu erziehen. Auf diesem Punkte beruht bekanntlich das Hauptverdienst der romantischen Schule; aber noch unmittelbarer als sie suchte Jahn dem nationalen Bewußtsein in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen. Er ließ im Jahre 1810 sein „Deutsches Volkstum“ erscheinen, ein Buch, in dem zwar der gute Kern unter allerlei entstellendem Auswuchs fast verschwindet, das aber doch für die Sache, die man wollte, das rechte Wort gefunden hatte. Das deutsche Volkstum mußte ins Bewußtsein gerufen und zur Geltung gebracht werden, nicht mehr bloß die „deutsche Kunst und Art“, für die Herder seiner Zeit mit dem jugendlichen Goethe eingetreten war.

Übrigens war die Schriftstellerei Jahn's wahrer Beruf nicht. Auch daß er weder an der Universität, noch an einem Gymnasium eine wissenschaftliche Lehrstelle erhalten hat, ist kaum zu beklagen. Wohl hatte er einen entschiedenen Zug zur Jugend, aber — abgesehen von seiner mangelhaften philosophischen und philologischen Durchbildung — er war unfähig, sich innerhalb der feststehenden Formen und Grenzen eines geordneten Unterrichts zu halten. Er war gewohnt, alles auf seine ziemlich wild aufgewachsene Persönlichkeit zu nehmen, und forderte dadurch die Schüler heraus, auch ihre Persönlichkeit walten zu lassen. Aber hatte er auch dadurch eine gewisse Beziehung zur Pestalozzischen Methode, so war doch die Erziehung des Einzelnen zur Selbständigkeit nicht sein Ziel. Die liebevolle Beobachtung und Pflege der einzelnen Menschenblume war ihm nicht gegeben; beherrscht von Franzosenhaß und kampfbegieriger Vaterlandsliebe, wie er war, wünschte er die Masse der Jugend mit seiner Gesinnung zu erfüllen und mit Mut und Kraft zum Kampfe auszurüsten.

Für solches Streben war das freie Feld, war der Turnplatz der rechte Ort. Jahn wurde der Vater des Turnens, indem er die Leibesübung, sofern sie bereits, namentlich an den Pestalozzischen Schulen, getrieben wurde, von der Schule loslöste und sie unmittelbar mit dem Vaterlandsgedanken verband.

Die Götter brauchen manchen guten Mann zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde, sie haben auf jeden gezählt, und wohl dem, der sich dessen bewußt ist und die Stelle findet, da er diesen Dienst erfüllen kann. Jahn hatte hiermit seine Stelle gefunden, nach leisen Anfängen im Jahre 1809 und 1810 konnte er 1811 den Turnplatz in der Hasenheide eröffnen. Der Gedanke, daß dort die Jugend zu deutschen Männern erzogen werde, die sich das fremde Joch nicht gefallen zu lassen brauchten, erregte allgemeine Teilnahme und Nachahmung, der Mittelpunkt aber der turnerischen Bewegung blieb Berlin, wie es der Mittelpunkt der ganzen Regeneration war. Die großartige Bereitwilligkeit, mit der im Anfange des Jahres 1813 das Volk, besonders aber Berlin, dem rufenden König entgegenkam, zumal die Bildung der Freischaren ist ohne die Turnerei nicht wohl zu erklären. Jahn selbst wurde ein Lützower, und wenn er, wie von manchen behauptet wird, im Felde nicht viel geleistet hat, so lag sein Verdienst in der Zeit vor dem Kriege, ein Verdienst, das die Geschichte ihm ungemindert lassen wird.

Die Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit an und für sich ist das wenigste, aber diese Ausbildung gibt Kraftbewußtsein und durch dasselbe Sicherheit und Mut den Gefahren gegenüber, die der Einzelne wie ein ganzes



Volk um der Selbsterhaltung willen zu bestehen hat. Der beste, der moralische Teil dieser Selbsterhaltung ist die Ehre. Die Ehre als selbsterhaltende Kraft kann nur in den Individuen vorhanden sein. Während nun der Fechtunterricht meist die Formen des Kampfes im Auge hat, in denen gewohnheitsmäßig der Einzelne seine Ehre wahrt, wollte die Turnerei durch ihre allgemeine Ausbildung ihre Zöglinge in den Dienst der nationalen Ehre stellen. Nicht zum Duell, sondern zum Kriege wurden sie erzogen, gegen die Gefahren des Feldzugs, mochte sie das Terrain oder der Feind, mochte sie das Wetter oder der Mangel mit sich bringen, sollten sie innerlich wie äußerlich gestählt werden.

Es ist ein Irrtum und ein Unrecht, wenn man in neuerer Zeit gesagt hat, das Jahnsche Turnen habe von Hause aus in Kraft- und Kunststücken, selbst Gliederverrenkungen bestanden. Dergleichen mögen Jünger Jahns späterhin aufgebracht und, als das Turnen seinen nationalen Zweck aus den Augen verlor, auch zur Herrschaft gebracht haben. Jahn selbst behandelte das Turnen wesentlich als ein Spiel, ein Kriegsspiel. Solches Spiel ist zugleich Nachahmung des Lebensernstes und Vorbildung für denselben. Jener Wettstreit in Kunst- und Kraftstücken ist freilich auch ein Spiel, aber ein Spiel ohne Nachahmung des Lebens, er ist das, was die Engländer Sport nennen.

Als im Frühjahr 1813 der König von Preußen die beiden Aufrufe an sein Volk erließ, leerten sich die Turnplätze zuerst, und das beweist, daß die Turner wußten, warum, zu welchem Zwecke sie turnten. Als dann die Freiheit erkämpft und der Friede geschlossen war, füllten sich die Turnplätze wieder, und der in der Hasenheide wurde der Sammelpunkt von Leuten, die aus dem Felde sich selbst, oder denen eben daher ihre Vorgänger ein bedeutendes Selbstgefühl mitgebracht hatten. Es war das Selbstgefühl des deutschen Mannes, denn das Volkstum wurde nach Jahnscher Art betont, und dieses Selbstgefühl schlug in Unzufriedenheit um, als die Einigung Deutschlands mißlang und der Freiheit, für die man gekämpft hatte, auch in den Einzelstaaten das Thor nicht so weit geöffnet wurde, als man es gehofft. In diesem Punkte hängt die Turnerei mit der demagogischen Bewegung zusammen. Im Jahre 1817 feierte die Jugend das Wartburgfest, 1819 am 23. März ermordete Sand Kobzebue, und in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni wurde Jahn in Berlin auf Befehl des Fürsten Hardenberg verhaftet.

Jahn erschien der Regierung als ein Verführer der Jugend, und es ist ihm später nicht gelungen, sich in den Augen derselben von diesem Vorwurfe ganz zu reinigen. Auf den Festungen Spandau, Rüstzin, am längsten in Kolberg hat er den Gang seines Prozesses abgewartet, endlich im Jahre 1825 wurde er freigelassen, doch so, daß er weder in Berlin und seinem zehnmehligem Umkreise, noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt wohnen durfte. Jahn wählte Freiburg an der Aare zu seinem Wohnort, als er aber von dort aus einen mehrtägigen Besuch in Merseburg machte und von dortigen Gymnasiaften Besuche empfing, wurde ihm das stille Städtchen Cölleda zum Wohnsitz angewiesen. Jahn mußte der Weisung folgen, denn er lebte von einer Pension (1000 Thaler), welche er von der Regierung erhielt. Als ihm später die Rückkehr nach Freiburg gestattet war, brannte — es war im Jahre 1838 — das Haus ab, in welchem er zur Miete wohnte. Jahn war gerade abwesend, deshalb erlitt er durch den Brand erhebliche Verluste, namentlich an Büchern und Handschriften.



Das erregte Teilnahme in gewissen Kreisen, und da Zahn die Gabe hatte, sich beschenken und für sich sammeln zu lassen, so kam eine Sammlung für ihn zustande, aus deren Ertrage er sich das Haus baute, in dem er für den Rest seines Lebens sein Heim gehabt und in dem er 1852 gestorben ist. Das Haus ist, nachdem es 1859 den Hauptgewinn der Schillerlotterie gebildet, zu einer freundlichen Gastwirtschaft geworden, aber auch als solche ist es das sprechendste Zahnedenkmal geblieben, sprechender als das Grabdenkmal, das ihm die deutschen Turner auf dem Freiburger Friedhofe gesetzt haben.

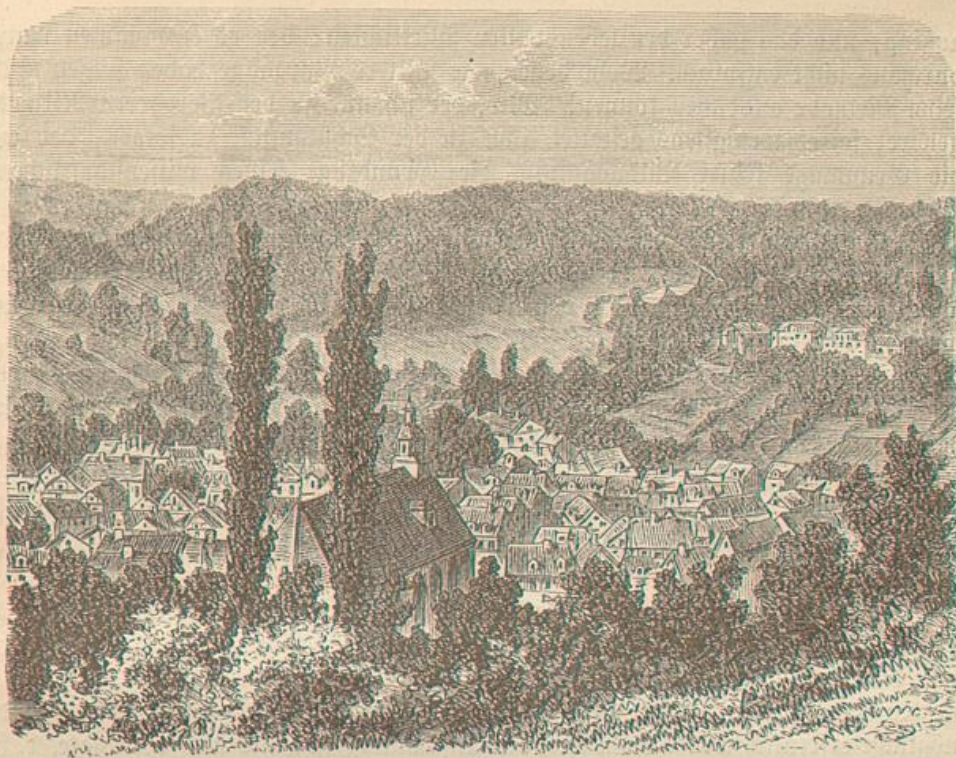
Die Stelle, an der das Haus steht, ist schon oben bezeichnet. Recht und absonderlich schaut es vom hohen Unstrutufer über die Stadt hin, rechts steigt rasch und steil der Schloßberg empor, links fällt der Garten zur Unstrut hinab. Wie man den Turner wohl ohne Not an Orten gehen und stehen sieht, die andre Leute ohne Not nicht betreten, so scheint uns das Haus zuzurufen: „Seht ihr mich wohl? Nicht wahr, hier hättet ihr mich nicht erwartet?“

Doch ist Zahn in solcher Koketterie nicht aufgegangen. Vor seiner Seele standen die Ereignisse und Mahnungen der Jahre 1806 und 1813. Der freie Ausblick, den sein Haus ihm bot, sprach ihm von der Zeit, als die Franzosen als übermütige Sieger nach Freiburg kamen, und wie sie endlich flüchtig und besiegt bei Freiburg die Unstrut passierten. Der altpreußische Napoleonshaß ist ihm geblieben, wenn er ihm auch in seinem deutschen Volkstum sozusagen ein weiteres Haus gebaut hat.

Nach den Erfahrungen, die Zahn mit der preußischen Wirklichkeit gemacht hatte, kann man sich nicht wundern, wenn er mehr und mehr mit seinem deutschen Ideale sich zu entschädigen suchte, zumal er in diesem zusammentraf mit der studierenden Jugend, die besonders von Halle und von Jena aus den „alten Zahn“ in seinem selbstgebauten Hause zu besuchen liebte. Es waren Momente großer Genugthuung für Zahn, wenn er in diesem Hause unter der Inschrift: „Frisch, frei, froh, fromm“ solche Besuche empfing. Eine gewisse gewollte Deutschtümelei war dabei fast die Hauptsache. Die Jugend meinte wohl, der Mann mit der mächtigen Gestalt und dem wallenden stattlichen Barte, welcher für Deutschland gelitten und gestritten, sei wirklich der deutsche Mann, dem sie sich nachzubilden hätte. Dadurch geriet man namentlich in Turnerkreisen in jene gefallsüchtige Deutschtümelei, die, je nachdem sie in kleinlicher Nachahmung oder in unverständiger Überbietung des Vorbildes sich gefiel, eine spielende oder eine unflätige Schwärmerei genannt werden kann.

Zahn ist für diese Auswüchse nicht verantwortlich zu machen; er that in jener „Tümelei“ nicht mehr, als seine originelle und kraftvolle Persönlichkeit vertragen konnte. Und auch der Jugend wollen wir keinen Vorwurf machen; sie war eben Jugend, und in der dankbaren Anhänglichkeit, die sie dem alten Turnvater erwies, hat sie lange Jahre allein ihm die Schuld abgetragen, die das deutsche Volk bei dem alten Zahn immerhin auszugleichen hatte. Am späten Abend seines Lebens hat Zahn dies noch anerkannt gesehen, als im Jahre 1848 das deutsche Volk ihn als einen seiner Vertreter in das deutsche Parlament nach Frankfurt wählen durfte.





Rußla.

## Umschau und Nachlese.

Zwei Erziehungsanstalten in Thüringen. — Thüringer Land und Leute, Gewerthätigkeit und Volksleben.

**Zwei Erziehungsanstalten in Thüringen.** In dem geographischen Unterricht nach jener früheren unorganischen Methode pflegte der letzte von den Punkten, nach welchen ein Land erörtert wurde, der der Produkte zu sein. Indem ich mich nun in diesem letzten Kapitel an jene Methode anschließe, die mir aus meiner Kindheit noch in schmerzlicher Erinnerung ist, möchte ich gar gern jene unorganische Zusammenhanglosigkeit vermeiden, oder, wo sie nicht zu vermeiden steht, doch wenigstens die Methode, nicht mich verurteilt sehen.

Es handelt sich nämlich in dieser Nachlese nicht um die Ergebnisse meiner bisherigen Darstellung, sondern um die Ergebnisse, welche Geschichte, Natur und Volksleben in unserm thüringer Lande gezeitigt haben, und die noch jetzt in lebendiger Wirkung stehen.

Wenn jene öde, lediglich statistische Methode, welche Tod verbreitete über alles, was Geographie hieß, nunmehr überwunden, wenn die gegenwärtige Geographie eine lebensvolle, selbständige den andern ebenbürtige Wissenschaft geworden ist, so verdanken wir dies bekanntlich niemand mehr als Karl Ritter. Er blies ihr einen lebendigen Odem ein und belebte ein totes Material, das hier und da und dort in Haufen gethan war, deren einer den andern nichts



anging, und das daher der lebensvollen Wirklichkeit, der es entnommen war, durchaus nicht entsprach. Wohl denen, die Ritters Vorgänge haben folgen und seine Methode ausbauen können! Mir, der ich nur zu den Verehrern Ritters gehöre, sei es wenigstens gestattet, ihm zu der Schulanstalt zu folgen, der er die Grundlage seiner Bildung und die Grundzüge seines wissenschaftlichen Wesens verdankt.

Im Jahre 1784 verließ Salzmann das Philanthropin in Dessau und gründete am Nordrande des Thüringer Waldes seine bekannte Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Unter den ersten Schülern, die dieser Anstalt übergeben wurden, befand sich Karl Ritter. Wir dürfen annehmen, daß die Fähigkeiten, welche der Knabe mitbrachte, auf den noch von der alten Unterrichtsmethode beherrschten Gymnasien die entsprechende Nahrung und Pflege nicht gefunden haben würden. Diese alte Methode wollte Bildung wirken durch Erlernung der klassischen Sprachen, die Grammatik schwebte über ihr als das Gesetz, dem sich jeder fügen mußte. Das abstrakte, anschauungslose Wesen der Grammatik mochte manchen abstoßen, aber er stand unter dem Gesetz und mußte mit der Kraft des Willens das Widerstreben überwinden.

Gegen die Härte dieser generalisierenden Methode trat Basedow auf mit seinem Philanthropinum. Angeregt durch Rousseaus Emil, verlangte er, daß man die Kindesnatur und auch die Natur des Einzelnen berücksichtige, daß man die Kinder auf den Wegen zum Bildungsziel führe, welche ihnen gemäß und möglichst erfreulich wären. Er rief die Anschauung zu Hilfe und verlangte, daß selbst das Leben der Schüler außerhalb des Unterrichts, besonders ihr Verkehr mit den Lehrern, zur Erweiterung, namentlich zur Einübung der gewonnenen Kenntnis nutzbar gemacht werde.

Einseitigkeit und Übertreibung ließen Basedows Philanthropinum bald wieder scheitern, aber der Grundgedanke, von dem Basedow ausging, ist doch nicht untergegangen. In Salzmanns Schnepfenthal, in der Pestalozzischen Methode, ja in unserm gesamten Erziehungswesen lebt er fort. Denn selbst die Gymnasien, die naturgemäß die philologische Ausbildung als ihr Hauptwerk festhalten, haben, dem Zug der Zeit folgend, nicht bloß ihr Lehrgebiet auf die Realien erweitern, sondern auch beim Unterrichte selbst der Anschauung ihren Platz einräumen müssen.

Als Vertreterin dieser klassischen Richtung kennt man die Schulpforta. Klopstock, der sich schon als Schüler in Pforta von der neueren Litteratur angezogen zeigte, verließ die Anstalt im Jahre 1745, also 18 Jahre vor dem Erscheinen von Rousseaus Emil. Er ist keine philologische Natur, aber er trägt das Gepräge seiner Schule. Erst im reiferen Alter wird er sich dessen bewußt, er sucht sich von der Herrschaft des Antiklassischen zu befreien, er merzt die griechisch-römische Mythologie aus, aber es gelingt ihm nicht, etwas Nationales an deren Stelle zu setzen; seine patriotische Tendenz geht wirkungslos an dem Herzen des Volkes vorüber und sein Versbau wird der Muttersprache nicht gerecht. — Im Anfang dieses Jahrhunderts war Fr. Leopold Ranke, der wie Ritter für die Geographie so für die Geschichtschreibung epochemachend geworden ist, Schüler der Pforta. Er hat sich vorzugsweise der neueren Geschichte zugewendet, und es wird wenigstens die Frage erlaubt sein, ob das vor dem Umschwung im Erziehungswesen, den Basedow, wenn auch nicht bewirkt, doch angekündigt hat, mit dem glücklichen Erfolge hätte geschehen können, dessen sich



heute die Welt freut. Fleiß beansprucht jeder redliche Unterricht, aber die neuere Zeit gestattet innerhalb gewisser Grenzen die Wahl des Gegenstandes, sie gestattet, ja sie wünscht ein freudiges Arbeiten mit eigenster Neigung und verlangt nicht, daß der Schüler diese schlecht hin dem Gesetze zum Opfer bringe. Unverkennbar ist es, daß Karl Ritter in seinen Werken die Freude einer durch Anschauung und eigne Neigung vermittelten Aneignung wiedergibt, und daß es ihm gerade dadurch gelungen ist, das damals so öde Gebiet der Geographie in ein Feld umzuschaffen, dem immer neue Arbeiter zuströmen und das überall von fröhlichem Leben zeugt.



Schneppenthal.

Aber es ist noch eins, und in erziehlicher Hinsicht das wichtigste, wodurch Salzmann in seiner Anstalt ein freudiges Lernen bewirkte. Wie Pestalozzi auf die Wohnstube ein besonderes Gewicht legt, so wollte auch Salzmann dem Zusammenleben der Lehrer und Schüler den Charakter des Familienlebens gewahrt wissen. Die Schule sollte kein Bruch sein mit dem Leben, welches das Kind bisher gelebt, sondern eine Fortsetzung desselben, eine Fortsetzung besonders des Lernens von Vater und Mutter, wie sich das ja ungesucht in der Wohnstube vollzieht. Auch dadurch sollte dem Lernen die Freude erhalten werden, die alles gesunde Wachstum mit sich bringt. Zu diesem Familienleben innerhalb der Schule wird Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt erfordert. Wald und Gebirge gaben diese Abgeschlossenheit, aber sie gaben noch mehr; sie gaben zugleich Gelegenheit, den Anschauungsunterricht in einer schönen und bedeutenden Umgebung an den Formen und an dem Leben der Natur selbst zu betreiben.



Und das ist namentlich früher in ausgedehntem Maße geschehen, indem man häufige, nicht selten anstrengende Ausflüge unternahm, die zugleich dem Körper Abhärtung und Ausdauer geben sollten.

Die angedeuteten Vorteile der Lage und Umgebung haben wohl auch Fröbel bewogen, in neuerer Zeit seine Erziehungsanstalt (Keilhau), welche jetzt mit Schnepfenthal wetteifert, im Thüringer Walde zu gründen. Freilich ist Thüringen überhaupt pädagogischer Boden; ein Boden, auf dem je zu seiner Zeit Humanismus und Aufklärung gepflegt und gediehen sind, ohne bei der rücksichtsvollen Klugheit, die im Thüringer Volkscharakter liegt, in verderbliche Schroffheit auszuarten.

### Thüringer Land und Leute, Gewerbtätigkeit und Volksleben.

Die Lage Thüringens im „Herzen“ Deutschlands hat es zur Brücke zwischen Süd- und Norddeutschland gemacht. Auf dieser Brücke begegnen sich Hochdeutsch und Niederdeutsch, denn das thüringische Hochdeutsch ist nicht frei von niederdeutschen Elementen. Hat nun das Gebirge eine strenge Scheidung von Süd und Nord nicht bewirken können, so darf es uns noch weniger wunder nehmen, wenn Thüringen und sein Volk von Osten, Westen und Norden Einflüsse erfahren haben. Franken und Sachsen haben nicht bloß die Thüringer zurückgedrängt, sie sind auch eingedrungen in das Land, das noch heute Thüringen heißt. Die Kolonien Frankenhäusen und Sachsenburg sind oben erwähnt. Im Westen haben sich die Hessen mit den Thüringern vermischt, und von Osten her sind Wenden eingewandert und vorzugsweise in den Bergwäldern festhaft geworden. Ruhla, Brotterode, Steinbach, so nahe sie der Westgrenze Thüringens liegen, werden in immer weiteren Kreisen als wendische Ansiedelungen anerkannt. Auch an andern Kolonien fehlt es nicht; z. B. flamändische lassen sich nachweisen. Dagegen scheinen die vielbesprochenen Angeln, deren alte Ansiedelungen man vorzugsweise in den Ortschaften findet, deren Namen auf „—leben“ endet, keine Einwanderer zu sein, sondern von Hause aus ein Zweig des großen Hermundurenreiches und Volkes. Hat dieses Hermundurenreich die Größe gehabt, die wir im Anfang unsrer Arbeit angenommen haben, so liegt es auf der Hand, daß die Angehörigen dieses Reichs nicht ein einheitlicher Stamm, sondern ein über eine Mehrheit von Stämmen ausgebreitetes Volk waren. Dadurch mag schon in alter Zeit die Herrschaft einer scharf bestimmten, geschlossenen Stammeseigenheit gemildert oder gebrochen sein. Man sollte denken, der Name Hermunduren hätte nicht verloren gehen können, wenn er an einer scharf ausgeprägten Stammespersönlichkeit gehaftet hätte.

Auch die spätere Geschichte ist bei diesem Volk der deutschen Mitte der Ausbildung eines geschlossenen Charakters nicht günstig gewesen. Thüringen ist nicht zu einem Herzogtum geworden. Die Herrschaft selbständiger Landgrafen, welche die Zeit zwischen der Zugehörigkeit zum alten sächsischen Volksherzogtum, und der Zugehörigkeit zu dem neueren sächsischen Herzogtum, resp. dem sächsischen Kurfürstentum, ausfüllt, kommt der Macht und Bedeutung der alten Reichsherzöge nicht gleich. Daher hat Thüringens Selbständigkeit keine Dauer; es wird wieder Nebenland und ist als solches den vielfachen Teilungen ausgesetzt, welche durch staatliche Trennung der Glieder und durch Wechsel der Besitzer der Ausbildung nationaler Eigenheit hinderlich sein müssen.



Und so ist es denn schwer, den thüringer Volkscharakter zu bezeichnen. Was ich mich über ihn zu sagen getraue, betrachte ich nur als ein Ergebnis der oben skizzierten Geschichte des Volkes. Eine gewisse Virtuosität des Umgangs mit Menschen oder, allgemeiner gefaßt: eine Fähigkeit, sowohl den Menschen als auch den Verhältnissen gerecht zu werden, ist dem Thüringer eigen. Die Lage des Landes und der mannigfache Wandel und Wechsel in seiner Geschichte mag ihm das eingetragen haben.



Spielwarenwerkstätte in Thüringen.

Die Virtuosität des Menschenumgangs beruht hauptsächlich darauf, daß man auf das Wesen und Wollen des Nebenmenschen leicht eingehen kann, ohne sein eignes Wesen und Wollen aufzugeben. Es ist die freundliche Mitte zwischen herb geschlossener Selbstheit und leidenschaftlicher Hingabe, in der man sich selbst verliert und den Gegenstand der Hingabe meist nicht gewinnt. Rühmen sich die Thüringer, wie man das öfters hören kann, eines glücklichen Zusammenwirkens von Verstand und Gemüt, so meinen sie wohl das Nämliche, was ich eben nur bestimmter ausgedrückt zu haben glaube. Die so wohlthuende thüringische Freundlichkeit ist eine dem Gemüt entspringende, ich möchte sagen: eine herzliche Höflichkeit, aus welcher der andre herausfühlt, daß seine Eigenart geduldet, wo nicht gar anerkannt wird. Duldung und Anerkennung enthalten aber ein Urteil, und das kann nur der selbständige und selbsterhaltende Verstand fällen. Die thüringische Freundlichkeit bedeutet nicht das Aufgehen in den andern, sondern das Sichdanebenstellen, und das ist die Stellung, in der man einen Nächsten hat und helfen kann, und der Thüringer ist so gern hilfreich. Als ich — das ist nun lange her — den Thüringer Wald zum erstenmal durchwanderte, hatte ich mich im Bergwalde über Friedrichroda verirrt,



traf aber bald auf einen Mann, der auf einer grünbewachsenen Schneise eine Kuh am Halfter weiden ließ. Als ich ihm bekannte, ich sei vom Wege abgekommen, rief er mit einer mir unvergeßlichen Freude des Helfens: „Ei, da war's ja ein rechtes Glück, daß ich dahier war“, und brachte mich auf den rechten Weg. Ich wagte es damals nicht, diese Helfensfreude mit einem Trinkgeld zu kränken; nun ich aber die thüringische Welt besser kenne, weiß ich, der Mann hatte nicht bloß an die Hilfe, die er leistete, sondern doch auch an den klingenden Dank, den er empfangen würde, gedacht, und so fühle ich mich noch heute in seiner Schuld und kann ihn nicht vergessen. Ich denke, was Goethe unter die Silhouette einer der liebenswürdigsten Thüringerinnen, der Frau von Stein, schrieb, läßt sich auf die Thüringer im allgemeinen anwenden: Sie sehen die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe.

Und das gilt von ihnen nicht bloß der Menschenwelt, sondern auch der Welt der Dinge gegenüber. Der Thüringer kennt und benutzt sein Land, aber er liebt es unabhängig von diesem Nutzen. Die armen Gebirgsdörfer stehen der reichen Ebene, überhaupt die arbeitenden Klassen den reichen Herren in dieser Liebe gewiß nicht nach. Der Thüringer arbeitet, um die Schätze seiner Fruchtfelder oder seiner Berge und Wälder zu heben, aber er verliert in der Arbeit den Feiertagsmenschen nicht, der sich seines Lebens in der gottgegebenen Heimat freut. Nirgends hört man soviel frohen Gesang bei der Arbeit wie in Thüringen; es ist, als ob sich süddeutsche, besonders den Weinländern eigne Fröhlichkeit mit norddeutscher Arbeit verbunden hätte. Der Sonntagnachmittag ist dieser Fröhlichkeit ausschließlich geweiht. Selbst kleine Dörfer haben meist einladende und gedeihende Wirtshäuser. Gespräch beim Glase Bier, Regelsbahn und das eigentlich thüringische Skatspiel füllen die Nachmittags- und Abendstunden aus; Tanzvergüügungen sind nicht selten. Die darstellenden Volksfeste sind fast verschwunden oder wenigstens im Abnehmen begriffen. Die Fastnachtsumzüge mit dem Schimmelreiter, Frau Holle und dem Britschmeister, sind nur noch aus früheren Jahren in meiner Erinnerung; das Maikönigspiel, das den Sieg des Sommers über den Winter bedeutete, kehrt nur selten und in kaum noch erkennbarer Gestalt wieder. Es hat sich in der Phantasie des Volks mit dem Räuberspiel verbunden, bei dem eine geraubte Prinzessin — das Volk nennt sie wohl Maikönigin — aus dem Schlupswinkel der Räuber im Walde wiedererobert und mit Triumph ins Dorf zurückgeführt wird. Nur das Bringen des Haserkranzes hat sich in seiner alten Form und in regelmäßiger Wiederkehr erhalten. Es ist das Erntefest, das mit dem Einbringen der letzten Halmfrucht, also der letzten Hasergarbe, zusammenfällt. Aus dieser letzten Garbe wird der Kranz gewunden und sodann mit Bändern geschmückt auf eine Harke gesteckt, welche die Großmagd oder Vorbinderin, dem Zuge sämtlicher Erntearbeiter und Arbeiterinnen voranschreitend, vor das Haus des Herrn trägt. Der Vormäher hält eine Rede, die mit einem Lebehoch schließt. Der Herr antwortet dankend, und am Ende bricht das allgemeine Dankgefühl aus in den Gesang des Liedes: Nun danket alle Gott! Der spätere Abend ist dann dem fröhlichen Erntefest gewidmet, das wie andre Trink- und Tanzfeste verläuft. Musik ist zu einem Lebensselement in Thüringen geworden, und bei jeder passenden Gelegenheit müssen die Dorfmusikanten die Füße der tanzfrohen Jugend besflügeln. Brautmusik ist es, welche uns aus dem baumumschatteten Gebirgsdörfchen



entgegentönt, zu welchem wir von steiler Höhe durch die saftiggrünen Hopfengärten hinabsteigen. Das eben von der Hand des würdigen Seelsorgers in dem altertümlichen Kirchlein für Lebenszeit vereinigte Brautpaar kehrt unter dem Vortritt der Musikanten und Kranzkinder nebst den Brautjungfern und dem langen Zug der sonntäglich gepuzten Freunde und Verwandten heim.



Der Schimmelreiter.

Dort im Brauthause herrschen dann bis tief in die Nacht hinein Lust und Fröhlichkeit, welche diesen Tag für die leicht befriedigten Teilnehmer zu einem unvergeßlichen machen.

Der Gipfel aber des festlichen Dorflebens in Thüringen ist die Kirmes. Sie heißt schlechtweg „das Fest“. Die Kirmes feiert den Jahrestag der



Kircheinweihung und hat daher auch ihre kirchliche Seite, nämlich eine besondere Kirmespredigt, die auf den zweiten Tag des Festes (den Montag) fällt. Aber die weltliche Seite des Festes wiegt vor. Diese weltliche Seite ist eine großartige Bethätigung der Gastfreundschaft. Schon lange Zeit „vor dem Feste“ haben die Maurer alle Hände voll zu thun, um die Häuser abzuputzen, damit sie den erwarteten Gästen freundlich entgegenlachen.

Und alles, was verwandtschaftliche oder gastfreundliche Beziehungen zu dem Hause hat, wird erwartet; es ist ein besonderer Ehrenpunkt, an diesem Tage viele Gäste, viele Last und viele Unkosten zu haben. Trotz der Beziehung zur christlichen Kirche liegt etwas Altgermanisches in dem Verfahren bei diesem Feste; man fühlt sich erinnert an das Wort, das Tacitus von unsern deutschen Landsleuten im allgemeinen sagt: *Convictibus et hospitibus non alia gens effusius indulget* (Gastereien und Gastfreundschaft übt kein Volk schrankenloser).

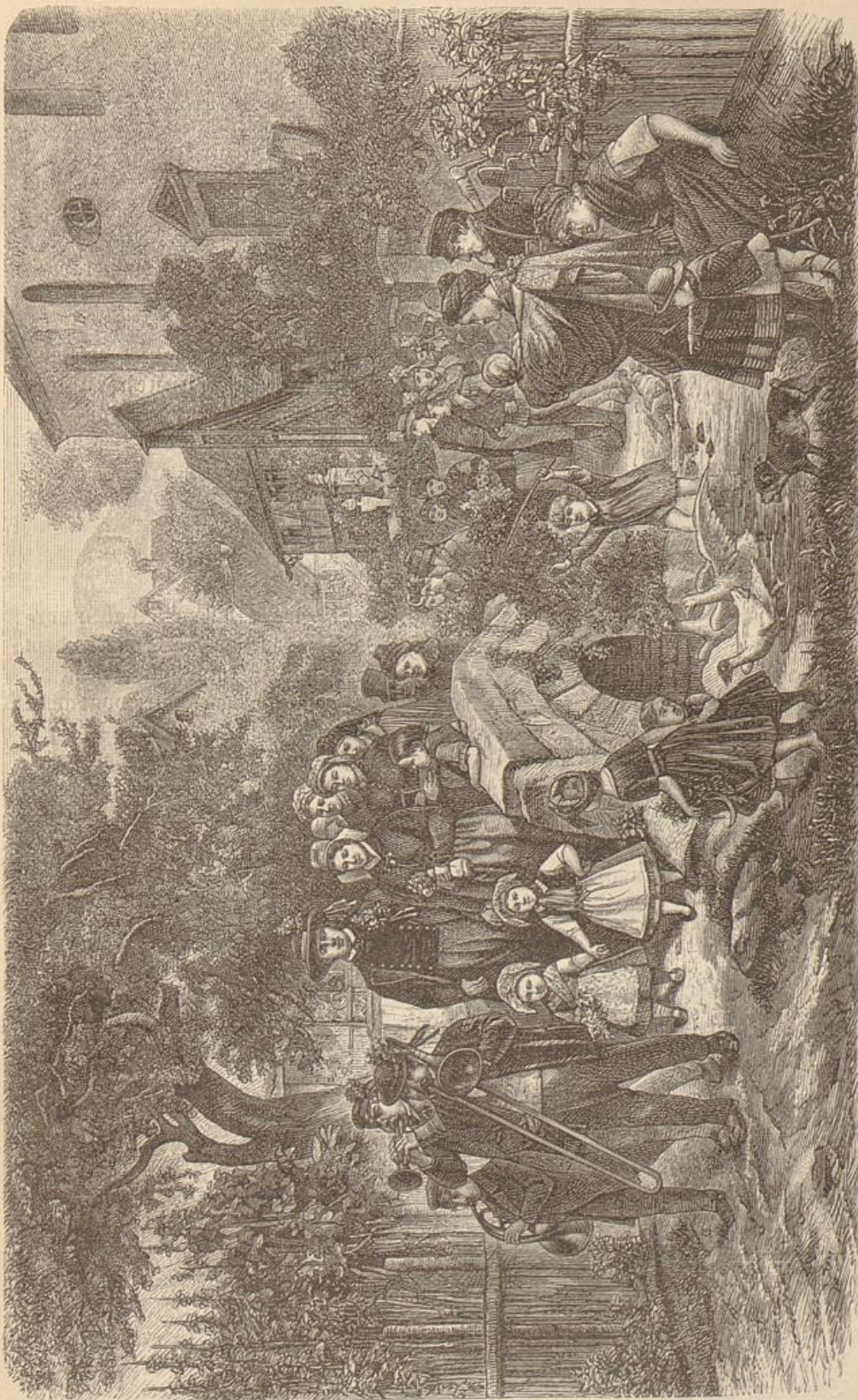
Und nicht bloß die einzelnen Häuser, nein, auch das Dorf selbst zeigt sich gastlich hergerichtet. Auf dem Dorfplatze haben sich Fahrende niedergelassen mit dem nie fehlenden Karussell, mit Schieß- und Spielbuden, mit Pfefferkuchen und andrer Leckerei. Aus den Gasthäusern klingt Tanzmusik, aber auf Platz und Straße behält die Drehorgel des Karussells die Oberhand, nur ab und zu übertönt von einem Knall aus der Schießbude.

Dahin führen die Hauswirte ihre Gäste, wenn das Haus seine Schuldigkeit gethan. Die Kinder suchen das Karussell und die Spielbuden, die Jugend den Tanzsaal, die Männer die Bierbank im Hause oder im Garten. Da kommt dann das thüringische Bier ohne viel Kritik zur Geltung, auch wohl der „echte Nordhäuser“ und zu mehrerer Stärkung des Magens der Dietendorfer Aromatique; das thüringische Fest verwertet die thüringischen Produkte. So braust und dröhnt das Fest in die Nacht hinein, bis endlich jedes Haus seine Gäste zurücknimmt und ihnen Nachtruhe und Erholung schafft zum morgen wiederkehrenden Festgang.

Der zweite Tag, der Montag, unterscheidet sich von dem ersten wesentlich nur durch den Kirmesgottesdienst, der die kirchliche Bedeutung des Festes ins Licht stellt und von den meisten der auswärtigen Gäste mit besucht wird. Übrigens vergeht der Tag auch unter Essen, Trinken und Tanzen, und die Kinder fahren unermüdetlich auf dem Karussell. Wieviel man innerlich von dem Feste haben kann, das hängt von der Natur und dem Bildungsstande eines jeden ab; für das allgemeine kann ich nur wiederholen: es ist eine großartige Bethätigung der Gastfreundschaft.

Städte pflegen eine Kirmes nicht zu haben; sie erwidern die Gastfreundschaft der Kirmesdörfer bei Gelegenheit der Jahrmärkte oder der Schützenfeste. Dörfer, denen die Kirmes fehlt, feiern das Erntedankfest in ähnlicher Weise, oder sie feiern ein „Ablassfest“, das die Stelle der Kirmes vertritt, wie z. B. Memleben, Günstädt und Thamsbrück. Auch diese Ablassfeste, deren rein kirchlichen Ursprung zu bezweifeln der Name verbietet, liegen, wie ich höre — von Memleben allerdings weiß ich das Gegenteil — den Kirmessen entsprechend, meist nach der Ernte. Da nun bekanntlich die Städte keine Kirmes feiern, manche Dörfer aber das Erntedankfest als Kirmes betrachten, so liegt es nahe, in den Kirmessen auch eine Art von ländlichem Erntefest zu sehen, ein Fest, in welchem man von der Arbeit der Ernte zum Genuß derselben übergeht.





Festtag in Thüringen.



Man hat den Vorrat in Haus und Scheune und hat die Ruhe zum Genießen; nach diesem Gesichtspunkte hat man erweislich, z. B. im Altenburgischen, die Kirrmessen in die besagte Zeit gelegt. Und der Vorrat ist in der That nötig. Man hat berechnet, daß die Kuchen, die im Dorfe Köpfeben zur Kirrmes gebacken werden, auf einander gelegt, die Höhe des recht ansehnlichen Kirchturms noch übersteigen würden. So feiern in den fetten Fluren Thüringens die Dörfer ihre Kirrmes. Der Weizen und die Zuckerrübe, die Kinder eines Feldes, haben sich im Kuchen vermählt und werden nun als süße Frucht der Sommerarbeit willkommen geheißen. Das Erntedankfest gilt dem Gottesseggen, die Kirrmes der wohlgethanen Menschenarbeit.

Dieser Zug der Dankbarkeit für Gottesseggen und Gottesgabe kehrt auch in andern, nur lokalen Festen wieder. Bekannt ist das Brunnenfest der Mühlhäuser an der Popperoder Quelle. Schon die Inschrift an dem „Brunnenhause“, mit dem die Quelle überbaut ist, läßt über die Bedeutung des Festes keinen Zweifel zu, denn sie schließt mit den Versen:

„Hic animum recreet, quicumque advenerit hospes,  
Munificum grato laudet et ore Deum.“

„Wer du auch seiest, der Quell heut gastlich jedem Erquickung,  
Über mit dankendem Mund preise den gütigen Gott.“

Das Brunnenfest oder, genauer gesprochen, die beiden Brunnenfeste haben vorzugsweise die Kinder im Auge, die auf die Wohlthat, welche die Stadt in dem Brunnen empfangen hat, hingewiesen werden sollen. Im Juni ziehen die Schüler des Gymnasiums, der höheren und der Knabenbürgerschule, von ihren Lehrern geleitet, mit Lobgesängen durch die Stadt. Vor dem Thore löst sich der Zug auf, und in frei gewählten Gruppen strömen Schüler und Angehörige, Bürger und Fremde zu der schön gefaßten Quelle, die von altehrwürdigen Lindenbäumen kühl überschattet wird. Das Wasser ist bei mehr denn 2 m Tiefe klar bis auf den Grund, und es ist wohl als ein kindliches Spiel mit dieser Klarheit aufzufassen, wenn die kleineren Knaben der Bürgerschule, die Sträuße, die sie im Zuge getragen, mit Steinen beschwert in den Brunnen senken. Danach wird ein Choral gesungen, und von dem Erker des Brunnenhauses herab hält einer der Schulrektoren die Dankrede.

Fast in derselben Weise verläuft im Juli das Mädchenbrunnenfest. Den Schluß beider Feste bildet ein frohes Beisammensein auf dem Brunnenplatz und in dem angrenzenden Wirtsgarten, ein Beisammensein, das sich jede Gruppe nach ihrer Art gesellschaftlich erhöhen mag.

Mühlhausen hat noch eine Quelle, der es zu Danke verpflichtet ist, die Breitfüßenquelle, welche die Oberstadt mit Wasser versorgt und dessen kaum weniger hat und gibt als die Popperoder Quelle. Dennoch wird ihr kein Fest gefeiert, denn — und das ist sehr bezeichnend — sie ist nicht ein Geschenk freier Gnade, sondern erst durch einen bedeutenden Aufwand von Menschenwitz und Menschenkraft um die Berge geleitet und so der Stadt gewonnen. Die Sage spricht, ein verurteilter Mönch habe sich durch die kunstreiche Anlage des Wasserwerkes aus dem Kerker und vom drohenden Tode befreit.

Auch das berühmte Raumburger Kirrschenfest ist ursprünglich ein Brunnenankfest. Denn was in Raumburg über die Entstehung des Festes vom Vater auf den Sohn erzählt wird, ist Sage.





Aus den thüringer Schmiededörfern.



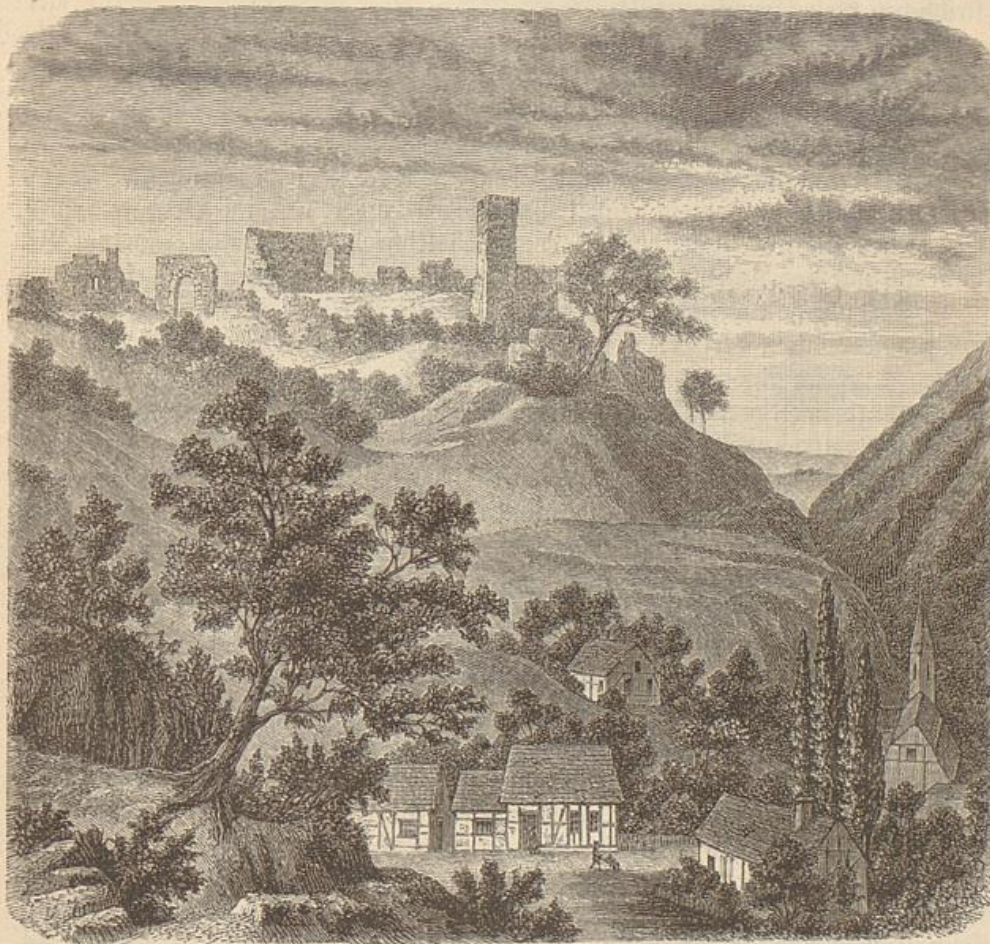
Als geschichtliche Thatsache würde es auch trotz Kogebue kaum ein so spöttisches Lied hervorgerufen haben, wie dasjenige ist, durch welches die Sage weit und breit bekannt geworden ist und welches anhebt: „Die Hussiten zogen vor Raumburg“. Männer, welche der Geschichte des Festes nachgeforscht haben, geben als den historischen Kern der Sage an, daß während des in den früheren Abschnitten öfters erwähnten Bruderkrieges Herzog Wilhelm der Tapfere ein böhmisches Heer zu Hilfe gerufen habe. Ein Teil desselben habe sich rachedürstend gegen Raumburg gewandt, weil seiner Zeit der Bischof von Raumburg in Konstanz für die Verbrennung ihres Johann Guß fanatisch thätig gewesen sei. Die Bürger Raumburgs wurden von den Böhmen überrascht, als sie im Buchholz am Helikborn ihr Brunnenfest feierten. Kaum konnten sie sich und die Ihrigen hinter den Mauern der Stadt bergen; zur Abwehr war nichts vorbereitet. Da schlug der Viertelsherr Wolf vor, man solle die Kinder dem böhmischen Anführer zuführen, damit sie Gnade erflehten. Der aber dachte nicht so edel, wie Camillus vor Falerii und der große Prokop vor Raumburg gedacht haben sollen, sondern er behielt die Kinder als Geiseln zurück, bis die geängstete Stadt und die noch mehr geängsteten Kinder durch den Schenken von Tautenburg entsetzt wurden. Seitdem wurde das Fest nicht mehr im Wald an der Quelle, sondern bei der Stadt auf der Vogelwiese gefeiert.

Der ursprüngliche Gegenstand der Feier trat zurück, der Gedanke an Sieg und Befreiung überwog, aber die Kinder blieben die Träger des Festes, wie sie es beim Brunnenfeste ohne Zweifel gewesen waren. Ob sich im Genuß der Kirichen die Vorstellung der Befreiung mit Empfindungen des Dankes für die Kirschenernte verbunden habe, mag dahingestellt bleiben. Immerhin ist es ein Dankfest, dem auch die religiöse Weihe nicht fehlt. Denn das Fest beginnt mittags um 1 Uhr damit, daß die Lehrer die sämtlichen Schüler der Stadt in feierlichem Zuge in die Stadtkirche geleiten. Dort wird „Nun danket alle Gott“ gesungen. Ist das geschehen, treten die Schüler auf dem Marktplatze in einen Kreis und singen „Kirschfestlieder“. Dann erst geht es auf die Vogelwiese zu Spiel und ungebundenem Frohsinn; die Kinder auf dem Platze sind umgeben und überwacht von den Erwachsenen in den rings herum aufgeschlagenen Zelten, und der Ruf „heisa Viktoria“, der öfters aus den Scharen der Knaben dringt, mahnt an den Sieg, den man feiert. So feiern die Knaben ihr Kirschfest am Montage nach Jakobi. Denn der Tag der Befreiung von den Hussiten soll der 28. Juli gewesen sein. Am Donnerstag folgt dann das Fest der Mädchen, das in allem Wesentlichen denselben Verlauf nimmt.

Es liegt eine gewisse Religiosität in allen diesen Festen, aber es ist eine allgemein menschliche Religiosität, in der es nicht schwer ist, hier und da altgermanische Züge nachzuweisen. Dabei will ich noch eines Festes gedenken, das einer wissenschaftlichen Betrachtung wohl wert sein dürfte. Ich meine das Duestefest bei dem Dorfe Duestenberg in der Grafschaft Stolberg-Rosla, durch das man sich schier an die Irmensäulen erinnert fühlt. Des Burgherrn Töchterlein, so wird erzählt, hatte sich beim Blumenpflücken in den Wald verlaufen. Es blieb die Nacht aus, und im Schlosse herrschte Bange und Kimmernis. Man suchte das Kind, aber man suchte schon nur noch die toten Überreste, siehe, da fand man es lächelnd auf einer Wiese sitzend, einen Kranz und zwei Quasten (Pfingststräuße) in der Hand. Dies Ereignis wird gefeiert dadurch, daß man



am sogenannten dritten Pfingstfeiertage Kränze und Sträuße feierlich aufhängt an einem geschälten Eichenbaum, der zuvor auf dem steilen, felsigen Duestenberg mühsam ausgerichtet ist. Die Geschichte von dem wiedergefundenen Kinde ist freundlich und wohlthuend, sie kann auch geschehen sein, aber der Ursprung des Festes ist sie nicht; vielmehr ist man in der That berechtigt, bei dem aufgerichteten Baume an die Irmenensäulen zu denken, zumal auch ein Arminsberg daneben liegt, und das Dorf Duestenberg eine Rolandsssäule, das Zeichen höchster Gerichtsbarkeit, besitzt.



Die Duestenburg.

Denn Jakob Grimm vermutet einen Zusammenhang zwischen den Irmenensäulen und den erst im späteren Mittelalter errichteten Rolandsssäulen. Die Religiosität dieser Feste also hat mit der Kirche wenig zu thun. Die Feste haben sich wohl heranziehen lassen an die Kirche, aber ihre Substanz ist nicht übergegangen in die Anschauung der Kirche. Und ist auch die altgermanische Unterlage längst vergessen, die Feste erneuern sich doch jedesmal nicht aus dem kirchlichen Bedürfnis, sondern aus der Lust des Volkes, und die Gewohnheit läßt die alten Formen bestehen. Überhaupt wird die kirchliche Botmäßigkeit des Volkes in den Gegenden, welche zu dergleichen Festen den Reichtum und



die Muße haben, nicht eben gerühmt. Der Reichtum gibt eine Freiheit, die auch mißbraucht werden kann, und die Not bisweilen eine Kirchlichkeit, welche die rechte Entwicklung des Volkes hemmt. Ich denke dabei an das Eichsfeld, den westlichen Flügel Nordthüringens, den wir bereits vom Inselberge aus mit einem Blicke gestreift haben. Der obere Teil des Ländchens ist schon im 11., der untere im 14. und 15. Jahrhundert Eigentum des Bistums Mainz geworden, daher hat der Katholizismus dort seine Herrschaft gewahrt, und die Not des Landes hat wesentlich dazu beigetragen, das Volk in dem unbedingten kirchlichen Gehorsam zu erhalten.

Der Muschelkalk, mit dem der Boden übersät ist, und die gebirgige, kalte Natur des Landes lassen den Ackerbau wenig gedeihen. Die Ernte ist klein, aber viel sind der Arbeiter und mehr noch der Esser. Schafzucht und Flachsbau, Fabrikation von leinenen und wollenen Zeugen halfen früher aus; seit aber diese Industriezweige im Rückgange sind, sehen sich die Eichsfelder genötigt, scharenweis auszuwandern, um in reicheren Gegenden Arbeit und ihr Brot zu suchen. Sie ziehen die Orte vor, wo sie eine katholische Kirche finden, und die Berührung mit der Außenwelt ändert nichts an ihrem kirchlichen Gehorsam.

Das übrige thüringener Land dagegen bringt in seinen reichen und mannigfaltigen Produkten der Arbeitskraft seiner Bevölkerung die nötigen Arbeitsstoffe entgegen. Mit Ausnahme etwa der Meerscham- und Bernsteinindustrie in Muhlha wird der thüringische Gewerbesleiß von den Landesprodukten in Anspruch genommen. Das Getreide der nordthüringischen Ebene ging wenigstens früher fast ausschließlich nach Nordhausen, wo es in den Brennereien zu dem weltbekannten Nordhäuser Kornbranntwein verarbeitet wurde. Nunmehr hat die Zuckerfabrikation, die in zahlreichen Dörfern und Städten sich ihr Haus gebaut, die Brennereien zurückgedrängt. In den Obstplantagen „welken“ die Pächter, was sie nicht frisch verkaufen können, zur Ausfuhr in die Ferne. Der Thüringer Wald liefert das Holz zu den Spielwarenfabriken in Sonneberg und Walthershausen, deren Erzeugnisse auf dem Weihnachtstische nicht fehlen dürfen; ferner Porzellanerde zu den zahlreichen Porzellanmanufakturen. Ein alternder Kandidat, Macheleidt mit Namen, erzählt man, fand diese Erde bei Volkstedt und verwendete sie zuerst als Streusand in seinem Schreibzeuge. Da er aber auch chemische Kenntnisse hatte, experimentierte er mit ihr und erfand so das thüringener Porzellan, zu dessen Herstellung er in Volkstedt mit Hilfe einer Aktiengesellschaft die erste thüringische Porzellanfabrik anlegte. Verbessert ist das Verfahren späterhin durch Dröse in Elgersburg, dessen wir oben beim Drösestein Erwähnung gethan haben. Auch Eisen hätte das Gebirge hinreichend, um die Waffenfabriken von Drehsse in Sömmerda und in Suhl zu versorgen, aber der Mangel an Steinkohlen macht die Gewinnung des Eisens zu teuer und weist mehr und mehr auf andre Bezugsquellen hin.

Aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Produkte und alle Industriezweige rückschauend auch nur aufzählen wollte, und mehr zu thun als dies, fühle ich mich diesem Fache gegenüber ohnehin nicht in der Lage. Zum Schluß denn! Und dieser Schluß laute: Thüringen ist ein glückliches Land, und Gott erhalte Land und Volk in seinem Glück!